

# **Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte. - 7.1956**

Landesgeschichtl. Vereinigung  
Berlin  
1956

Jahrbuch  
für  
brandenburgische  
Landesgeschichte

1956

# Jahrbuch

für

## brandenburgische Landesgeschichte

### 7. Band

Herausgegeben  
im Auftrage der Landesgeschichtlichen Vereinigung  
für die Mark Brandenburg e. V.

von  
Martin Henning und Dr. Heinz Gebhardt

Berlin  
1 9 5 6

Auslieferung durch die Fontane-Buchhandlung  
Dora Pohlmann, Berlin-Neukölln, Hermannstr. 54



# I N H A L T

Univ.-Prof. Dr. Willy Hoppe:

- Bekenntnis zur Kurmark. Ansprache bei der 70-Jahr-Feier der  
„Landesgeschichtlichen Vereinigung für die Mark Brandenburg“ in  
Schildhorn am 29. Mai 1954 . . . . . 5

Dr. Rudolf Lehmann:

- Die Erforschung des Spreewaldes. Ein Überblick . . . . . 11

Dr. Emil Schwartz:

- Die Tuchmachergilde in Prenzlau (mit 1 Abb. im Text) . . . . 14

Dr. Hermann Fricke:

- Die Ellora und das Rytly. Zwei Seitentriebe des Tunnel über der  
Spree (mit 3 Abb. im Text) . . . . . 19  
Anhang: Aus Theodor Fontanes Tagebuch 1867:  
An Frau von Katte-Wust (mit 1 Abb. im Text) . . . . . 24

Dr. Hans E. Pappenheim:

- Das Belvedere auf dem Pichelsberg. Ein Beitrag zur Geschichte der  
Berliner Gartenpavillons im 18. Jahrhundert (mit 3 Abb. im Text  
und 2 Bildwiedergaben auf den Tafeln I und II) . . . . . 25

Dr. Hans Saring:

- Karl Friedrich von Beyme (mit 6 Abb. im Text) . . . . . 35

Kurt Pomplun:

- Das Gutshaus in Steglitz . . . . . 46

Dr. Curt Meyer:

- Hundert Jahre „Aktienbudiker“. Ein Beitrag zur Berliner Theater-  
geschichte (mit 2 Abb. im Text, einer Bildwiedergabe auf Tafel II) 47

Dr. Mario Kramer:

- Clemens Brentano und Berlin. Bilder aus den Tagen der Romantik  
(mit 7 Abb. im Text) . . . . . 52

Bücherschau:

- H. Marschalleck, Burgenprobleme zwischen Elbe und Oder (L. Schott)  
H. Ludat, Vorstufen und Entstehung des Städtewesens in Osteuropa.  
Zur Frage der vorkolonialen Wirtschaftszentren im slavisb-baltischen  
Raum (M. Henning)  
E. Wiebel, Die Städte am Rande Berlins (H. Gebhardt)  
A. Mohrhenn, Lebendige Dichtung / Betrachtungen zur Literatur  
(H. Fricke)  
O. Neubecker, Wie finde ich ein Familienwappen? Kleine Wappen-  
kunde für jedermann (M. Henning)  
P.O. Rave, Wilhelm von Humboldt und das Schloß zu Tegel (M. Henning) 71

Martin Henning:

- Aus dem Leben der Vereinigung . . . . . 74

Personen- und Ortsverzeichnis . . . . . 77



## Bekenntnis zur Kurmark

Ansprache bei der 70-Jahr-Feier der „Landesgeschichtlichen Vereinigung für die Mark Brandenburg“  
in Schildhorn am 29. Mai 1954

Eine Gemeinschaft wie die „Landesgeschichtliche Vereinigung“ kann ihren Festtag nicht würdiger feiern, als indem sie sich aufs neue daran erinnert, daß sie mit tausend Banden verknüpft ist mit dem Lande um Havel und Spree und Oder, um Finow und Ucker, um Nuthe und Dahme, ja auch um die untere Warthe, d. h. mit der Neumark. Erst am Anfang des 18. Jahrhunderts hat sich die trennende Wendung „Chur- und Neumark“ eingebürgert. Uns kann das Land über der Oder nur als ein Teil der Mark Brandenburg gelten, so wie man bis zu dem eben genannten Zeitpunkt unter „Chur und Mark“ ganz selbstverständlich beide Gebiete verstand. Die Mahnung des zweiten brandenburgischen Zollern ist verhallt, „daß solch Land (eben die Neumark) bei deutschen Landen und dem Heiligen Römischen Reich und bei dem würdigen Kurfürstentum der Mark zu Brandenburg bleibe und nicht zu undeutsch Gezunge gebracht werde“. Die Menschen dürfen drüben heute nicht zeugen von der deutschen Neumark, aber laut reden die Steine davon: die schwergefügt Bastionen von Küstrin, die trutzigen Tortürme von Königsberg oder die Stadtmauern von Drossen, die stattlichen Kirchen, der Stolz der alten Städte wie etwa die die Landschaft weit überragende Marienkirche von Arnswalde, und die traulichen dörflichen Gotteshäuser aus der mittelalterlichen und friderizianischen Zeit. Alle Siedlungen, mögen sie städtischer oder ländlicher Art sein, sie mahnen mit ihrer Anlage unaufhörlich an die deutsche Neumark. Die Erinnerung an sie steigt empor wie die Träne im Auge dessen, der trauernd nicht vergessen kann.

Ein Ganzes bedeutet also für uns die Kurmark. Ihr hat sich die „Landesgeschichtliche Vereinigung“ seit nunmehr siebzig Jahren verschrieben. Den Weg zu dem etwa seit hundert Jahren oft so hartnäckigen Gegenspieler der Mark, zu Berlin, hat unser Kreis erst spät gefunden. Aber es stünde uns schlecht an, gedächten wir heute nicht auch der Schicksalsgemeinschaft, die die jetzt entthronte Hauptstadt des Reiches mit der Mark verbindet. Aus deren Schoß ist Berlin einst als eine der ältesten Töchter erwachsen.

Ist der Name der Spree unwiderruflich mit dem Namen Berlins verknüpft, so hat die Havel den Ruhm, der Fluß der Kurmark zu sein.

„An diesem Strom ward Brandenburg geboren.  
Mark Brandenburg, so blick' ich dir ins Herz,“  
heißt es in den Wildenbruchschen „Quitows“. Wem von uns fiel da nicht das herrliche Preislied Fontanes auf das Havelland ein, auf den

„Riesenteppich blumengeziert,  
Viele Meilen im Geviert...  
Und an dieses Teppichs blühendem Saum  
Die lachenden Dörfer, ich zähle sie kaum“.

Und nach dieser Landschaftsschilderung die Frage:  
„Und an deinen Ufern und an deinen Seen,  
Was, stille Havel, sahst all du geschehn?“

Da haben Sie den Zweiklang, auf den ich abstimmen will, was ich Ihnen heute zu sagen habe: das Bekenntnis zur märkischen Landschaft und zur märkischen Geschichte.

Als „Touristenklub“ ist die Landesgeschichtliche Vereinigung 1884 gegründet worden. Der Wanderstab war damals und noch lange wesentliches Symbol. Auf unzähligen Wanderungen ist er der treue Begleiter all der vielen gewesen, die in der märkischen Landschaft ein Stück Heimat fanden.

Es ist seltsam, wie beharrlich der Mark die Unwirtlichkeit von Sumpf und Sand beigemessen wird, wenn ihr landschaftlicher Charakter bezeichnet werden soll. George Heseke hat dieser formelhaften Kennzeichnung den Weg erleichtert, als er 1863 vaterländischen Dichtungen den Titel „Zwischen Sumpf und Sand“ gab. Die Romane von Willibald Alexis hatten die Anschauung schon vorher verbreitet, und Allerweltspoeten ohne Zahl haben es nachgebetet. Selbst Fontanes Meisterschaft hat nicht vermocht, Wandel zu schaffen.

Gewiß, die Mark birgt vielfach Sumpf und Sand. Aber wie vielgestaltiger ist doch ihr Gelände! Wir Märker, die wir unsere Heimat kennen, wissen, wie Havel und Oder und Spree mit breiten Wogen durch die Mark gezogen kommen. Wir wissen, daß sich unzählige Fließchen und Bäche mit ihrem Laufe vereinen: die Welse und die Stepenitz, die Rörike und die Plane, die Wuhle, die Panke, die Eilang, die Nieplitz und viele mehr. Vertraut sind uns die großen Seen mit ihrem König, dem Werbellin, und

der Königin, der Frau Müggel, dazu beider zahllose Trabanten wie der Baa-See oder der von Mohrin. Wie dehnen sich in Barnim und Teltow, Prignitz und Uckermark, Lebus und Neumark die weiten Ackerfluren! Wahrlich, keine Bezirke des Sandes! Wo er aber vorhanden ist, da hat ihn der Fleiß des Menschen längst fruchtbar zu machen gewußt, wie in der Gegend um den Schwielowsee und um Werder, oder ihn decken Kiefernwälder, deren Reiz zu erkennen uns Alexis und Fontane und Leistikow gelehrt haben.

Ja, die Wälder! Zier unserer Lande nicht nur im schlichten Gewande der Föhre, vielmehr da, wo der Sandboden größeren Lehmgehalt aufweist, bereichert durch zusammenhängende Bestände der Eiche, wie sie uns z. B. in der Bredowschen Forst bei Nauen und in der neumärkischen Hanseberger Forst begegnen. Und welche Reize gewähren die Buchenwälder! In geschlossenen Flächen sind sie heute fast völlig auf nördliche Teile der Mark beschränkt. Einst waren sie aber weiter verbreitet und bedeckten die besten Böden der Uckermark und Neumark. Noch ist dem märkischen Walde, voran dem stolzesten, der Schorfheide, kein Herold erstanden, der seiner Geschichte gründlich nachgegangen wäre. Er müßte zugleich in feinem Empfinden den Gehalt aufzeigen, den dieser heilige Tempelraum in den Seelen vieler Menschen wachsen ließ. Dichter und Dichterlinge haben genug unsere Wälder angesungen, ein Eichendorff ist nicht unter ihnen gewesen. Ich wüßte übrigens auch kein Lied zu nennen, das man als das Hohelied der Mark anerkennen dürfte. Zu Dutzenden ist es versucht worden. Einer hätte es gekonnt, er ist es uns schuldig geblieben: Fontane. Er hätte darin wohl auch dem Sande Gerechtigkeit widerfahren lassen, ebenso wie dem Zweiten, das, wie gesagt, als Hauptbestandteil der märkischen Landschaft angesehen wird, dem Sumpf oder, sagen wir besser, Luch und Bruch.

Beide sind unserer Mark nicht fremd, gottlob nicht! Neben Fontane hat ein anderer ihren Zauber empfunden und in Briefen und Gedichten davon Zeugnis abgelegt: Richard Dehmel, selbst ein Sohn solcher Landschaft bei Kremmen. Mit ihm bekennen wir uns zu der in Einsamkeit wurzelnden Schönheit des Luches. Es kann in seiner Eintönigkeit groß und gewaltig sein, am reizvollsten im brütenden Sonnenglast oder, wenn ein schwerer Herbsthimmel über der Weite liegt und der Sturm brausend darüber hinfährt. Wir Heutigen sind an Luch- und Bruchlandschaften, wenigstens in ihrer Ursprünglichkeit, arm geworden. Oder- und Warthebruch sind längst in fruchtbare Gefilde umgewandelt worden, Havelländisches und Rhinluch sind ihnen in neuerer Zeit weithin gefolgt. Sie sind, wie wir

glauben, allzu sehr unter das Joch moderner sogenannter Kultivierungsnotwendigkeiten gezwungen worden — mit der gleichen Selbstverständlichkeit, mit der man kürzlich ein Wasserwerk in den Grunewald setzte. Es ist die bittere Erfahrung, die dem Freunde der märkischen Landschaft nicht erspart blieb, bleibt und bleiben wird, daß gewisse Stellen einem selbst maßvollen Natur- und auch Denkmalschutz mit stumpfer Gleichgültigkeit begegnen, namentlich, wenn Technik und noch mehr Finanz im Hintergrunde Deckung geben. — — —

Fontane hat im Vorwort zu den „Wanderungen“ betont, der Reisende in der Mark müsse sich mit einer feineren Art von Natur- und Landschaftsinn ausgerüstet fühlen. Man müsse nicht gleich das Großartigste verlangen und erwarten, vielmehr die stillere Schönheit zu finden verstehen. Er weist (wir sehen Frau Emilie etwas schokierte den Kopf bei diesen Worten ihres Theodor schütteln), er weist auf das Sprichwort hin, nach dem selbst die häßlichste Frau immer noch sieben Schönheiten habe. Um diese Schönheit der Mark zu erfassen, wollen wir uns der Vielfältigkeit und Verschiedenheit der einzelnen Landschaften bewußt bleiben. Von Aland und Elbe bis Drage und Netze und Warthe, vom Fläming bis zu dem pommerisch-mecklenburgischen Höhenrücken welche Fülle im einzelnen! Die Natur hat die Landschaften meist nicht nur säuberlich voneinander abgegrenzt, sie hat auch jeder einen besonderen Charakter verliehen. Auf das stärkste heben sich Prignitz und Ruppiner vom Havellande ab. Dort die nordsüdlich dahinziehenden Fließchen, die das Gebiet in mehr oder weniger breite Streifen aufteilen, hier eine mit zahlreichen Inselbezirken durchsetzte Bruchzone. Wandert man weiter südlich über die Havel, so könnte einem wohl nach der Anmut der eben verlassenen Landschaft die manchmal herzbeklemmende Einöde der nur in langen Stunden zu durchmessenden Kiefernwaldungen der verkehrsarmen Zauche erschrecken. Sie könnte es, wenn wir nicht auch dem Zauber dieses Stückchens Erde in seiner, wie einmal gesagt wurde, „keuschen Verhaltenheit“ empfänden. Eine verhältnismäßig kurze Wanderung ostwärts über das breite Wiesental der Nuthe, und schon dehnt sich vor uns die Geschiebelehmfläche des Teltow aus, alter Kulturboden. Soll ich noch hinweisen auf das buntgegliederte Gebiet von Beeskow und Storkow mit Ton, Sand, Braunkohlenflözen und an Ausdehnung geringerem Ackerboden, mit der tiefen Rinne des Scharmützelsees, den von der Sage umrauten Rauenschen Bergen? Oderbruch und Neumark, die wir so oft durchwandert haben, wir wissen um ihre so verschiedene Note. Es ist eine andere Stimmung in der behäbigen Uckermark als in dem zwar landschaftlich reizvollen, aber nach einer armseligen Birnenart als „Knödeländchen“

angesprochenen, wirtschaftlich schwer ringenden Lande Sternberg. Alles märkische Erde, aber jede der Landschaften hat ihren eigenen Erdgeruch.

Von alledem sich Rechenschaft gegeben, die Kunde davon verbreitet zu haben, ist ein Verdienst unserer Vereinigung. Das sagt sich leicht. Aber wie entlegen waren vor siebzig, ja noch fünfzig und vierzig Jahren die meisten Teile der Kurmark. Noch verkürzte kein Autobus den Weg. Es mußte fast alles in wahrstem Sinne erwandert werden. Ich will nicht davon reden, welche inneren Werte solch gemeinsames Wandern schuf. Es belohnte auch nicht allein der ästhetische Genuß an Wald und Feld, an Wiese und See, auch nicht nur der Gewinn körperlicher Erfrischung.

Was uns in Dankbarkeit an die heimatliche Mark bindet, ist mit alledem nicht erschöpft.

„Vom Märk'schen Land will niemand Gutes sagen:  
Wie ist es öde und an Früchten leer?  
Reicht mir die Tafeln der Geschichte her!  
Seht, wieviel Männer hat dies Land getragen!“  
heißt es in Wildenbruchs „Vionville“.

Es ist bedeutungsvoll, daß in dem neuen Namen des alten Touristenklubs, in der seit 1935 geführten Bezeichnung „Landesgeschichtliche Vereinigung“ die Hingabe an geschichtliche Kenntnis und Erkenntnis betont wird. Mir will scheinen, daß dieses Interesse an dem geschichtlichen Werden der Mark stärker als ehedem gepflegt wird, so sehr man es auch immer beachtet hat. Die gesteigerte Verbindung mit Männern der gelehrten Forschung hat da ihr Gutes gezeitigt. Der Stab, das schon genannte alte Zeichen unseres Kreises, ist im altdutschen Rechtsleben das Symbol der Herrschaft. Mehr denn je versteht die Vereinigung den schönen Vorzug zu nutzen, sich herrscherlich in den weiten Bezirken märkischer Geschichte zu tummeln, deren Reichtum den Allerweltsleuten verborgen bleibt.

Geschichte ist wahrlich kein trockenes Wissen um Daten und anscheinend belanglose Geschehnisse. Vor allem dem, der sie in der Landschaft wandernd erlebt, erscheint sie nicht so. Er vermag in die heimatliche Geschichte tiefer einzudringen und dem heimatlichen Boden seine Geschichte oft geradezu abzulesen. Anders als die meisten sehen wir die Landschaft und, was sie an Natur- und Kulturdenkmälern birgt. Uns vereint sich die Freude am Schönen und Charakteristischen des Landes mit der Erkenntnis geschichtlicher Zusammenhänge von der Urzeit her bis in unsere Tage. Wir haben in der Prignitz an dem Hünenbett von Mellen gestanden oder an dem Königsgrab von Seddin oder das Glück gehabt, staunend zu erleben, was vor Jahren der Boden von Zantoch bei Ausgrabungen offenbarte. Hier wie an anderen Plätzen vor- und früh-

geschichtlicher Art sind wir uns der eindringlichen Lehre von der Vergänglichkeit besonders bewußt geworden, die der Mensch zu seinem Schaden immer wieder vergißt. Wir haben Ehrfurcht gelernt vor dem durch die Jahrtausende flutenden Strom der Menschengeschichte. Vor der wuchtigen Westfront des Havelberger Domes, dessen obere Backsteinarchitektur im Abendsonnenglanze aufleuchten zu sehen, eines der schönsten Erlebnisse ist, oder vor St. Gotthard in der Altstadt Brandenburg, vor diesen ehrwürdigen Denkmälern erstand uns die erste Zeit deutschen Lebens am Havelstrom. Nicht weniger wußten uns die schlichten Dorfkirchen von Tempelhof oder Marienfelde von einer Zeit zu verraten, wo die Kirche nicht nur Gotteshaus, sondern unter Umständen zugleich Verteidigungsbau in einem noch unsicheren Kolonialland war. Die kräftigsten Mahnzeichen jener gefahrvollen Anfänge unserer mittelalterlichen märkischen Geschichte sind die Reste der Burgen wie z. B. der trutzige Bergfried des Eisenhart über Belzig oder der sogenannte Juliusturm innerhalb der Spandauer Zitadelle oder der ungeschlachte Turmklotz auf der Höhe von Stolpe an der Oder.

Sie erzählen von der Macht der politisch-militärischen Welt. Aber auch das kirchlich-kulturelle Streben hat seine Zeugen: in den Gotteshäusern, vorab in den bischöflichen Kathedralen von Havelberg und Brandenburg. Aus dem Gebändigten der romanischen Formen weiten und wölben und dehnen sie sich bald in der Architektur der Gotik. Sie reden zu uns Nachgeborenen vom religiösen Ernst, aber auch von dem Machtstreben jener Bischöfe. Einst Reichsfürsten gleich den Markgrafen, haben sie den Verlust ihrer Reichsstandschaft vielleicht nie ganz überwunden. In den Klosteranlagen begegnen uns die politisch im allgemeinen anspruchloseren mönchischen Kreise, vor allem die für die landwirtschaftliche Entwicklung der Mark förderlichen Zisterzienser von Lehnin und Chorin. Viel einfacher, aber nicht minder eindrucksvoll verkörpern sich die Bettelorden z. B. in den Dominikanerbauten von St. Pauli in Brandenburg-Neustadt oder in dem eindrucksvollen Kreuzgang von Soldin oder in dem winzigen Klösterlein der Augustiner-Eremiten, Luthers Orden, in Königsberg.

In gleicher Weise haben andere Steindenkmäler der Städte auf den Wanderungen zu uns gesprochen: größere und kleinere Gotteshäuser durch ihre Inneneinrichtung von dem kunstfreudigen Sinn der Vorfahren wie z. B. die St. Johannis geweihte Pfarrkirche von Zielenzig durch den prachtvollen, unvergeßlichen Flügelaltar aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Oder denken wir an die großen städtischen Hallenkirchen. Sie erzählen von gläubigem Sinn unserer Altvordern, auch von ihrer

Kunstfreudigkeit, vom klaren Empfinden für Schönheit, zugleich von dem Drang, die Geltung der eigenen Stadt zu betonen. Wir brauchen gar nicht an die riesig emporgetürmte Prenzlauer Marienkirche mit ihrem weit über Dächer und Stadtmauer ins Land blickenden Ostgiebel und den beiden massigen Turmstümpfen zu denken oder an St. Nikolai, das steingewordene Wahrzeichen berlinischer Vergangenheit. Erinnern wir uns nur an die Pfarrkirche von St. Marien in Beeskow mit ihren ungewöhnlich schlanken und zugleich die mächtige Höhe betonenden Baumaßen, das Ganze gekrönt von einem gewaltigen Dach. Und dieses Bauwerk errichtete eine Stadtgemeinde von etwa 2000—3000 Seelen. Rathäuser, Türme und Mauern, zu uns reden sie von Bürgerstolz und Wehrhaftigkeit, ebenso die Rolande von Perleberg und Brandenburg von städtischen Sondergerechtsamen oder mindestens von ihrem Anspruch darauf.

Aber auch Züge, die den Niedergang des Städtetums erkennen lassen, schrieb eine starke Hand in das Buch der Landschaft. Der auffallendste Zug ist freilich vor kurzem zerstört worden, jener älteste Rest des Berliner Schlosses an seiner Südostecke hinter dem Gärtchen an der Spree. Er ging, wenigstens in seinem Kern, auf die Zwingburg zurück, die die aufsteigende Fürstenmacht der Zöllern hier errichtet hatte. Daß sich diese Gewalt durchgesetzt, erzählen uns die Schlösser im Lande, einfachere wie das Jagdschloß im Grunewald oder der heitere Bau in Rheinsberg, prunkvoller in Potsdam oder die den fürstlichen Sieg überdeutlich darstellende Oderfront des Küstriner Schlosses.

Wie könnte es anders sein, als daß wir auf unseren Wegen auch dem Helfer des Fürstentums und zugleich seinem Gegner, dem Adel, begegnet wären? An ihn erinnern uns seine Behausungen auf den Gütern z. B. das im Kern wohl auf das endende Mittelalter zurückgreifende, gegen Ende des 17. Jahrhunderts von den Wilmersdorffs ausgebaute Herrenhaus in Dahlem oder der der ausgehenden Renaissance des 16. Jahrhunderts angehörende Fachwerkbau derer von Rohr im Garten des ruppinischen Wustrau oder schließlich das klassizistische Gutshaus der Hakes auf Klein-Machnow um 1800.

Aber es mag genug sein. Auch in unserer Mark reden die Stimmen zu dem, dessen Ohr Liebe zur Heimat und Wissen um sie öffnet.

Geschichte, Leben der Vergangenheit enträtselte uns, wie ich schon andeutete, die Landschaft selbst. Wer einmal auf schmalem Landrücken vom Glin ins Ländchen Bellin wanderte, zur Rechten das Rhinluch, zur Linken das havelländische, dem konnte hier das Bild der Schlacht von Febrbellin erstehen, lebendig und bis ins einzelne verständ-

lich. Wer einmal von Zorndorf nordwärts seine Straße zog, über das Schlachtfeld von 1758, dem wird deutlich geworden sein, wie überraschend die Seydlitzschen Kürassiere aus dem tiefen Zaberngrund hervorbrechen und zusammen mit anderer Kavallerie den Kampf entscheiden konnten. Von der Warthebrücke in Küstrin, dem Orte, wo sich seit Jahrtausenden der Zugang von der Mittelmark nach der Neumark eröffnete, verliert sich der Blick flußaufwärts in eine unendlich erscheinende Niederung. Sie dehnt sich an Warthe und Netze entlang bis Bromberg und damit nahezu an die Weichsel. Es ist, als greife hier eine Hand aus den Weiten Osteuropas an eine der Hauptadern der Mark, an die Oder. Wenn irgendwo, dann kann man hier Geschichte und Ostschicksal Brandenburgs ablesen. Ein anderer Platz! Von der Höhe des Spandauer Rathhausturmes gesehen, breitet sich wie auf einer Landkarte ein einprägsames Bild aus: nördlich und südlich die seenartig fließende Havel, auf ihrem Ostufer besetzt mit ehemals verkehrshinderlichen Waldungen, aufwärts dem Tegeler Forst, abwärts dem Grunewald. Dem an technischen Hilfsmitteln und Möglichkeiten noch armen Menschen ergab sich in der Frühzeit der Mark, ja noch bis ins 18. Jahrhundert nur ein bequemer Übergang nach Osten: nördlich der Spreemündung. Es ist mit Händen zu greifen, daß dort die den Verkehr sichernde militärische Stellung bezogen werden mußte. Noch heute mahnt uns daran der schon einmal genannte Juliierturm. In solchem Schutze erkennen wir dann die Altstadt von Spandau mit ihrer ursprünglichen Straßenführung, die selbst die neueste Zeit nicht völlig hat zerstören können.

Geschichte der Mark in sich aufnehmen, heißt schließlich auch in ein besonderes Verhältnis zu den vielen Geschlechtern treten, die irgendwie an ihr bauten. Sie stammen aus allen Ständen: Bauern, die vor siebenhundert Jahren in das Ostland zogen, bis hin zu denen, die ein hartes Geschick wieder westwärts zu wandern zwang, handels- und gewerbetüchtige Bürger unserer märkischen Städte, die Pfarrer aller Jahrhunderte, deren kulturelle Wirksamkeit nicht nachdrücklich genug bewertet werden kann, dann der vielumstrittene Adel. Auf der Scholle und im Heer, auch im höheren Beamtentum hat ihm das Schicksal seine Aufgaben gestellt. Und schließlich die landesherrlichen Dynastien von den Askaniern bis zu den Zöllern. Allen diesen Menschengeschlechtern sind wir Märker verbunden. Auf dem Werk, das ihren Händen längst entglitten, bauen wir das Werk unserer Tage auf. Ihnen allen müssen wir gerecht werden, wollen wir das geschichtliche Werden der Heimat verstehen. Es heißt für uns, „Menschen menschlich sehen“. Dann werden wir uns hüten vor jener herrisch-selbstsicheren

Verurteilung des märkischen und ostdeutschen Adels, aber auch vor jener kritiklosen Verherrlichung der Fürsten. Sie alle menschlich sehen, bedeutet: ihre Schwäche nicht verkennen, aber sie auch nicht unnötig und geflissentlich vergrößern. Dann werden wir auch nicht von dem roten Adler als dem „Raubvogel der Hohenzollern“ sprechen, wie es jüngst geschah. Die Wissenschaft hat ihn längst als das bereits von den Askaniern in die Mark gebrachte Wappenbild gedeutet, das aus deren Familienzeichen zum Landeswappen geworden ist.

Der rote Adler ist später dem schwarzen Adler gewichen. Brandenburg ist in Preußen aufgegangen, doch es ist sein Kern- und Herzstück geblieben. Als „Maison de Brandebourg“ hat Friedrich der Große sein Haus im Titel eines seiner Werke bezeichnet, und „Histoire de Brandebourg“ nannte er seinen Abriß der brandenburgisch-preußischen Geschichte. Wir wollen uns gern daran erinnern, daß gerade aus der Mark immer wieder führende Kräfte dem werdenden Großstaat zufließen. Sie kamen nicht aus einem einheitlichen Bevölkerungstamm und auch nicht aus einem Land mit einheitlicher Sprache, vielmehr hoch- und niederdeutscher Mundart. Mitten durch Brandenburg hindurch verlaufen noch heute die Grenzlinien charakteristischer Sprachformen, wie auch die Haus- und Siedlungsformen der Einheitlichkeit ermangeln. Aber die Mischung von Niedersachsen, Rheinfranken, Mitteldeutschen, Pfälzern, Slawen, französischen Réfugiés hat doch einen Menschenschlag von gewisser Geschlossenheit entstehen lassen.

Das Land zwischen Elbe und Oder und über diese hinaus hat es seinen Bewohnern nie leicht gemacht und von ihnen härtere Arbeit gefordert, als sie denen reicherer Gebiete zugemutet wurde. Es ist auch kaum zweifelhaft, daß neben anderem der Ernst der Landschaft seine Wirkung ausübte. Der Pommer Ernst Moritz Arndt äußert sich einmal, die in den brandenburgischen Marken hätten im Vergleich zu den am Meere Wohnenden etwas Ernstes und Geschlossenes. Es ist eine Beobachtung, die der Binnendeutsche Freiherr vom Stein in die Worte faßt, diese stillen Männer hätten oft ein viel trotzigeres Gesicht als die Meeranwohner. Nun, es ist hier nicht der Ort, den Typus des Märkers näher bestimmen zu wollen. Täten wir es, so würden wir uns zu hüten haben, ihn zu idealisieren oder gar zu heroisieren. Auch der Märker zahlt dem Menschlich-Allzumenschlichen über und über seinen Tribut und der eingewachsene Berliner nicht minder.

Solche Erkenntnis soll uns jedoch nicht hindern, uns der Leistungen einzelner Männer ehrlich zu freuen. Von Staatsmännern, die der Mark ent-

sprossen sind, mag nur ein Name genannt werden: Bismarck. Er hat den Märker in sich niemals vergessen, so sehr auch das Preußische ihn überdeckte. Es ist genau wie bei Ludwig von der Marwitz aus Friedersdorf im Lebusischen, obwohl dieser doch der Wortführer der kurmärkischen Stände gegenüber den preußischen Neugestaltern wie Stein, Hardenberg und Scharnhorst war. Der Konservativismus, den Marwitz in das preußische Staatsleben einführte, wurde zum nicht geringen Teile gespeist aus den Lebenserfahrungen eines märkischen Gutsheeren, ebenso wie Friedrich Eberhard v. Rochow zum Reformator und Vater des preußischen Dorfschulwesens nur werden konnte durch die erschreckenden Eindrücke von der Unwissenheit und Verrohung seiner eigenen Bauern. Ist das dem Märkertum eigene Soldatische auch in Marwitz in bedeutendem Maße vorhanden, so ist die vollste Verkörperung märkischen Soldatentums der Abnherr aller Husaren, Hans Joachim von Zieten, genealogisch ausschließlich mit märkischen Sippen verflochten, mehr als nur der schneidige „Zieten aus dem Busch“, ein wirklicher Stratege und Organisator der preußischen Kavallerie.

Dem preußischen Staate sind aus der Kurmark auch Kräfte sehr viel anderer Art erwachsen. In seltener Weise haben sie an der Formung seines geistigen Wesens und Ausdrucks mitgeholfen. Wir sprechen nicht umsonst von einem preußischen Stil in der Baukunst. Schon Knobelsdorff (er stammt aus dem 1482 zur Mark gekommenen Fürstentum Krossen) hatte unter Sprengung der Grenzen seines junkerlichen Standes jenes einmalige antikische, preußisch-fritzische Rokoko geschaffen, das uns namentlich in Potsdam und Berlin entzückt. Die Mark hat dann den größten Baumeister des preußischen Stils gezeugt, Schinkel, den Neuruppiner Pfarrerssohn. Seit mindestens vier Generationen war seine Familie fest in der nordwestlichen Mark verwurzelt. Seine Jugendzeichnungen verraten, wie sehr er die märkische Landschaft in sich aufgenommen hatte. Als er später mit Ziegelrohbauten (denken wir nur an die Friedrich-Werdersche Kirche oder an die Alte Bauakademie) Aufsehen erregte, hat er sich ausdrücklich auf das heimische Beispiel berufen. Aus seinem Märkertum hat er das Erbe jener Sachlichkeit gewonnen, ohne die das wirklich Große wie überall so auch in der Baukunst undenkbar ist. Gleich Knobelsdorff nährte auch ihn die Antike. Er hat die engen Beziehungen zu ihr nie verloren. Aber er blieb nicht bei ihr stehen, vielmehr machte ihn sein Schicksal zu einem Mittler zwischen Klassik und Romantik. Dieses Schicksal hatte ihn hineingeboren in den norddeutschen Raum und beließ ihn weiter dort. Hier in der Mark hatte sich aber eine stattliche Zahl von Anhängern der Romantik zusammengefunden, jener in neuen Denk- und



Kunstformen wirkenden Geistesbewegung, darunter z. B. Clemens von Brentano, einer der Größten unter den Romantikern. Er war nach der ersten großen Italienreise Schinkels bezeichnenderweise einer von dessen besten Freunden.

Neben dem hervorragenden Baumeister schenkte uns die märkische Romantik auch Wegbereiter einer anderen Kunst, Dichter wie Achim von Arnim und Friedrich de la Motte-Fouqué. Vor ihnen treten alle früheren Dichter auf märkischer Erde zurück. Denn ein Paul Gerhardt, obwohl Jahrzehntelang in Berlin und Mittenwalde zuhause, ist von der Mark unbeeinflusst geblieben. Einen Schmidt von Wernauchen dürfen wir schätzen als den ersten „realistischen Jäger zur märkischen Landschaft“, aber ein klein wenig Spott bleibt, nicht nur durch Goethes „Musen und Grazien in der Mark“, doch an ihm hängen — trotz seiner Fürsprecher Jakob Grimm und Theodor Fontane.

Soviel Märkisches sich auch in Fouqué und Arnim auswirkt, bei dem Junker Arnim mehr als bei dem Refugié, über sie hebt sich mit starkem Flügelschlag der Genius Heinrich von Kleists empor. Dieser Pommer ist zum Brandenburger und zum Preußen geworden. Ein märkisches Schicksal gestaltet er in seiner Koblhaas-Novelle. In märkisches Gewand kleidet er in seinem „Prinzen von Homburg“ die hohe Lehre von der harten Notwendigkeit des Gesetzes, doch nicht ohne auch der „Ordre des Herzens“ ihr, freilich begrenztes, Recht zu lassen. Die wesenhaftesten märkischen Züge gibt der Dichter freilich nicht dem Träger des Konflikts, dem Prinzen, vielmehr dem alten Kottwitz. Mit ihm hat Kleist, wie es Otto Pniower einmal ausdrückte, den „ersten echt märkischen Charakter“ in die Literatur gebracht, ebenso wie das Schauspiel „das erste märkische historische Drama“ von einem bis heute kaum übertroffenen literarischen Werte ist.

Gleich Kleist blickte von dem begrenzten Boden der Heimat in die Weite deutschbewußt auch Willibald Alexis. „Ich erzähle euch brandenburgische Geschichten aus alter Zeit, aber ich meine, es sind deutsche Geschichten; denn was Brandenburg litt, das litt das deutsche Reich auch.“ Des

Dichters Alexis zu gedenken, ist uns eine Ehrenpflicht. Gerade die märkische Landschaft hat uns vor Fontane keiner mit so feiner Beobachtungsgabe zu schildern vermocht wie er. Doch das Beste dankt unser Kreis dem Größeren; eben Fontane. Gleich einem Fährmann zu neuen Ufern hat er uns in ein Land geleitet, das wir so vorher nicht kannten, und es war doch die alte Heimat. In seinen Wanderungen, Romanen, Balladen, Gedichten rauschen unaufhörlich heimatliche Quellen. Zweimal hat der Dichter es mit höchster Kunst dargestellt, wie diese Heimat den Menschen in ihre mütterlichen Arme nimmt: den toten Hans Hermann von Katte in der alten Kirche zu Wust und die vom Leben zerbrochene Effi Briest in dem Gutshause ihrer Ahnen zu Hohen-Kremmen.

„Der Welten Kleines auch ist wunderbar  
und groß,  
Und aus dem Kleinen bauen sich die  
Welten.“

So heißt es auf einem Grabstein des alten Berliner Nikolai-Friedhofs. Das Wort mag uns stärken, wenn man uns und unser Tun der Kleinkrämerei zeilt in einer Epoche, die das Europäertum auf ihre Fahne geschrieben hat. Ganz bewußt wollen wir uns — und dazu sollte auch dieses kurze Bekenntnis dienen — an all das erinnern, was wir der Mark, unserer Mark Brandenburg verdanken: die Freude an ihrer Landschaft, die Ehrfurcht vor ihrer Geschichte und den Stolz auf einzelne schöpferische Persönlichkeiten. Noch lasten dunkle Wolken auf Land und Stadt. Aber es wird, hoffen wir, einmal ein Morgen heraufziehen, an dem „Preußens Ehre“ wieder gelten wird. Dabei denke ich natürlich nicht an die territoriale Wiederherstellung, an den staatlichen Begriff, vielmehr an die Anerkennung der inneren Werte, die im echten Preußentum ihren Ausdruck fanden. Kein diktatorisches Vernichtungsdekret kann sie töten. Wenn jener Morgen kommt, wird man auch wieder in deutschen Landen die lebendigen Kräfte werten, die dem Preußentum aus der Kurmark zugeflossen sind. Bis dahin wollen wenigstens wir in unserem Kreise die Liebe zu ihr pflegen. Nach wie vor einen wir uns unter dem roten Adler, und unser Ruf bleibt: „Hie guet Brandenburg allewege!“

# Die Erforschung des Spreewaldes

## Ein Überblick

Die Spreewaldforschung begann recht eigentlich mit der 1800 gedruckten Monographie „Der Spreewald in phisikalisch-statistischer Hinsicht“ von F. Chr. Franz. Behandelt sie auch den Gegenstand in erster Linie von ökonomisch-praktischen Gesichtspunkten aus, wie sie damals üblich waren, so geht sie doch an der geschichtlichen Entwicklung nicht vorüber und bietet insbesondere wertvolles Stoffmaterial, das auch heute noch mit Nutzen herangezogen werden kann. Es hat sehr lange gedauert, ehe Franz Nachfolger fand. Eine sammelnde und wissenschaftliche Tätigkeit setzte erst nach 1870 ein, und zwar auf zwei Gebieten, der Vorgeschichte und der Volkskunde. Die Anfänge der ersten sind an Rudolf Virchow geknüpft, der die Niederlausitz erstmals im Juni 1870 auf einer Forschungsfahrt kennenlernte. Ein Jahr später besichtigte er den Schloßberg in Burg; Ostern 1872 besuchte er ihn wieder sowie einige Gräberfelder bei Lübbenau<sup>1)</sup>. Beobachtungen und Vergleiche führten ihn zu der epochemachenden Erkenntnis, daß die in den Gräberfeldern gefundenen Beigaben von denen in den meisten Rundwällen erheblich abwichen und daß sie älter als diese, also vor-slawisch, sein mußten. Er bezeichnete sie als Lausitzer Typus, ein Name, der von da an, obwohl auch in vielen nahen und weiten Nachbargebieten bald in Fülle Nachlässe der gleichen Kultur entdeckt wurden, in die Vorgeschichtsforschung einging. Ferner stellte er die Burger Anlage klar als eine doppelschichtige heraus. 1880 legte er seine vorgeschichtlichen Ergebnisse, die er bei weiteren Grabungen in der Landschaft erweitert und vertieft hatte, in einem Aufsatz „Der Spreewald und die Lausitz“ dar<sup>2)</sup>. Virchow brachte recht eigentlich die Vorgeschichtsforschung in der Niederlausitz zur Entfaltung. Zu denen, die von ihm angeregt wurden, sich mit ihr zu beschäftigen, gehörte auch Wilibald von Schulenburg, der u. a. die von Virchow geleitete Fahrt der deutschen anthropologischen Gesellschaft in den Spreewald 1880 örtlich vorbereitete und noch im gleichen Jahre mit dem Meister die Schrift „Der Spreewald und der Schloßberg von Burg“ herausgab. Eine gründliche, für die weitere vorgeschichtliche Forschung richtungweisende Untersuchung über letzteren, veranlaßt durch den Durchstich für die Spreewaldbahn im Jahre 1897, bot dann 1912 A. Götze<sup>3)</sup>. Er stellte fest, daß auf dem Schloßberg sogar drei Hauptperioden vertreten seien: die jüngere Steinzeit, die Periode der sogenannten Lausitzer Kultur, deren jüngstem Zeitabschnitt (Billendorfer Typus) die Hauptmasse der Schloßbergkeramik angehört, und, nach mehrhundertjähriger Pause als jüngste Schicht, die slawische Periode. In gleicher Weise gründliche wissenschaftliche Grabungen und Untersuchungen hat das Spreewaldgebiet seitdem auf längere Zeit nicht erfahren, wohl aber immer wieder einzelne Funde zutage gebracht, die zu weiteren Einzelfeststellungen führten. Die zwischen Lübbenau und Lübben im Überschwemmungsgebiet der Spree liegenden Burgwälle: der Barzlin bei Lübbenau<sup>4)</sup>, der Ragower Schloßberg<sup>5)</sup> und das Burglehn bei Steinkirchen<sup>6)</sup>, von denen der erste in vor-slawische Zeit zurückreicht, waren schon von Virchow aufgesucht worden. Das Burglehn wurde dann im Jahre 1889 anläßlich einer Tagung der Niederlausitzer Gesellschaft in Lübben unter Leitung F. Weincks, der auch einen Bericht darüber lieferte<sup>7)</sup>, etwas genauer untersucht, nachdem man einen Schnitt durch den Wall vorgenommen hatte, wobei festgestellt werden konnte, daß diese Anlage eine der jüngsten ist, die auch noch in frühdeutscher Zeit benutzt wurde. Planmäßige Grabungen im Spreewaldrandgebiet wurden dann erst in den 30er Jahren unseres Jahrhunderts durchgeführt. So wurde 1932 das Gräberfeld von Treppendorf bei Lübben von Dr. Doppelfeld<sup>8)</sup> und 1937 das von Byhlen von Dr. Heiligendorff<sup>9)</sup> untersucht, von denen das erste der Zeit der älteren Lausitzer Kultur angehört, das zweite

größtenteils ihrer Blütezeit und z. T. ihrer Endperiode. Soweit es sich um den alten Calauer und den alten Lübbener Kreis handelt, bieten Dr. Marschallecks kurze Überblicke über die Vor- und Frühgeschichte<sup>10)</sup> auch Übersichten über die Vorgeschichte der Spreewaldanteile. Einen entsprechenden Überblick über den Anteil im Cottbuser Kreise gab Professor Dr. Pätzold 1938<sup>11)</sup>.

Einen anderen Charakter trägt die Beschäftigung mit der Volkskunde des Spreewalds. Sie blieb vorzugsweise das Betätigungsfeld eifrig sammelnder Heimatfreunde und litt daran, daß sie vielfach oberflächlich blieb und daß gewisse Feststellungen immer nur wiederholt wurden. Als Vorläufer einer besonderen Spreewaldforschung auf diesem Gebiet können Leopold Haupt und Johann Ernst Schmalzer angesehen werden, denn in dem 1843 erschienenen zweiten Teil ihrer bedeutsamen Sammlung „Volkslieder der Wenden in der Ober- und Niederlausitz“<sup>12)</sup> stammt die überwiegende Zahl der Lieder aus dem Spreewald und hier wieder vornehmlich aus Burg. Als Herausgeber von Volksliedern ist hier weiter Ernst Mücke zu nennen<sup>13)</sup>. Unerreicht aber steht heute noch immer, was den Gesamtumfang seines Schaffens betrifft, der Mann da, der recht eigentlich Bahnbrecher der Spreewaldvolkskunde war und dessen Namen wir schon im anderen Zusammenhange kennengelernt haben: Wilibald von Schulenburg<sup>14)</sup>. Er war etwa 1877 als Maler zu Studienzwecken nach dem Spreewald gekommen, wo er sich besonders in Burg aufhielt. Im Verkehr mit den Bewohnern lernte er die niederwendische Sprache und gewann dadurch das Vertrauen der Bevölkerung, so daß er die Möglichkeit hatte, tiefere Einblicke in ihre Vorstellungen, Anschauungen und Überlieferungen zu gewinnen. Ihre Fülle und Eigenart veranlaßte ihn, die zahlreichen Sagen, die bei den Leuten noch lebendig waren, zu sammeln. Frucht dieses Eifers war sein 1880 erschienenes Buch „Wendische Volkssagen und Gebräuche aus dem Spreewald“<sup>15)</sup>. Sein besonderer Wert liegt darin, daß hier ein Schatz an Volksgut aufbewahrt wird, von dem die späteren Geschlechter wenig mehr wissen. Schulenburg gibt diese Sagen getreu wieder, wie er sie hörte, mit den mannigfachen Varianten, und weist auch, indem er erkennt, daß neben den Sorben auch die aus den verschiedensten Ländern stammenden Neusiedler zu der vorhandenen Sagenmasse beigesteuert haben, die Forschung auf die Aufgabe hin, die verschiedenen Bestandteile zu untersuchen. Eine wertvolle Ergänzung dieses Buches nach der Seite des Brauchtums und der Sitte hin bietet sein 1882 erschienenes „Wendisches Volkstum“, dem gleichfalls der Spreewald und namentlich wieder die Gegend von Burg als das eigentliche Stoff- und Untersuchungsgebiet zugrunde liegt. Schulenburgs Absicht war, ein größeres Werk herauszubringen, für das er eine Auswahl von 1300 bis 1400 seiner Zeichnungen beisteuern wollte, die sich auf das Leben der Spreewälder bezogen. Auch wollte er die vorgeschichtlichen Altertümer des Gebiets, die er gleichfalls in Zeichnungen festgehalten hatte, mit besprechen. Aber diese Absichten auszuführen, war nicht möglich. Es hat sich aber wenigstens ein Teil seiner Zeichnungen und Skizzen neben einigen Ölbildern bis heute erhalten<sup>16)</sup>, eine Fundgrube für den, der sich mit den Spreewaldaltertümern beschäftigen will. Neben diesen größeren Werken bot Schulenburg zahlreiche kleinere Veröffentlichungen volkskundlicher Art, besonders in den Niederlausitzer Mitteilungen<sup>17)</sup>. Gleichzeitig mit dem ersten Buche Schulenburgs, aber an Wert geringer, erschienen von Edm. Veckenstedt, der 1871 bis 1879 Lehrer am Cottbuser Gymnasium gewesen war und seine Schüler und viele andere zur Mitarbeit herangezogen hatte, „Wendische Sagen, Märchen und abergläubische Gebräuche“. Auch diese Sammlung bringt viele Beiträge aus

dem Spreewald und seinem Randgebiet, allerdings sprachlich in etwas überarbeiteter Form. Sorbischerseits beschäftigte sich mit der Sagenwelt Adolf Cerný<sup>16a)</sup>. In dem jüngeren Ewald Müller<sup>17)</sup> fand Schulenburg einen in gleicher Richtung strebenden Volkskundler, doch beschränkten sich dessen zahlreiche Aufsätze nicht auf den Spreewald. Sein 1894 erschienenes „Wendenum in der Niederlausitz“<sup>18)</sup> ist namentlich in den geschichtlichen Ausführungen ganz unzulänglich und fehlerhaft und erreicht auch in den volkskundlichen Partien Schulenburg nicht. Noch weniger ist dies bei Paul Fahlisch<sup>19)</sup> der Fall, dessen Verdienste in anderer Richtung liegen. Immerhin trugen beide Männer dazu bei, die Beschäftigung mit Volks- und Brauchtum im Spreewald wach zu erhalten, um so wichtiger, da die allgemeine Forschung dieses Gebiet meist nur streifte. Als jüngere Vertreter volkskundlichen Interesses am Spreewald können die Lehrer G. Haneberg und G. Wiesner genannt werden. Hier ist der Ort, darauf hinzuweisen, daß seit Ausgang des 19. Jahrhunderts das Spreewaldgebiet auch museumsmäßig gepflegt wurde. In der von der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Altertumskunde in Cottbus begründeten Altertumssammlung<sup>20)</sup>, der ältesten in der Niederlausitz, sollte nach der Verwaltungsordnung von 1887 außer den vorgeschichtlichen Funden alles das aus geschichtlicher Zeit und aus der Gegenwart gesammelt werden, „was die Eigenart der Bevölkerung der Niederlausitz, insbesondere des jetzt noch sorbischen Teiles der Spreewaldbewohner, zur Anschauung bringt.“ Die Bestände der Niederlausitzer Gesellschaft gingen 1925 unter Wahrung des Eigentumsrechts an das Städtische Museum in Cottbus über, später aus ihm z. T., soweit es sich um vorgeschichtliche Funde handelte, an das 1938 daselbst eröffnete Niederlausitzische Landesmuseum für Vor- und Frühgeschichte. Ein Spreewaldmuseum hatte schon 1899 die Stadt Lübbenau erhalten<sup>21)</sup>. Spreewaldkunde und -überlieferungen barg auch die 1906 begründete Altertumsammlung der Stadt Lübben<sup>22)</sup>. Diese wurde 1945 ein Raub der Flammen, aber auch die anderen Sammlungen sind damals weitgehend vernichtet worden.

Schon verhältnismäßig frühzeitig mußte der Spreewald von der Geologie in die Betrachtung einbezogen werden, seitdem man sich infolge der Feststellung der Vergletscherung der nordeutschen Tiefebene mit dem Ausbau der Inlandeistheorie und der Aufstellung des Urstromsystems beschäftigte. Man stellte dabei das Spreewaldbecken als Teilstück des zweiten großen norddeutschen Urstromtales, nämlich des Glogau-Baruther, fest. Während nun Keilhack<sup>23)</sup> die Auffassung vertrat, daß der Spreewald durch Ausschwemmung entstanden sei, war Solger der Ansicht, daß unser Gebiet „durch Ausfüllung eines eiszeitlichen Gletscherzungenbeckens“, d. h. durch die tiefschürfende Tätigkeit einer Gletscherzunge herausgepreßt worden sei<sup>24)</sup>. Unter Solgers maßgebendem Einfluß hat man sich dann auch in der Niederlausitz mit der Entstehung des Spreewaldes genauer beschäftigt und den Vorgang seiner Bildung durch örtliche Beobachtungen und Feststellungen noch klarer herauszuarbeiten unternommen, so A. Pätzold in seinem Aufsatz „Bildung und Aufbau der natürlichen Landschaft“<sup>25)</sup> und G. Wiesner in einem Aufsatz „Aus der Entstehungsgeschichte des Spreewaldtales“<sup>26)</sup>.

Mit diesen geologischen Bemühungen berühren sich einige geographisch-morphologische Arbeiten, die in den 30er Jahren entstanden. Nachdem F. Köhler in einem kurzen Artikel „Die älteste Karte des Spreewaldes (1662)“ behandelt hatte<sup>27)</sup>, war er in seiner 1934 eingereichten Dissertation bemüht, „Die Veränderungen des hydrographischen Netzes im Spreewald im Wandel der Zeiten“ darzulegen. Der Verfasser erörtert in dieser sehr sorgfältigen Arbeit zunächst das seit 1662 einsetzende Kartenmaterial, auf dessen Vergleichung sich dann die Hauptaufgabe aufbaut, nämlich zu zeigen, welche Veränderungen das Wassernetz durch den Menschen im Laufe der letzten Jahrhunderte erfahren hat. Die Ergebnisse werden auf einer großen Karte, die den ältesten hydrographischen Stand bis 1728 in schwarz, die Veränderungen von 1728 bis 1803 in grün und von 1803

bis 1932 in rot zeigt, zur Anschauung gebracht. Abschließend streift er auch die unausgeführten Meliorationsprojekte: Schaffung eines Hochflutkanals nach dem Schwiebichsee und Trockenlegung des Spreewalds, Aufgaben also, die heute wieder brennend erörtert werden. — Einen dankenswerten Überblick: „Der Spreewald und die Gewässerverhältnisse der Cottbuser Umgebung“ bietet M. Rudolph 1939<sup>28)</sup>. Indem er nacheinander die Entstehung und Oberflächengestaltung des Spreewaldes, die natürlichen Gewässerverhältnisse der Niederung, die Maßnahmen zur Verbesserung der Gewässerverhältnisse und die Organisation des Wasserbauwesens behandelt, gibt er erstmals auf Grund guter und zuverlässiger Unterlagen eine Gesamtsicht über ein so schwieriges wie gegenwarts wichtiges Gebiet.

Was die Wirtschaftsgeschichte anbelangt, so stellte M. Kunze 1913 „Untersuchungen über die Landwirtschaft des Oberspreewaldes“ an; Guido Matschew behandelte 1926 „Die landwirtschaftlichen Verhältnisse des Spreewalds“ in einer besonderen Untersuchung. Das, was sonst auf diesem Gebiete gearbeitet wurde, ist meist von geringem Umfang. So wurde 1881 „Einiges über Fischereiverhältnisse im Oberspreewald“ mitgeteilt, 1928 schrieb S. Poesch einen Aufsatz „Zur Geschichte der Fischerei im Spreewald“<sup>29)</sup> und Hans Fritsche über „Fischerei im Spreewald“<sup>30)</sup>. G. Haneberg brachte 1933 in dem Sammelband „Der Landkreis Cottbus mit dem Spreewald“ einige nicht ganz unbedeutende Ausführungen über den „Gemüsebau im Spreewald“ und über „Die Leineweber von Burg“. Schließlich gehört in diesen Zusammenhang auch die sehr verdienstliche mühevollen Dissertation von Strubel „Der Fremdenverkehr im Oberspreewald“, 1935.

Rassengeschichtlich hat sich F. Merckenschlager (in Verbindung z. T. mit K. Saller) mit den Spreewaldbewohnern beschäftigt, zuletzt 1938 in einer kleinen Schrift „Zur Volks- und Rassenkunde des Spreewaldes“, in der er die Ergebnisse von Messungen brachte und sie in einer Gesamtcharakteristik zusammenfaßte, und zwar im Vergleich zu den Bamberger Gärtnern und den Fehmarnern.

Siedlungsgeschichtlich liegt eigentlich nur eine wichtige Arbeit vor, die von H. Kublick über „Die Siedlungspolitik Friedrichs des Großen im Kreise Cottbus, 1935“. In Betracht kommen aus ihr vornehmlich die Ausführungen über Burg-Kauper, dessen Anfänge bis in die Tage Friedrich Wilhelms I. zurückreichen, die Weberkolonie in Burg und Burg-Kolonie. Die Arbeit stützt sich auf reiches Aktenmaterial im früheren Geh. Staatsarchiv in Berlin-Dahlem. Die kleine Schrift von E. Walter-Storbeck, Rund um den Spreewald. Ein Beitrag zur Geschichte der Besiedlung des deutschen Ostens, 1937, die tendenziösen Charakter trägt, kann nicht als eine Bereicherung der Forschung auf diesem Gebiet angesehen werden.

Als erster knapper literargeschichtlicher Überblick ist zu werten die Zusammenstellung von M. Mechow, Der Spreewald in der deutschen Dichtung<sup>31)</sup>.

Seit 1945 erhielt die Spreewaldforschung neue Auftriebe im Zusammenhang mit praktischen Zielen. Insbesondere beschäftigte man sich mit der Vegetationsgeschichte. Folgende Arbeiten sind hier zu nennen: Alexis Scamoni, Der Unterspreewald als Naturschutzgebiet: S.-Abdr. aus Biologie in der Schule 2. Jahrg. 1953 Hft. 8, derselbe, Die Waldvegetation des Unterspreewaldes: Archiv für Forstwesen 3 (1954), derselbe, Der Wald im Unterspreewald: Festschrift zur 950-Jahr-Feier der Landgemeinden Schlepzig, Gröditsch, Krausnick, Pretschen, Leibchel und Leibsch im Unterspreewald. Lübben 1954 S. 40 ff., ferner Dieter Krausch, Die Wiesen des Oberspreewaldes (unveröff.) Diplomarbeit Potsdam 1953, derselbe, Der Spreewald. Skizze einer märkischen Niederungslandschaft: Urania (Jena) 17 (1954), 411, derselbe, Flora des Oberspreewaldes: Wissenschaftliche Zeitschrift der Pädagogischen Hochschule Potsdam. Mathem.-Naturw. Reihe. Jahrg. 2 (1955), derselbe, Wälder und Wiesen im

Spreewald in geschichtlicher Entwicklung: Wissensch. Zeitschr. der Pädagogischen Hochschule Potsdam. Mathem.-Naturw. Reihe Jahrg. 1 (1955) Hft. 2 S. 121 bis 148. Diese letzte Arbeit namentlich, die bisher wenig oder kaum berücksichtigtes Akten- und Kartenmaterial heranzieht, bietet außer einer Fülle spezieller Erkenntnisse und Feststellungen erstmalig eine wertvolle Zusammenfassung auf diesem Gebiet. Gleiche Bedeutung hat die Arbeit von H. Passarge, Die Wälder des Oberspreewaldes: Archiv f. Forstwesen 5 (1956) Hft. 1/2 S. 46—95. Ebenso verdienstlich ist die Namen- und Sprachforschung und im Zusammenhang damit auch die Siedlungsforschung in Angriff genommen durch Friedrich Redlich, von dem bisher veröffentlicht worden sind „Ortsnamen und Flurnamen im Unterspreewald“ in der oben angeführten Festschrift S. 24 ff. und „Sorbisches Sprachgut als kulturelles Erbe“: Russischunterricht 7. Jahrg. (1954) Hft. 12 S. 529 ff., eine Studie, die, aus der Beschäftigung mit den Flur- und Familiennamen des Spreewaldorfes Biebersdorf erwachsen, den sorbischen Überlieferungen nachgeht. Hier muß auch auf die Flurnamensammlung des Kr. Cottbus von G. Schwela hingewiesen werden, mit deren Erscheinen demnächst gerechnet werden kann, ferner auf die Arbeit von v. Zaborsky über die Entwicklung der Volkstracht in Brandenburg I. Teil im Deutschen Jahrbuch f. Volkskunde 1956, die auch Material aus dem Spreewald enthält.

Wie diese Übersicht über das bisher Geleistete zeigt, gibt es noch viele Gebiete, auf denen die Spreewaldforschung kaum oder gar nicht oder nicht wieder in Angriff genommen ist. Es kann natürlich nicht meine Aufgabe sein, alle die Fragen, die noch gestellt, alle Untersuchungen, die noch gemacht werden müssen, zu nennen. Es muß genügen, wenigstens einige Arbeiten anzudeuten. Auf vor- und frühgeschichtlichem Gebiet wird es notwendig sein, einmal alle Funde zusammenzustellen und auf einer Karte einzutragen, dann aber bestimmte Grabungen ins Werk zu setzen. Ich denke da etwa an den Barzlin bei Ragow und an das Burglehn bei Lübben, obwohl sie hier, da es sich um angebaute und z. T. bebaute Flächen handelt, schwierig durchzuführen sein werden. Ganz besonders aber wäre es jetzt, wo die Innenstadt Lübben infolge der Zerstörung von 1945 noch weitgehend unbebaut ist, angebracht, hier den Spaten anzusetzen, um vielleicht mit Hilfe eines Querschnitts festzustellen, ob die von Marschallack vorgebrachte Hypothese, hier sei das Liubusua Thietmars zu suchen<sup>32</sup>), zu Recht besteht oder nicht<sup>33</sup>). Die Vegetationsgeschichte dürfte durch Heranziehung einschlägiger Archivalien aus dem Zentralarchiv II in Merseburg an Fülle und Tiefe noch gewinnen. Noch viel zu wenig hat man sich mit der Siedlungs- und Bevölkerungsgeschichte beschäftigt. Es wird darauf ankommen, den Verlauf und Charakter der Besiedlung von den vorgeschichtlichen Zeiträumen an schärfer festzustellen, wobei man zweckmäßig zunächst die Entwicklung von der Gegenwart aus rückwärts verfolgt. Eine gewisse Rolle spielt dabei die Frage, wann die Slawen in dieses Gebiet gekommen sind, da ja der Spreewald zu Unrecht von verschiedener Seite her als eine Art Rückzugs- oder Abdrängungsgebiet angesehen wird. Aber auch eine genaue Untersuchung der Bevölkerungsentwicklung und -mischung bzw. -assimilierung, mit der man sich ja schon etwas beschäftigt hat, dürfte aufschlußreich werden. Für die Feststellung der Geschichte und der Art der slawischen Niederlassung aber muß das Namengut noch stärker und umfassender herangezogen werden, wobei sich der Historiker mit dem Slawisten verbinden muß. Wenn auch die im 18. Jahrhundert in dem preußischen Anteil stattgehabte Kolonisation, an sich bekannter, dank der Arbeit von Kublick in den Einzelheiten aufgeklärt worden ist, so hat es doch auch im sächsischen Bereich an einer entsprechenden Tätigkeit nicht ganz gefehlt, die aber noch nicht genügend untersucht worden ist. Hinzukommt die Niederlassung in Ab- und Ausbauten seit der Wende des

18. Jahrhunderts, ein Vorgang, dem gleichfalls die Aufmerksamkeit zugewendet werden muß. — Damit haben wir eigentlich schon das Gebiet der Wirtschaftsgeschichte betreten; sie stellt uns ebenfalls vor zahlreiche ungelöste Fragen. Unter anderem wird es darauf ankommen, sich mit der für den Spreewald eigentümlichen Wirtschaft und Wirtschaftsweise noch eingehender zu beschäftigen, so u. a. auch mit der Entwicklung des Gemüsebaus. Besondere Aufmerksamkeit verdienen die Hauswirtschaft und die Fischerei. Verlauf und Auswirkung der Regulierungen (Gemeinheitsteilung, Separation) müssen genauer dargelegt werden. Auch wäre es angebracht, die Betriebsweise der großen im bzw. am Spreewald liegenden Herrschaften Lübbenau und Straupitz zu untersuchen. — Noch ganz im argen liegt die Sozialgeschichte. Es sind aber hinreichend Materialien vorhanden, die es gestatten, die Struktur der bäuerlichen Bevölkerung und namentlich ihre Lage von der Zeit des Dreißigjährigen Krieges an zu verfolgen, desgleichen die der Stadtbewohner von Lübbenau. — Volkskundlich ist zwar viel gesammelt worden, es liegen auch zahlreiche beachtliche Einzelfeststellungen vor, aber es fehlt noch sehr an gut fundamentierten monographischen Arbeiten und an erschöpfenden Zusammenfassungen. Dieses ganze Gebiet blieb zu sehr im populär-unterhaltenden Bereich. So wird erst jetzt damit begonnen, die aus dem Spreewald überlieferten Sagen und Volkslieder wissenschaftlich auf Herkunft und volksmäßigen Anteil zu untersuchen und das eigentlich Sorbische daran herauszustellen. Diese Frage muß auch an die sonstige Überlieferung in Sitte und Brauchtum gerichtet werden. Über die sogenannte Spreewaldtracht gibt es gewiß verschiedene ansprechende Aufsätze<sup>34</sup>), aber eine entwicklungsgeschichtlich klärende und abschließende Behandlung, die das gegenständliche und bildliche Material in aller Breite heranzieht, liegt doch noch nicht vor. Das gilt ebenso von der Gehöftanlage und vom Hausbau im Spreewald<sup>35</sup>). Freilich ist es dazu in Anbetracht der stark vorgeschrittenen Wandlungen fast schon zu spät. Es müßte aber das, was sich noch erhalten hat, genau maßstäblich aufgenommen, im übrigen aber auch hier gutes älteres Bildmaterial, wie es etwa die Schulenburgschen Zeichnungen und Skizzen liefern, sorgfältig herangezogen werden. — Was schließlich die äußere Geschichte anbelangt, so gibt es auch da noch sehr viel zu tun. Die vorhandenen Ortsgeschichten etwa, wie die von Lübbenau, sind gut gemeint und in ihrer Art auch verdienstlich, vermögen doch aber ernsteren Ansprüchen nicht zu genügen. Ohne gründliches Quellen- und das heißt Archivstudium, das zugleich mit entsprechendem Weitblick betrieben werden muß, ist nun einmal nichts Brauchbares zu liefern. Es fehlt nicht ganz an gut bearbeitetem, bequem zu benutzendem Quellenstoff. Zu nennen ist das dreibändige Urkundenbuch der Stadt Lübben und seines Gebiets<sup>36</sup>), ein Muster geradezu an Gewissenhaftigkeit und Vollständigkeit. Allerdings streift es nur einen Teil des Spreewalds und erstreckt sich zudem nur auf das Mittelalter.

Ehe nicht mindestens eine größere Anzahl der oben angedeuteten Aufgaben, die natürlich den ganzen Fragenkomplex nicht erschöpfen, in Angriff genommen ist, kann an ein großes Sammelwerk über den Spreewald, wie es einmal wünschenswert sein wird, nicht gedacht werden. Material dürfte hinreichend, wenn auch nicht für alle Gebiete in gleicher Menge und Geschlossenheit, vorhanden sein. Soll die Forschung vorangetrieben werden, so wird man in ganz anderer und umfassenderer Weise noch, wie es bisher geschehen ist, den veröffentlichten Stoff zusammenbringen und mit neuer Fragestellung und unter Anwendung neuer Methoden auswerten, im übrigen aber, wie auch sonst bei wissenschaftlicher Spür- und Schürfarbeit, zu den noch ungehobenen Schätzen, die die Sammlungen und Archive bergen (neben dem Landesarchiv Lübben das Landeshauptarchiv in Potsdam und das Zentralarchiv II in Merseburg), herabsteigen müssen.

1. Vgl. Niederlaus. Mitt. 7 (1903) S. 298 u. H. Jentsch, Rudolf Virchow und die Niederlausitz ebenda 9 (1906) S. 416 ff. — 2. Zeitschr. f. Ethnologie 12 (1880) S. 222 f. — 3. Prähist. Zeitschr. 4 (1912) S. 264 ff. — 4. Vgl. Zeitschr. f. Ethnologie 12 (1880) S. 148. — 5. Vgl. ebenda S. 103. — 6. Vgl. ebenda S. 103. — 7. Vgl. Niederlaus. Mitt. 1 (1889)

S. 524 ff. — 8. Vgl. Karl H. Marschallack, Aus der Vor- und Frühgeschichte des Kreises Lübben: Heimatkal. des Kr. Lübben 1939, S. 67—74. — 9. Vgl. W. Heiligendorf, Das Urnengraberfeld von Byhlen, Kr. Lübben: Lübbener Kreiskalender 1938, S. 45—49. — 10. Vgl. Karl H. Marschallack, Urgeschichte des Kr. Calau: Der Kreis Calau, Magde-

burg, 1937, S. 15 ff. und derselbe, vgl. Anm. 8. — 11. Vgl. Alfred Pätzold, Vor- und frühgeschichtlicher Überblick in: Kunstdenkmäler des Stadt- und Landkreises Cottbus 1938, S. 7 ff. — 12. Ein anastatischer Neudruck des bedeutsamen Werkes erschien 1953. — 12a. Vgl. Delnojožužiske pėsne (aus Č.M.S.) Budyšin 1877 und Delnojožužiske ludowe pėsne 2. zbrėka: Č.M.S. XXXV (1882), 113—161. — 13. Vgl. über ihn Rob. Mielke: Brandenburgia 43 (1934) S. 62—65 und Karl Gander: Niederlaus. Mitt. 23 (1935) S. 162—166. — 14. Eine 2. verbesserte Auflage 1930 bei A. Heine, Cottbus. — 15. Jetzt im Landesarchiv Lübben. — 16. Vgl. u. a. Der Freischütz im Spreewald und anderes aus Sage und Volksglauben: Niederlaus. Mitt. 18 (1928) S. 287 ff. — 16a. Mythische bytosce luziskich Serbow. Bautzen 1898. — 17. Vgl. über ihn u. a. Erich Baberowsky: Der märkische Wanderer 11 (1925) Nr. 2 und Lübbener Kreiskalender 1933, S. 102 f. — 18. In 2. Auflage Cottbus 1922. — 19. Vgl. über ihn Karl Gander: Niederlaus. Mitt. 20 (1930/31) S. 150 f. — 20. Vgl. über sie: Niederlaus. Mitt. 1, 298—300; 368 f.; 583; 2, 98; 199; 382; 3, 352 f.; 10, 262. — 21. Vgl. über dasselbe u. a. Fahlisch in seiner Geschichte von Lübbenau, S. 262 ff. — 22. Vgl. darüber Paul Richter: Aus der Heimat — Für die Heimat, Senftenberg 1927, Nr. 18, und Der Heimatwanderer, Cottbus 1928, Nr. 6. — 23. Vgl. Geologische Geschichte der Niederlausitz, Cottbus 1913<sup>2</sup>. — 24. z. B. im Märkischen Heimatbuch 1935<sup>3</sup>, S. 21. — 25. Der Landkreis Cottbus mit dem Spreewald 1933, S. 7 ff. — 26. Lübbener Kreiskalender 1938, S. 40—44. — 27. Niederlaus. Mitt. 20 (1932) S. 228—235, m. Karte. — 28. Leider nur in einem Sonderdruck aus dem Cottbuser Anzeiger. — 29. Festschrift zur Feier des 50jährigen Bestehens des Fischereivereins in der Provinz Brandenburg 1928, S. 213 ff. — 30. Lübbener Kreiskalender 1932, S. 51 ff. — 31. Lausitzer Heimat 1 (1928) Nr. 7 u. 8. — 32. Vgl. Karl H. Marschalleck, Liubusua: Nachrichtenblatt f. Deutsche Vorzeit 17 (1941) Hft. 7/11, S. 257—259, und jetzt seine Arbeit Lübben im Spreewald, das alte Liubusua: Märkische Heimat 1956, Hft. 4, S. 25—37. — 33. Der Verfasser dieses Überblicks, der der Hypothese Marschallecks skeptisch gegenübersteht, beabsichtigt die recht verwickelte Liubusua-Frage an anderer Stelle eingehend zu erörtern. — 34. Vgl. u. a. Reinh. Peesch, Über den Ursprung der Spreewaldtracht: Brandenburgische Jahrbücher 3 (1926) S. 215—223. — 35. Vgl. W. v. Schulenburg, Das Spreewaldhaus: Zeitschrift f. Ethnologie 18 (1886) S. 123—144, ferner Cernýs Monographie. — 36. UB zur Geschichte des Markgraftums Niederlausitz, II. bis IV. Bd.: UB der Stadt Lübben hrsg. von Woldemar Lippert I. Die Lübbener Stadtbücher 1382—1526, Dresden 1911 — II. Die Lübbener Stadtrechnungen des 15. und 16. Jahrhunderts, Dresden 1919 — III. Die Urkunden der Stadt und des Amtes Lübben, der Herrschaften Zauche, Pretschen und Leuthen, Dresden 1933.

Emil Schwartz:

## Die Tuchmachergilde in Prenzlau

(mit 1 Abb. im Text)

Über die älteste Entwicklung des Prenzlauer Tuchmachergewerks ist in diesem Jahrbuch, 4. Band, Seite 39 ff., im Zusammenhange mit der Gilde der Gewandschneider gehandelt worden. Weitere als die dort erwähnten Nachrichten besitzen wir bis gegen das Ende des 15. Jahrhunderts über diese Innung nicht. Erst eine Urkunde vom 24. September 1476 berichtet wieder vom Tuchmachergewerk. Da sie bisher nicht veröffentlicht ist, sei sie hier als Anlage mitgeteilt. In ihr schenkte Hans Prutze den Gildemeistern der Wollenweber zu Prenzlau eine jährliche Hebung von sieben Mark von seinem Haus und Hof in der Uckerstraße; von dem Gelde sollen die Gildemeister acht Schilling haben, um sie zusammen zu vertrinken für ihre Mühe und Unlust; drei Mark und vier Schillinge sollten Hans, Achim und Heine Prutze, Hans Prutzens Bruderkinder, zur Beschaffung von Kleidern und Unterhalt empfangen, und den Rest von drei Mark und vier Schilling sollten die Gildemeister zur Beschaffung von Kleidern und Schuhen für arme Leute verwenden. Abgesehen von der Erwähnung der Wollenweber in der Stadtordnung von 1515 hören wir dann wieder fast ein Jahrhundert hindurch nichts mehr vom Tuchmacherhandwerk; erst das Jahr 1569 brachte ihm, wie es scheint, eine nicht unbedeutende Wandlung, die mit einer gewissen Reorganisation verbunden war, denn wir finden, daß in diesem Jahre das unten näher zu besprechende „Erlaßbuch“ und das neue Register der „Lehrknechte“ eingerichtet wurde. Wir ersehen ferner aus der Einleitung des Statuts der Tuchknappen von 1618, daß diesen „vor etzlichen vierzig und mehr Jahren“ eine Ordnung gesetzt war, was also auch etwa um 1570 geschehen sein muß. Welcher Art die damaligen Schicksale des Gewerks waren, läßt sich auch nur annähernd vermuten. Vielleicht wurde den Tuchmachern durch den Einsturz der alten Nikolaikirche im Jahre 1563<sup>4</sup>) ihre alte Versammlungsstätte geraubt und machte sich dadurch eine Neuordnung ihrer Verhältnisse nötig. Eine Bestätigung dieser Vermutung scheint darin zu liegen, daß das Gewerk im Jahre 1570 in der Marienkirche ein oder mehrere Fenster stiftete. Man könnte sich also den Hergang so denken, daß die Tuchmacher den kirchlichen Mittelpunkt, den sie in der Nikolaikirche verloren hatten, in der Marienkirche neuzubegründen suchten. Daß der Fensterstiftung keine geringe Wichtigkeit beigelegt wurde, sieht man aus der Voranstellung des Berichts darüber in dem Erlaßbuch, auf dessen ersten Blättern als Stifter der Fenster Andreas Schmidt, Augustin Damerow und Jürgen Kienappel und als Stifter einzelner Tafeln darin neben diesen Drei noch 16 weitere Meister genannt werden. Im Jahre 1622 besserte man das Fenster mit einem

Kostenaufwande von 5 Thlr. 12 Silbergroschen aus, auch stifteten zwei Meister noch je eine neue Tafel dazu.

Trotz dieses Vorganges hatte sich das Gewerk von dem alten Platz seiner Zusammenkünfte aber noch nicht ganz gelöst. Denn wenn auch, wie das Erlaßbuch zeigt, die Morgensprachen seitdem im Hause eines Meisters stattfanden, so blieb doch der Kirchhof der alten St. Nikolaikirche noch der Versammlungsort der Tuchknappen. In der Satzung für die Knappen von 1618 wird der Erlaß dieser Ordnung ausdrücklich damit begründet, daß in der alten Ordnung „auch mitt einuorleibheit, das alle ihre Zusamenkünfften auff dem Kirchhoffe vnd bey dem Pleetze, welcher itzo aus wichtigen vnd erheblichen Vrsachen abgeschafft vnd vorwustet, soltten gehalten werden“, was nun füglich eben nicht mehr geschehen konnte. Die Versammlungen wurden fortan in das Haus des Altmeisters verlegt. Welcher Art die um 1618 mit der Örtlichkeit um die alte Nikolaikirche eingetretene Veränderung war, entzieht sich der genaueren Kenntnis.

Aus der äußeren Geschichte des Gewerks im 17. Jahrhundert bleibt noch zu erwähnen, daß es am 16. März 1622 dem Subrektor des Gymnasiums, Johann Huber aus Lychen, dreizehn Gulden schenkte, weil, wie Huber in dem darüber ausgestellten, im Besitz der Gilde verbliebenen Empfangsbekenntnis sagt, die Ältesten „bey ihnen erwogen, was er für ansehnliche vnd vnseilige grosse mühe vnd arbeit an Schuelen zu Dienen, Dagegen aber wie die reditus vnd besoldung so gar vngleich, also dass ich insonderheit mit 25 fl. gantzjährliche besoldung wenig aussrichten Könnte, sonderlich in dieser beschwerlichen thewren Zeitt, da man ein Fuderholtz vor 1½ fl, ein ⚡ lichte vor 12 β vnd sonsten alles so thewr bezahlen muss, als sollte man es mit gelde auffwiegen. Wen ich dan aber solchen schweren holtz vnd licht Kauff wenig vbrig behalte, vnd gleichwoll ein nothdürfftiges Kleid bey meiner schweren arbeit haben sollte, ja auch gerne eines vnd das ander buch so meinem studio theologico dienlich, dabei erwerben wollte, . . . Als haben die Hern Ältesten der löblichen Tuchmachergulde sonder allem Zweyffel dahin gesehen, wie man gleichwoll dem verdruß in so schwerer arbeit, welcher aus der schlechten besoldung entstehen Könnte, vorkommen vnd bisshero gespurtten fleiss beybehalten vnd noch beßer excitiren möchte, Darumb sie ihre rühmliche Liberalitet sehen vnd ihre allerseits gegen mir tragende affection spüren laßen vnd (welches billig hochrühmenswerth) ohn mein einiges anmuthen mich mit 13 fl zu meiner nothurfft an Kleidung vnd bucher verehret.“



Wenn die Tuchmacher vielleicht erwartet hatten, durch ihr Geschenk dem Prenzlauer Gymnasium einen tüchtigen Lehrer gesichert zu haben, so sahen sie sich darin bald enttäuscht, denn schon am 11. April 1623 wurde Huber als Pastor der Kirchen in Bertikow, Weselitz und Seelübbe eingeführt und schied damit aus dem Amt als Subrektor aus.<sup>2)</sup>

Die wirtschaftliche Lage des Gewerks war damals in der Tat so gut, daß sie ihm Freigebigkeiten gestattete. Bevor wir darauf eingehen, wird aber zunächst noch die Verfassung der Gilde näher zu betrachten sein.

## II.

An älteren Gildebriefen der Wollenweber gebricht es leider völlig. Das früheste erhaltene Privileg datiert erst vom 3. August 1714 und ist in einer Abschrift im Stadtarchiv übermittlelt.<sup>3)</sup> Zwar zeigt auch diese Fassung schon den gleichmachenden Zug der neueren Zeit, aber dennoch unterscheidet es sich stark von dem Generalprivileg vom 8. November 1734, das in mehreren Stücken im Stadtarchiv und im Besitze der Innung gedruckt vorliegt, und ganz des örtlichen Charakters entbehrt, weil es von König Friedrich Wilhelm I. für das ganze Land in Übereinstimmung mit dem reichsgesetzlichen Edikt vom 16. August 1731 für alle Tuchmacherrnungen gleichmäßig erlassen ist. Das Privilegium vom 3. August 1714 läßt daher die alte Verfassung des hiesigen Gewerks noch mit Deutlichkeit erkennen.

Wer Meister werden wollte, mußte sich beim Ältesten des Gewerks angeben, danach drei Sprachen an drei aufeinanderfolgenden Quartalen vor versammeltem Gewerk tun, jedesmal ein Drittel des Meistergeldes einzahlen, dabei auch seinen Bürgerzettel aufweisen und darlegen, daß er drei Jahre gewandert habe; nur Meistersöhne kamen mit zweijähriger Wanderschaft davon. Wer eine Sprache ohne ehehaften Grund versäumte, verlor Recht und Zahlung aus den früher getanen Sprachen. Außerdem mußte der Aufzunehmende seinen Lehr- und Geburtsbrief vorweisen, wenn er kein Prenzlauer war, und „unverwerfliche Kundschaft seiner Eltern, daß selbige gute und Ehrliche Leuthe gewesen, einbringen, und seines vertrauten Eheweibes, daferne er schon beweiheit ist, ehrlicher Geburt und Herkommens ein Gezeugnuß anschaffen.“ Waren alle diese Voraussetzungen erfüllt, so wurde dem Bewerber „sein Werk verlassen“, wie der Kunstaussdruck lautete. Über die Aufnahmen führte die Gilde ein Register, das „Erlaßbuch“, das im Archiv des Gewerks war und mit den Worten beginnt: „Anno 1569 hebbe wy oldesten dith buck vorordenth dath hir de jungesten de des jares tho werke kamen schollen vorteicket werdenn.“ Von diesem Jahre an bis zum Jahre 1734 sind in diesem Buche alle Meister eingetragen, die an den „hohen Morgensprachen“, meist um Ostern oder Michaelis, in das Werk aufgenommen wurden. Ebenso sind die Namen der Ehefrauen verzeichnet, die „ins Gewerk eingezeugt“ wurden, entweder durch Kundschaft zweier eingessener Bürger oder durch einen Geburtsbrief. Dieser mußte auf Pergament geschrieben sein; daß es nicht der Fall war, wurde auf der Morgensprache zu Michaelis 1629 getadelt, als Baltzer Lietzens Frau ins Werk gezeugt wurde. Auch sonst nahm man es damit sehr genau. So heißt es Ostern 1628: „Jurgen Dannenbergk lebet den geburtsbrieff wegen seiner jetzigen Haußfrawen Maria Steudeners, durch einen Reuerß und H. M. Johan Fincken Hand undt Sigel vfsprechen, vnd soll derselbe nach ge Endigter vnd gewünschter Krieges-Endung Eingeschaffet werden.“ — Wenn ein Gewerks-genosse sich mit einer unehrlichen Person, die nicht er, sondern ein anderer geschwängert hatte, in ein Ehegelöb- nis einließ, so sollte er aus der Zunft ganz ausgestoßen werden. Sonst finden sich Ausschließungsgründe nicht erwähnt, doch führte Aufgabe des Handwerks auch zum Ausscheiden aus dem Gewerk, so z. B. ließ Christian Viltz der Junger Michaelis 1628 „sein Werk ufsprechen“, weil er in kurfürstliche Dienste getreten war.

Als Eintrittsgeld mußten nach der Stadtordnung von 1515 Inländer 3 Gulden, Ausländer 6 Gulden, jeder daneben 2 Pfund Wachs „zu den Lichtern“ geben.<sup>4)</sup> Im Jahre



Marienkirche in Prenzlau 1956

1714 hatte der Bewerber sechs Thaler Meistergeld zu erlegen und ein weißes Meistertuch zu machen, für jeden Fehler darin zwei Groschen 3 Pf. zu entrichten und für seine Frau, wenn sie nicht eines Meisters Tochter war, 12 Groschen zu zahlen, außerdem noch 6 Groschen Einschreibgebühr zu entrichten, zwei Pfund Wachs in die Lade zu kaufen und zwei Thaler zur Unterhaltung der Walkmühle zu zahlen, damit diese vom Gewerk in baulichen Würden gehalten werden konnte. Wer eine Meisterin oder eine Meisterstochter heiratete, brauchte nur die Hälfte des Meistergeldes und des Beitrages zur Walkmühle zu zahlen. Überhaupt hatte der Bewerber, der eine Meisterin freiete, sofern er sein Handwerk verstand, bei der Aufnahme den Vorrang vor dem, der nur ein Meisterssohn war, und dieser wieder vor dem, der die Tochter eines Meisters heiratete. Außerhalb der Quartale konnte niemand zugelassen werden. Alle diese Weitläufigkeiten und die Rangordnung der Bewerber werden in dem Privileg von 1734 abgeschafft, auch das Meisterstück verboten, nur ein Eintrittsgeld von 5 Thalern bleibt noch gestattet. Auch an dem Erfordernis der Anmeldung zum Erwerbe des Bürgerrechts beim Rate hielt man fest.

Wegen der Verpflichtung zum pünktlichen Erscheinen in den Morgensprachen, zum Gehorsam gegen die Ältesten und der Einladung der Genossen durch den jüngsten Meister enthält das Statut von 1714 ähnliche Bestimmungen wie die Satzungen der Kaufmannsgilde. Über die Leichenbegängnisse der Genossen bestanden sehr genaue Vorschriften. Jeder Meister soll sich dazu einstellen und wenn er ausbleiben muß, seine Ehefrau zur Vertretung schicken. Die Jungmeister mußten die Leiche zu Grabe tragen, die eines Ältesten zu ihrer Zehn, die eines andern Meisters zu acht, ein Kind zu vier oder sechs; ein Sechswochenkind trug ein Jungmeister allein. Zur Erhöhung der Feierlichkeit trug in alten Zeiten ein über dem Sarge gehaltener Baldachin bei, den das Gewerk 1591 erneuerte. Das Erlaßbuch erzählt darüber folgendes: „Anno 1591 auff der hohen Morgensprache auff Michaelis Ist Ihn Jochim Eickosts behausung vom ganzen Werke gewilliget vnd beschlossen, Ein New Baldiken Zw Zeug, wo Zw ein Jder einen orts Daler Zw geben versprochen, der aber auß guetten willen hatt wollen mher geben dem hatt es frey gestanden vnd ist hir vnder verzeichneth wer vnd was ein Jder dazw gegeben. Soll aber mitt den Nachkommenden Jungsten also gehalten werden, das ein Jder Butenster Jungster wen ihme zum werk verlassen wirt, Soll er geben 1 orts Daler Eines Meisters Son aber des Vater Zuor hir Zw gegeben Soll frey Sein, Ein Jungster aber der Eines Meisters Tochter freyet Soll ½ orts Daler geben. Wo aber dero Beiden Vater nicht zuor hirer etwas gegeben Solen Zw beiden teilen iglicher einen orts Daler gegeben. Worauff als fort die dhomealen gekorenen Eltesten als Thomas Bandelow Jochim Ribow Georg Schroder Andreas Smedt dazw gethan vnd mitt Heinrich Laten gehandelt

den Sammit von Leipzig mitt zw bring wo für Sie ihme zw Seiner Begrebnus das Baldiken frey zw gebrauchen zwgesagt. Ferner ist gewilliget, des es keinem außerhalb werkes Soll verheuret werden Ohne denjenigen So Meister kinder vnd außerhalb werks Seindt gefreyet worden. Auch soll es keines Meister kinde gefolget werden, das nicht von 4 Perßonen auff der Bare gedragen wirt. Actum ut supra. Des Baldiken hatt gekostet 85 Fl. 24 gr." Von 68 Tuchmachermeistern und Witwen von solchen wurde zu den Anschaffungskosten beigetragen.

Die in diesem Bericht zum Ausdruck gelangende Abgeschlossenheit der Innung gegen Nichtmitglieder wurde nur einmal durchbrochen, indem man 1614 Meister Nikolaus den Schneider insoweit in das Werk aufnahm, daß er, seine Frau und seine Kinder von den Jüngsten zu Erden getragen werden sollten, aber „nach seinem absterben haben seine kinder nicht mehr midt dem wercke zu Thunde, sonsten hadt er an des wercks gerechtigkeit nicht weiters anzumaße oder sich zu Trostende.“ Für diese recht beschränkte Ehre mußte Meister Nikolaus 3 fl. zahlen, halb dem Rate und halb dem Werke als Aufsetzelgeld; ob er wenigstens den Baldachin bekam, wird nicht gesagt.

Noch 1714 wird den vier Jüngsten zur Pflicht gemacht, die Lichter bei der Fröhpredigt in der Nikolaikirche anzuzünden. Es hatte sich also bis in diese Zeit noch die nahe Beziehung der Innung zur Nikolaikirche erhalten, obgleich das alte Kirchengebäude seit 1568 nicht mehr bestand und der Name des Heiligen auf die ehemalige Kirche zum heiligen Kreuz übertragen war.

Bei den Zusammenkünften des Gewerks sollen kein Hader und Zank, keine ehrenrührige Worte und Schläge vorgehen, und deshalb alles Karten- und Würfelspiel unterbleiben; Schlichtung entstehender Streitigkeiten unter den Gewerksgegnossen sollte allein beim Gewerk selbst gesucht werden, nur Schläge und andere Gewalttätigkeiten waren vor dem Rate zu sühnen, für geringere Vergehen verhängte das Gewerk eine willkürliche Strafe.

Der Lehrling, der bei einem Tuchmacher Aufnahme suchte, mußte seinen Geburtsbrief aufweisen, aus dem seine ehrliche Herkunft hervorging. Die Innung verwahrte bis in die Neuzeit ein in einer stark abgenutzten Pergamenthandschrift gebundenes Buch, betitelt „wegen der Lehr Jung“, in dem die von 1569 bis 1765 aufgenommenen Lehrlinge verzeichnet sind. „Anno 69 is das Register vor ordenth wegen der Lerknechte hir ynne zw vindin Bi nhame wo ein Jder geheten vnd wat Zeit ehr das ler Jar angefangen hat“ steht über dem ersten Blatt. Das Lehrgeld wurde in demselben Jahre auf 6 Gulden und 2 Pfund Wachs festgesetzt, wovon der Lehrherr 4 Gulden erhielt. Auf der Morgensprache Sonntags nach Trium Regum (Dreikönigstag) 1595 wurde dies Lehrgeld auf 8 Gulden und 2 Pfund Wachs erhöht, von denen 5 Gulden dem Lehrherrn gebühren sollten; im Jahre 1714 entrichtete der Lehrling 4 Thaler und 2 Pfund Wachs, davon 3 Thaler an den Lehrmeister. Damals sicherte man sich schon gegen das Entlaufen der Lehrlinge durch eine Kautio von 10 Thalern, die früher nicht üblich gewesen war. Nur einmal ist übrigens in dem Register eines solchen Vorfalles gedacht; zum Jahre 1607 wird bei einem Lehrling, dessen Name nicht eingetragen werden konnte, bemerkt: „Ist verloffenn alß ein gar loser schelm.“ Die Lehrzeit dauerte nach dem Privileg von 1714 vier Jahre, nachdem der Lehrling „vierzehn Tage die Versuchung ausgestanden“. Meistersöhnen wurde im 18. Jahrhundert wie auch wohl schon vorher die Zahlung des 1 Thalers Lehrgeld, der dem Gewerk zufiel, erlassen, die 2 Pfund Wachs und die 3 Groschen Einschreibegeld mußten sie aber wie die Fremden entrichten. Nach beendeter Lehrzeit wurde der Lehrling vor offener Lade losgesprochen.

Über die Wahl und Anzahl der Gewerksältesten enthält das Privileg von 1714 sonderbarerweise nichts. In dem später noch zu besprechenden Statut für die Tuchmachergegnossen von 1618 werden als Alterleute und Gildemeister des Gewerks zwölf Männer aufgezählt, das Erlaßbuch und

die sonstigen Urkunden gaben ebenfalls keinen bestimmten Aufschluß. Wahrscheinlich waren es vier Meister, die den Vorstand bildeten; das scheint aus der Rechtsfrage von 1400 zu folgen und ergibt sich aus dem Bericht über den neuen Baldachin von 1591, entspricht aber auch den Verhältnissen bei den andern Werken. Im Privileg wird nur (art. 45) gesagt: „Wann ein Meister zum Ältesten oder Handwercks-Meister beruffen wird, soll selbiger von E. E. Rath in Eydes Pflicht genommen werden und alß geschworener Ältester der Laden vorstehen.“ Man sieht hieraus, daß man unter den Vorstehern des Gewerks zwei Rangstufen unterschied, die wir schon im Mittelalter bei den Fleischern als „magistri gulde et magistri operis“<sup>5)</sup> und bei den Bäckern als „Gildemeister und Alterleute“<sup>6)</sup> geschieden finden. Welche Bedeutung dieser Unterschied hat, ist nicht ersichtlich. Der Älteste, der seine Jahresrechnung richtig abgelegt hatte, erhielt für seine Mühe 1 Thaler aus der Lade; hatte er einen Fehlbeitrag, so mußte er ihn ersetzen und 2 Thaler Strafe an das Gewerk zahlen. Bei der Lade sollten zwei Schlüssel sein, den einen sollte der Älteste, den andern der Jüngste „bei dem Tische“, d. h. offenbar von den in der Morgensprache allein am Tische sitzenden Vorstandsmitgliedern, haben.

Neben der Korporation der Innungsmeister bestand eine besonders organisierte Gesellschaft der Gesellen, der „Tuchknappen“, deren Verfassung in dem schon erwähnten Statut von 1618, einer im Besitze des Gewerks befindlichen, schönen Pergamenthandschrift, niedergelegt ist. Danach wählten die Gesellen alljährlich auf Trium Regum zwei Altmeister aus den Mitgliedern der Innung, in deren Häusern auch die Versammlungen stattfanden, anfangs vierteljährlich, seit 1699 alle vier Wochen. Den Altmeistern standen in der Leitung der Gesellschaft vier Meisterknappen zur Seite, zwei einheimische und zwei fremde. Die Gesellen zahlten für die gemeinsamen Zwecke ein Aufsetzelgeld und ein Quartalgeld in eine besondere Lade, die bei dem Altmeister verwahrt und alljährlich zu Trium Regum unter Vorantritt von Spielleuten und unter dem Gefolge aller Knappen und Lehrlinge aus der Wohnung des bisherigen in die des neugewählten Altmeisters gebracht wurde. Das Rechtsverhältnis zwischen Meistern und Gesellen regelt das Statut dahin, daß eine achtstägige Kündigungsfrist für beide Teile bestand; über Klagen des Meisters gegen seinen Gesellen richten die Altmeister und Meisterknappen, über Klagen der Gesellen gegen den Meister die Vorsteher der Gilde selbst. Kranke Gesellen, deren sich sonst niemand annehmen würde, sollen aus der Lade der Knappen gepflegt werden, nötigenfalls soll ihnen eine Wartefrau gehalten werden, auch werden verstorbene Knappen auf Kosten der Lade bestattet. Der Lehrling, der ausgelernet hatte, war gehalten 3 lüb. Schilling „Stuelgeld“ zur Erhaltung des Knappenstuhles und des Fensters in der Kirche in die Lade zu zahlen. So heilsam und zweckmäßig diese Bestimmungen auch waren, sind doch die übrigen in der Satzung enthaltenen Vorschriften keineswegs billigenswert; sie sind vielmehr durchweg geeignet, die Völlerei unter den Gesellen und Lehrlingen zu begünstigen, insbesondere gilt das von den Anordnungen über das Pfingstfest und den Vorschriften, die später über einen für die Gesellen angeschafften „Willkommen“ getroffen wurden. Es war auch gerade wegen des übermäßigen Genusses geistiger Getränke wohl nötig, das Mitbringen von Waffen zu den Zusammenkünften zu verbieten und besondere Vorschriften zur Erhaltung des Anstandes zu erlassen, z. B. die, daß kein Knappe seine Jungfer, die ihm zum Tanze gebracht werde, verschmähen oder stehen lassen, oder vor dem andern in den Tanz springen solle, und daß jeder Knappe seinen Mantel umhaben solle, wenn er die Jungfer zum Tanze führte. Die bedenklichen Unsitten, welche durch die Gesellenorganisation in den Gewerken gefördert wurden, führten dann auch König Friedrich Wilhelm I. dazu, in dem Generalprivileg von 1734 besondere Gesellenbrüderschaften mit allen ihren Einrichtungen aufs strengste zu verbieten; nur eine Kasse zur Unterstützung von fremden Gesellen in Krankheit und Not wurde ihnen gelassen, die aber in der Lade der Meister mitverwahrt werden mußte.



### III.

Die handwerkliche Tätigkeit des Einzelnen wurde in weitem Umfang unter den Schutz der Genossenschaft gestellt, wofür er sich andererseits auch starken Beschränkungen in seinem Betriebe unterwerfen mußte. Dem angehenden Tuchmachermeister war es untersagt, Wolle zu kaufen vor Erlangung des Bürgerrechts, bei Verlust der Wolle; kein Meister durfte dem andern beim Wollhandel in den Kauf fallen, dafür durften aber sonst nur vom Könige konzessionierte Wollhändler mit Wolle handeln; seit alters war den Leinwebern jeder Wollkauf untersagt. In keinem Hause soll mehr als ein Meister sein Gewerbe betreiben, sondern jeder bei Verlust seines Werkes seine eigene Wohnung haben, dafür darf aber auch keiner mehr als einen Lehrlingen und zwei Gesellen gleichzeitig haben, um eine zu starke Entwicklung eines Betriebes zum Schaden der andern zu verhüten. An Sonn- und Festtagen durfte bei 12 Groschen Strafe niemand arbeiten. Eines Meisters Witwe konnte das Handwerk des Verstorbenen fortsetzen, aber nur mit einem Gesellen; einen Lehrlingen durfte sie daneben behalten, aber nur bis zum letzten Vierteljahr, dann mußte der Lehrling bei einem anderen Meister auslernen.

Kein Meister darf dem andern den Gesellen oder die Spinnerin absprenstig machen, aber keiner darf auch höhere als die festgesetzten Löhne zahlen, nämlich für 2 Pfd. zu zeusen 3 Pfg., 1 Pfd. zu brechen 2 Pfg., 1 Pfd. zu kemmen 4 Pfg., einen Werf zu wirken, breit oder schmal, 3 Groschen, 1 Pfd. gemeine Wolle zu spinnen 1 Groschen 9 Pfg., 1 Pfd. feine Wolle zu spinnen 2 Groschen. Das hierbei gebrauchte Pfund sollte 1 Meisterpfund gleich  $2\frac{1}{2}$  Krampf sein. Das fertige Tuch mußte der Meister mit richtiger Elle messen und mit seinem Zeichen versehen, damit die Herkunft des Stücks jederzeit einwandfrei festgestellt werden konnte; dann hatte er, bevor er es zur Walkmühle brachte, einen Akzisezettell zu lösen<sup>7)</sup>, und das Tuch zur Untersuchung auf seine Beschaffenheit der dazu bestellten Instanz vorzulegen. Ursprünglich waren dies wohl nur die „Rodenträger“, die als nachgeordnete Beamte des Gildevorstandes die Überwachung der Güte des Fabrikats zu besorgen hatten<sup>8)</sup>; wer seinen Rodenträger unschuldig angriff, wurde mit willkürlicher Strafe nach Gelegenheit der Sache bedroht. Seit 1684 wurden auf landesherrliche Anordnung noch besondere Beschauer bestellt, vereidigt und von den Steuerkommissaren instruiert; die von diesen geprüften und nach Güte und Sorte bezeichneten Waren mußten durch ein Bleilot mit dem Stadtwappen kenntlich gemacht und nur solche einheimischen Tuche in den Handel gebracht werden<sup>9)</sup>. Auf diese Schau bezieht sich wohl „des Raths Zettul“, der von jedem zur Walkmühle gebrachten Stück nach dem Privileg von 1714 vorgewiesen werden mußte, während der „Zettul von dem Ältesten“ die Prüfung durch den Innungsbeamten zum Gegenstande hatte. Diesen Vorschriften entsprechend, mußte der Walker schon im 16. Jahrhundert schwören<sup>10)</sup>: „Ich wil auch keinen Wullenweber vber 50 tucher noch sonst einig Tuch, so nach getragen wirdt, wißentlich dicken, vielweniger wil ich einich vntuchtig lacken zu dicken annehmen es sei den zuvor durch der Reten Treger besichtigett vnd vnstraffer befunden Worden.“ 1714 wurden Verstöße des Walkers hiergegen mit 1 Thaler Strafe bedroht.

Die Walkmühle lag ursprünglich am Mittelgraben in der Gegend der Fischerstraße, deren im Volksmunde noch hier und da gebräuchlicher alter Name „Fullerdamm“ an das Bestehen der Mühle erinnert; fullen (englisch to full) bedeutet walken. Später wurde die Walkmühle in die Nähe der Dreussenmühle verlegt, im Jahre 1802 tauschte das Gewerk diese Mühle gegen eine neue, von dem Mühlenmeister Hippe bei der Binnenmühle erbaute ein, die noch bis ins 20. Jahrhundert im Besitz des Gewerks blieb, aber nicht mehr in Betrieb war<sup>11)</sup>. Nach dem Walken kam das Tuch auf die Trockengerüste oder Rahmen, die anfangs ebenfalls am Mittelgraben etwa dort, wo später der Vorplatz des Gymnasiums war, sich befanden; diese Gegend hieß daher auch „an den Rahmen“. Seit wann dieser Platz nicht mehr benutzt wurde, ist nicht bekannt; schon 1782 hatte das Gewerk vorübergehend einen Streck-

rahmen auf der Westseite des Marienkirchhofs mit Genehmigung des Magistrats aufgestellt, schließlich befanden sich die Rahmen auf dem Walle hinter der Wasserpforte an der Ucker, wo sie 1886 verschwunden sind<sup>12)</sup>. Das fertige Tuch wurde mit dem Gewerksstempel versehen und durfte nur mit diesem zu Märkte gebracht werden. Auf den Jahrmärkten in Prenzlau und anderswo mußte jeder Tuchmacher seinen Stand nehmen nach der Reihenfolge, wie er Meister geworden war bei einer halb dem Rate und halb dem Gewerke zustehenden Strafe von 2 Thalern; nur die Ältesten sollten ohne Unterschied den Vorrang haben.

Diese Organisation des Gewerbebetriebes war zwar wohl geeignet, die Entstehung von Ungleichheit unter den Innungsmitgliedern zu verhindern, sie hemmte aber auch jeden technischen Fortschritt und trug wesentlich dazu bei, daß die Tuchmacherei in Prenzlau wie in anderen märkischen Städten allmählich dem auswärtigen Wettbewerb unterlag. Namentlich litten auch die Prenzlauer Tuchmacher, seit die Landbewohner mehr und mehr ihre Wolle in das Ausland zu verkaufen sich gewöhnten, unter dem Wollmangel. Auf einer Versammlung von Abgesandten der Wollenwebergilden aus 51 märkischen Städten in Berlin wurde im Jahre 1593 darüber geklagt, daß in Prenzlau 25 Meister im Vierteljahr nicht mehr als 7 Tuche machen konnten aus Mangel an Wolle<sup>13)</sup>. Gleichwohl hielt sich das Prenzlauer Gewerk gegen Ende des 16. Jahrhunderts immer noch auf beträchtlicher Höhe, wie ja namentlich aus der Stiftung des Baldachins 1591 und dem Geschenk an den Subrektor Huber 1622 erhellt. Nicht mit Unrecht konnte daher Johann Samuel Seckt in seinem „Versuch einer Geschichte der Uckermärkischen Hauptstadt Prenzlau“ im Jahre 1785 schreiben: „Das Tuchmachergewerk war in alten Zeiten sehr ansehnlich alhier und die Prenzlausehen Laken auch noch in ziemlich neuen Zeiten berühmt<sup>14)</sup>.“ Leider gibt er dazu keine weiteren Einzelheiten. Aus dem Mittelalter fehlen uns alle Nachrichten über die Mitgliederzahl des Gewerks, in der Stadtrechnung von 1599/1600 sind 58 Meister namentlich aufgeführt, im Jahre 1626 sollen es nach einem Bericht aus dem Jahre 1643 im ganzen 60 gewesen sein, so daß sie weitaus die stärkste Innung gebildet haben würden. Der Umfang der Erzeugung entsprach dann auch dieser Zahl. Es läßt sich darüber eine genaue Berechnung anstellen, weil die Tuchmacher von jedem zur Walkmühle gebrachten Tuche eine bestimmte Vergütung an die Stadt entrichten mußten, die Anfang des 17. Jahrhunderts 4 Vierchen betrug<sup>15)</sup>, im Jahre 1687 aber auf 6 Pfennige festgesetzt wurde<sup>16)</sup>. Im Jahre von Martini 1599 bis dahin 1600 nahm die Stadt von der Walkmühle 34 fl. 10 Gr. 1 vch Wasserpacht ein. Da 1 fl. = 192 vch, 1 gr = 6 vch, ergibt sich, daß 1647  $\frac{1}{4}$  Stücke Tuch gewalkt sein müssen. Nimmt man das Maß eines Stücks Tuch hier wie in Stendal<sup>17)</sup> auf 28 Ellen Länge bei 2 Ellen Breite an, so würde sich die Jahresproduktion auf die recht beträchtliche Menge von rund 46 000 Ellen belaufen haben. Der Dreißigjährige Krieg vernichtete dieses blühende Gewerbe leider völlig. Schon 1626/27 weist die Stadtrechnung keine Einnahme mehr aus der Walkmühle auf, im Jahre 1627/28 brachte sie zwar noch 24 Thaler, von da ab hört die Einnahme aber völlig auf, da die Walkmühle am 13. Juli 1627 von dänischen Truppen eingeäschert wurde. Erst seit der Wiederaufrichtung der städtischen Verwaltung in den Jahren 1685 bis 1687 begannen die Einnahmen von neuem. Damals stellte sich heraus, daß die Tuchmacher von der Stadt zwar aus einem Darlehn 700 Thlr. nebst Zinsen zu fordern hatten, daß sie aber seit vielen Jahren die Wasserpacht und die Morgenansprachengelder nicht mehr abgeführt hatten und der Stadt also erhebliche Summen schuldig waren, die sie wegen ihres „notorischen Unvermögens“ nicht bezahlen konnten. In der Tat waren sie wohl kaum in der Lage, irgendwelche Zahlungen zu leisten, denn man hatte im Jahre 1642 in der Stadt nur noch 10 Tuchmacher gezählt, die 21 Stücke Tuch gefertigt hatten, und gegen Ende des 17. Jahrhunderts waren ebenfalls erst wieder 14 Meister ansässig, die jährlich 185 Stücke Tuch zu erzeugen vermochten<sup>18)</sup>. Die kurfürstlichen Kommissare erließen daher im Jahre 1687 den Tuchmachern ihre Schuld gegen Verzicht auf ihre Darlehnsforderung an

die Stadt, wogegen die Tuchmacher es übernahmen, die Walkmühle auf ihre Kosten mit Bauholz, das ihnen von der Stadt frei zu liefern war, neuzeubauen. Für die Zeit von Johanni 1687 bis Johanni 1689 sollten die Meister von der Wasserpacht und Morgensprachengeldern noch befreit bleiben, dann aber die gewohnten Abgaben wieder zahlen<sup>19)</sup>.

Zu der früheren Blüte vermochte sich das Gewerk in der folgenden Zeit nicht mehr zu erheben. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts gab es zwar wieder 17 eigentliche Tuchmacher mit ebensoviel Stühlen, die 14 Gesellen und 9 Lehrlinge beschäftigten, und noch 8 andere Meister, die nur Boi (Flanell) machten, und es wurden im ganzen durchschnittlich 600 Stück Tuch und Boi im Jahre hergestellt<sup>20)</sup>, doch führte die gänzliche Veränderung der wirtschaftlichen Verhältnisse ein ständiges Sinken der Kopffzahl und der Erzeugung herbei. Wie die Verhältnisse der Prenzlauer Tuchmacher sich gegen das Ende des 18. Jahrhunderts gestaltet hatten, läßt eine in den Akten des Stadtarchivs über das Tuchmachergewerk vorgefundene Eingabe des Schutzjuden Samson Levy in Prenzlau vom 27. Dezember 1790 erkennen. In ihr heißt es über die Tuchmacher: „Wenn ich meine Tücher von ihnen nehmen soll, müssen sie auch alle Tücher machen, so aber verfertigen sie bloß blaue, schwarze und graue Tücher, so aber nicht einmal hier, sondern in Stettin gefärbt werden, und zu keinem höheren Preise als zu 16 gr. für den Bauersmann, nicht aber wie sie vorgeben, zu 16 gr. bis 1 Thl. 12 gr. verkauft werden. Höchstens wird zum Meisterstück Tuch zu 1 Thl. 4 bis 16 gr. gemacht. Von melirten und anderen Arten Tücher wissen sie aber nichts, ja nicht einmal Livretücher verfertigen sie. Ebendaher unterstanden sie sich nicht einmahl, die ihnen vor einigen Jahren angebotene Lieferung für das Regiment hieselbst anzunehmen, ob sie gleich Vorschuß erhalten sollten<sup>21)</sup>.“

Wenn Levy hier in seinem eigenen Interesse auch etwas übertrieben haben mag, so lassen seine Angaben doch erkennen, daß es den wenigen damals noch vorhandenen Tuchmachern sowohl an Kapital wie an technischen Kenntnissen und Einrichtungen fehlte, um den Anforderungen der neuen Zeit noch entsprechen zu können. Die Zahl der selbständigen Tuchmacher nahm daher immer mehr ab, so daß zu Anfang des 20. Jahrhunderts nur noch 4 Mitglieder der Innung angehörten, von denen 2 in Prenzlau, 2 in Pasewalk wohnten und die ersteren überdem kein Tuch, die letzteren nur wenig Tuch mehr fertigten. Die Innung war eigentlich nur noch Rechtsträger und Verwaltungsstelle für das in neuerer Zeit wieder angesammelte, nicht unbedeutliche Vermögen der alten Gilde. Dieses Vermögen wird den Ereignissen der jüngsten Vergangenheit zum Opfer gefallen sein, nachdem auch die letzten Tuchmachermeister selbst heimgegangen sind.

#### Archiv des Uckermärkischen Museums

1476 September 24.

Hans Prutzes Vermächtnis an die Tuchmacherinnung in Prenzlau.

Ik hans prutze wanaffich to premblow Bekenne Apenbar tughende In Crafft desses breues vor my vnde myne eruen vor alswege dar desse bref vorkumet de en ßen edder horen lesen Dat ik vmme myner sylen Margaretten myner eliken husfrowen vnser olderen vnde alle vnser lefhouden sylen salicheit gade dem her'n almechtich to laue Marien syner benedigeden moder vnde alle gades hilghen to eren vnde werdicheit. hebbe ghegeuen vnde iegenwerdich geue In craft desses breues vp myn huß

vnde hoff in der vkerstrate by achim klinckebil beleghen souen mark ghenghes geldes alle jar vp martini dar af to borende den Ersamen vnde vorsichtighe guldemeistren der wullewefer hir to premblow de nu synt vnde alle eren nakamelinghen in so daner wyse dat de suluen gulde-meister van den soüen marken iarliker renthe alle jar scholen hebben achte schillingk vinckenoghen de to samende to vordrinkende vor ere mohie vnde vnlust vnde nemen dat groteste lon van deme almechtighen gade Vnde mynes broder heyne prutzen seliger naghelaten kyndere nemeliken hans Achim vnde Clawes de wyle ße am leuende synt edder eyn van em leuet scholen hebben van den gnäten VII mark renthen alle yar dry mark vnde vir schillinghe to klederen vnde schon to hülpe to ereme leuede wat dar denne baven is, also III mark vnde III ß dar scholen de gnäten guldemeister de tor tyd synt alle yar vor kopen want vnde scho so vele also ße konen vnde verdeylen armen luden den des noth vnde behuff is vnde em bevelen dat se god den hern vor hans prutzen Margaretten syne elike husfrowe vnde ere beyde gheslechte vor vor alle cristen sylen truwelike bidden Men wen de vorben hans, Achim vnde Claws prutze van desseme leuede na dem willen gades ghescheyden synt So scholen de suluen guldemeister ja den wullewerke de tor tyd synt dene alle yar vor de souendehalue mck want vnde scho kopen vnde armen vnde nottroftighen luden vordeylen vnde em ja bewelinge don god den her'n truweliken to biddende vor dem gnäten Hans prutzen Margaretten syne elike husfrowe vor ever beyden geslechte vnde alle cristen sylen also vorberuret is. An desser suluen gift beholde ik gnäte hans prutze vor my, myne eruen vnde vor myne nakamelinghe enen wedderkop also wen ik myne eruen edder nakamelinghe de VII mck ghenghes geldes ierliker renthe wedder af kopen willen, so scholen wy den guldemeister'n der wullewefer de tor tyd synt vp sunte johannis baptisten dach to middelsamer vor vp seggen vnde denne vp martini negest folgende hundert mark ghenghes geldes meth der renthe sunder hulperede wedder geuen vnde de suluen hundert mck ghenghes geldes scholen de ergnäten guldemeister der wullewefer wedder anlegghen vnde VII mck ghenghes geldes wedder medekopen vnde niht bauen VII mck dar id wisse noghe wesen vnde so dane want vnde scho wes me na der dryer kinder dode vor VI 1/2 mck kopen mach armen vnde nottroftighen myn-schen vordeylen alle yar na vorgeschreuer wise to ewighen tiden. Men an desser gift beholde ik gnäte hans prutze vüllemacht desse ierlike renthe by myneme leuēde to schickende vnde to kerende wo vnde wor my dat euen vnde bequeme is Also dat ok na desser wyse in der schepen bock vorteyken steith Des to tughende mer sekericheit hebbe ik vorgnäte hans prutze vor my vnde myne eruen myn Ingesegele wittliken laten henghen nedden an dessen apenen breff. Geuen vnde geschreuen na der gheborth vnser heren ihesu XP dusent virhundert dar na in deme sosvndesouentigsten jare Am Dingsedage na sunte mathias daghe des hilghen Apostels.

(Siegel fehlt)

Auf der Rückseite von anderer Hand:

1492 Mai 8.

Hans Prutze heft an andert etlyker wyß de gyft beholden in dessen breue in dem he sich de macht beholden heft Szo dat syne kynder to erem leuede de helfte vnde synes broders kynder bynnen jm breue benom de ander helfte de wyle dat ejn vnd Jslyker gte leuet hebben schall. Na ere alle dode schall det kamen an arme lude na inholde disses breues vnde dat is geschē na der borth CRI vrytynhundert jar dar na jm twe vnd negetigste jar des dingsdages na Misericordia domini.

<sup>1)</sup> Dobbert, Ernst, Geschichte der Stadt Prenzlau, S. 41 — <sup>2)</sup> Arnold, Geschichte des Gymnasiums zu Prenzlau, S. 60 — <sup>3)</sup> Akten F 130 — <sup>4)</sup> Riedel C. d. brand. I. 21. 385 — <sup>5)</sup> Riedel C. d. b. I. 21. 157 (1343) — <sup>6)</sup> Riedel C. d. b. I. 21. 235 (1402) — <sup>7)</sup> Die Akzise betrug 1680 vom Stück Tuch je nach Güte 4, 3 oder 2 Groschen, von Boy 1 1/2 Groschen, seit 1684 1/2 Groschen vom Taler des Kurantwertes (2%) s. Acta borussica, Handelspolitik I 700 — <sup>8)</sup> Vergl. über die Rodendreger in Stendal u. ihren Eid Götze, Gesch. v. Stendal S. 325. 334 — <sup>9)</sup> Acta borussica a. a. O. 695 — <sup>10)</sup> Stadtarchiv Prenzlau, Eidformeln. „des Walckers Eydt; juravit Freytags nach Galli 89“ — <sup>11)</sup> Näheres in des Verfassers „Prenzlauer

Mühlenwesen“ (Arbeiten d. Uckm. Mus. u. Gesch. V. Heft 8; 1923, S. 50 ff) — <sup>12)</sup> Dobbert a. a. O. S. 138 — <sup>13)</sup> Acta borussica a. a. O. 684 ff — <sup>14)</sup> I. 143 — <sup>15)</sup> Stadtarchiv Prenzlau, Stadtrechnung 1599/1600 — <sup>16)</sup> St. A. Prenzlau Kontraktbuch 1687. Bl. 189 — <sup>17)</sup> Götze a. a. O. S. 335. Die Maße schwanken sonst zwischen 24, 32 oder 40 Ellen (Acta borussica a. a. O. 867) — <sup>18)</sup> Seckt a. a. O. II. 109 — Dobbert, Tuchmachergewerk im „Uckermärker“ (Beil. der Prenzl. Zeitung u. Kreisblatt) 1906 Nr. 18 — <sup>19)</sup> Durch Vertrag vom 20. 8. 1745 wurde die Wasserpacht auf 11 Thaler jährlich festgesetzt — <sup>20)</sup> Dobbert im „Uckermärker“ a. a. O. — <sup>21)</sup> St. A. Przl. Akten Tuchmachergewerk.

## Die Ellora und das Rytly

Zwei Seitentriebe des  
Tunnel über der Spree

(mit 3 Abb. im Text)

Die Geschichte der literarischen Vereinigungen im biedermeierlichen Berlin ist nach den grundlegenden Erinnerungen Fontanes bisher nur für den „Tunnel über der Spree“ erforscht. Über die beiden Seitentriebe des Tunnels, die „Ellora“ und das „Rytly“, ist die Decke der Legende gebreitet. Sie hatten einen Vorläufer in einem Kreis, den der geschäftig Organisationen und Vereine gründende Redakteur des Deutschen Kunstblattes, Friedrich Eggers, um sich scharte. Fontane schilderte das Wirken dieses Zirkels in treffender Kürze am 21. 6. 1850 in einem Brief an Paul Heyse: „Bei Eggers versammelt sich jetzt allwöchentlich ein gemütlicher Kreis: dichtet, rethort, musiziert, philosophiert und — — — frißt.“ Wir haben in diesen Eggers'schen Bemühungen ein Zeichen dafür, daß der „Tunnel über der Spree“ keineswegs eine in sich geschlossene Gesellschaft darstellte, sondern erheblichen inneren Spannungen und Gruppenbildungen unterworfen war. Der 1827 gegründete „Tunnel“ hatte im Jahre 1848 geradezu neukonstituiert werden müssen, um ihn vor dem Zerfall zu bewahren. Die bald danach eingetretenen neuen Mitglieder hielten sich von der Gruppenbildung nicht fern. Es ist auch deutlich zu erkennen, daß die Ursachen solcher Gruppenbildungen die erheblichen Qualitätsunterschiede der Mitglieder waren. Als Fontanes Freund Bernhard von Lepel im November 1844 „angebetetes Haupt“ (Vorsitzender) wurde, bemängelte er den Tiefstand der literarischen Belesenheit der Tunnelmitglieder: „Vielen der einzelnen Mitglieder ist die Tagesliteratur fremd... Es ist doch außergewöhnlich, wenn er von einem so bedeutenden Lyriker wie Lenau nichts gelesen hat.“ Bei diesen Auseinandersetzungen, die bezweckten, die Dichtung sowohl von den Niederungen der „Sonntagsnachmittagslyrik für Geheimratstöchter“ wie von den Abwegen politischer oder philosophischer Zeitdichtung fernzuhalten, plante Wilhelm von Merckel so etwas wie eine Mischung aus Klopstockscher Dichterrepublik und Mozartschem Freimaurertempel. Da schieden sich schon die Generationen, hinzu kam die Ausdehnung auf andere Künste wie Malerei, bildende Kunst und Architektur. Das Jahr 1852 ist gekennzeichnet durch die Gruppenbildung der geistig führenden Männer.

Die „Ellora“ von 1852, über deren Benennung nach den indischen Höhlentempeln von Elura Otto Roquette in seinen Erinnerungen „Siebzig Jahre“ Bd. II, 10 ff (1894 erzählt), war kaum mehr als ein froher geselliger Kaffeetrinkerkreis, an dem auch die Frauen der Mitglieder beteiligt waren. Ihr gehörten Fontane (Noehl), die Kunsthistoriker Friedrich Eggers (Friede) und Wilhelm Lübke (Irus), der Baumeister Richard Lucae (Dick), der Assessor Karl Zöllner (Chevalier) und Roquette (Ottowald) an. Fontanes Gattin wurde als besonders lebenswürdige „Elloramutter“ verehrt. Sinnbild der Ellora war der Höhlen-Elephant. Theodor Fontane, der in seinen Briefsammlungen ein ganzes Konvolut von Briefen seines väterlichen Freundes Wilhelm von Merckel aufbewahrte, hütete darin auch in der Handschrift Wilhelm von Merckels folgendes Dokument:

### Der Ellora Willküren

1. Die Ellora ist ein Faktum.
2. Ihr Wesen ist Räthsel, ihr Wirken Urgeheimniß, ihr Werth über Lebensgröße.
3. Das Regiment ist bei der Ellora Mutter.
4. Der Elloramutter helfen die Ellora Großmutter, die Ellora Scheingroßmutter, und die Ellora Tanten.



Immermann = Wilh. v. Merckel  
(Zchg. von Hugo v. Blomberg)

5. Der Ellora Söhne sind: der Chevalier, Dick, Friede, Irus, Nöhl, der Markgraf, und Ottowald.
6. Mit den Ellora Söhnen Chevalier und Irus sind verknüpft die Ellora Schwestern Chevalière und Ira.
7. Dem Ellora Sohne Ottowald folgen die Ellora Nichten: Emmi und Toni.
8. Der Rest sind Ellora Vettern und Ellora Basen.
9. Der Ellora heilig ist der Elephant.
10. Bei großer Gala wird sein männliches Konterfey um den Hals, sein weibliches vor der linken Schulter am purpurfarbenen Bande getragen. Bei kleiner Gala bedeutet ihn die purpurfarbene Schleife.
11. Der Elephant hat seinen Kultus.
12. Der Kultus zerfällt in Werckel- und Festdienst.
13. Der Werckeldienst wird in jeder zweiten Kalenderwoche an seinem Abende abwechselnd in denen Ellora Hallen geübt. Er besteht aus A-chen und B-chen. Das A-chen beruht auf Thee und Stippstoff. Es ist ausschließlich weiblich und begibt sich zwischen Sechs und Neun. Zum B-chen werden auch die Söhne und Vettern verstattet. Es beruht auf Fleisch-Trank und Brand-Opfern, und erfolgt zwischen Neun und Elf. Der Werckeldienst geschieht bei kleiner Gala.



Anakreon = Friedrich Eggers

14. Der Festdienst wird alljährlich in der Weihnacht julianischen Kalenders bei großer Gala zelebriert. Die unbeweibten Ellora Söhne fungieren als Pontifices des Festdienstes. Das Programm des Festdienstes ist Tradition. Die Dauer des Festdienstes ist unbeschränkt.
15. In der Mitternacht der Ellora Weihnacht beginnt das Ellora Neujahr.
16. Bleibt der historischen Entwicklung vorbehalten. (von Fontanes Hand: Kammergerichtsath v. Merckel.)

Wilhelm von Merckel, der eigentliche Ellora-Vater, ist nicht unter den Ellorasöhnen aufgezählt. Zum 2. April 1857 widmete Fontane dem grünen Zimmer der Merckelschen Wohnung einen Toast:

Des Alltagslebens Sicherspalt,  
Hier geh's in höh're Einheit auf;  
Hier steh' des Dichters höh're Warte;  
Elloras liebster Tempelbau.

Die Merckelsche Ellora-Gründung kam jedoch über das Niveau des Kaffee-Salons, der Toaste und Geburtstagsgrüße nicht hinaus. Wie es im Jahre 1875 aussah, dafür als Beispiel ein Geburtstagsgruß des Kunsthistorikers Wilhelm Lübke an Emilie Fontane:

„Und Gott sprach:

Es werde der November! Und siehe, es ward der schlimmste Monat des Jahres: voll Nebel, Sturm und Regen; alles grau: die Erde, der Himmel und die Seele des zähneklappernden Menschen! Und siehe, es erbarmte des Herrn, und da er all das graue Elend sah, sprach er sein allmächtiges „Es werde Licht“. Da zerriß der Nebelschleier und es brach ein Sonnenstrahl hervor; und der Sonnenstrahl hieß: Emilie Fontane! Und es freuten sich die Menschenkinder und riefen jubelnd vom Fels (Schwaben) zum Meer (Berliner Canal grande) Hurrah! Hoch, es lebe die verehrte Mutter der Ellora, und abermals hoch und zum dritten Mal Hoch!

Emily for ever!

12. Nov. 1875 Stuttgart

Also der getreue alte  
Ellorasche Irus

Von dem fröhlichen Leben der Elloristen zeugen die aus Fontanes Nachlaß stammenden Gegenstände wie eine mit Zeichnungen und Gedichten angefüllte Ellora-Mappe, ein Ellora-Diplom, durch das Emilie Fontane zur hohen Ellora-Mutter erkürt wurde, Fontanes Ellora-Orden, ein Elephant aus Metall am schwarz-weiß-blauen Ordensband, Ellora-Orden für die Damen, ein Epheublatt aus Metall, grün mit schwarz-weißen Streifen, am roten Band sowie ein Aquarell von August von Heyden: Fontane in schottischer Tracht mit der Lyra, auf einem Hügel vor dem Meere stehend, in dem Großbritannien sichtbar wird. Darunter die Insel Staffa. Über der figürlichen Umrahmung die Worte:

„Noel! Dem Barden der Ellora.“

darunter: „Tuff“. Rechts und links davon die Elefanten der Ellora.

Zu v. Merckel als Satzungsgeber und Fontane als Barden trat als Protektor der Ellora der große kulturpolitische Anreger Preußens, der Geheime Rat im Kultusministerium, Professor der Kunstgeschichte Franz Theodor Kugler. Seine die preußische Kulturpflege begründende Denkschrift „Über die Kunst als Gegenstand der Staatsverwaltung“ von 1847 machte ihn zum erwünschten Schirmherrn aller Künstler. Aus Anlaß der zweiten „Extra-Ellora“ sandte Fontane von England her etwa 1857 einen Toast „Dem Freischärler Franz Kugler“, in dem er den Dank der Elloristen zusammenfaßte:

Sankt Georg voraus, nebenher der Ruhm,  
Das war von Gott selbst ein Freischärlertum.  
Und in diesem Sinn hat pflichtschuldig-galant  
Ellora zum Freischärler dich ernannt,  
Du bist ihr König, ihr Meister, ihr Stolz,  
Wir schnitzen nur aus deinem Holz.

\*

Literarhistorisch weit bedeutsamer ist der „Rytly“, durch Fontane sehr eindrucksvoll als „Tunnelsahne“ bezeichnet. Die Gründung des „Rytly“ stand ebenfalls im engsten Zusammenhang mit Spannungen im „Tunnel“, mit der Heranziehung der bedeutendsten Tunnelmitglieder zur Mitarbeit an Friedrich Zarnckes „Literarischem Zentralblatt“ und am „Literaturblatt“ zu dem von Friedrich Eggers auf Kuglers Anregung herausgegebenem „Deutschen Kunstblatt“, mit der Ingangbringung einer ersten Publikation der Tunnel-Elite, des Belletristischen Jahrbuches „Argo“, und mit der Gründung des Berliner Zweiges der Schillerstiftung.

Am 3. Dezember 1852 hatte der restituierte „Tunnel“ sein 25jähriges Stiftungsfest feiern können. Am 6. Dezember 1852 wurde das Projekt der „Argo“ durch Kugler und den am 22. September 1852 aus England zurückgekehrten Fontane unter der Assistenz der Rytly-Mitglieder ins Leben gerufen. Ihre Mitglieder bezeichneten sich danach gern als „Argonauten“. Ursprünglich als Vierteljahrsschrift geplant, erschien die „Argo“ unter der Herausgeberschaft von Kugler und Fontane als Jahrbuch zum erstenmal Anfang Oktober 1853. Fontane legte diesen ersten Band Weihnachten seiner Frau Emilie auf den Gabentisch mit der launigen Widmung:

Giftmischer einst und nun doch ein solcher,  
Der auszieht gegen den König der Kolcher!  
Doch ob Provisor, ob Argonaut,  
Dir bleib' ich dieselbe alte Haut.

Erst für die Jahre 1857 bis 1860 konnten weitere Bände der „Argo“ erscheinen, jetzt unter der Herausgeberschaft von Fr. Eggers, B. von Lepel und Theodor Hosemann. Dann kam die „Argo“ zum Erliegen. Drei Tage nach ihrer Gründung, am 9. Dezember 1852, fand im Hause Kuglers die Gründung des „Rytly“ durch Kammergerichtsath Wilhelm von Merckel statt. 1854 trat, durch die Rytly-Mitglieder getragen, das „Literaturblatt“ zum Eggers'schen Kunstblatt ins Leben, und im Mai 1855 ging von den einflußreichen Mitgliedern des Rytly unter Führung Fontanes die Bildung des Berliner Zweiges der Schillerstiftung aus. (Tunnelprotokoll vom 26. Mai 1855 und Aufruf im Literaturblatt zum Eggers'schen Kunstblatt vom 26. Juli 1855.)

Die Gebrüder Katz in Dessau hatten mit dem Verlag der „Argo“ so schlechte Erfahrungen gemacht, daß sie den Verlag des 2. Jahrganges ablehnten; so kam es, daß nach vielen vergeblichen Versuchen der 2. Jahrgang der „Argo“ erst 1857 bei Trewend in Breslau erscheinen konnte, „wo er sich bis 1860 hielt“. — Die Verlegung der Schriftleitung des „Literaturblattes“ zum Deutschen Kunstblatt von Berlin nach München und die reichlich ungeschickte Handhabung der Schriftleitung durch Paul Heyse führte um die Wende 1857/58 zu einer schweren Erschütterung des Rytly-Kreises. Trotzdem hat das Rytly noch 37 Jahre gelebt und löste sich erst vollends auf, als der Rytlyone Karl Eggers 1894 nach Rostock verzog. 1898 begrüßte Karl Eggers Fontane noch brieflich mit „Konfrater im zerschellten Rütli“.

Von den damals 10 Rytlyonen bildeten 7 (Bormann, Eggers, Fontane, Kugler, Lepel, Merckel, Menzel) den Grundstock der Berliner Ortsgruppe der Schillerstiftung; dem achtgliedrigen Vorstand der Stiftung gehörten Lazarus, Menzel und Fontane an. Hinter der Gründung stand neben Fontane auch hier als treibende Kraft Kugler.

(1855)

#### Des Rytly Ordnungen.

§ 1. Das Rytly ist seinem Wesen und Zwecke nach undefinierbar, in seinem Wirken über jede Schranke erhaben.

§ 2. Das Rytly besteht zur Zeit aus den Mitgliedern: Anacreon, Hölty, Immermann, Lafontaine, Lessing, Metastasio, Rubens, Schenkendorff und Tannhaeuser.

§ 3. Neue Mitglieder können nur durch Stimmen-Einhelligkeit der zeitigen in Berlin wohnhaften Mitglieder aufgenommen werden.

§ 4. Das Rytly arbeitet samstäglich von fünf Uhr Nachmittags ab bei Kaffee, beziehungsweise Weißbier, mit obligatem Kuchen- und Rauchstoff, nach der Reihe des Alphabets abwechselnd bei seinen Mitgliedern. Vom Eintreten des ersten bis zum Fortgehen des letzten Mitgliedes befindet sich das Rytly in Geschäften, welche in niedere und höhere zerfallen.

§ 5. An jedem Arbeitstage büßt Penultimus moram Ultimi durch Zahlung von fünf Silbersechsern zur Rytlystrafkasse. Findet sich nur Ein Mitglied ein, so büßt Hospes. Bleibt Hospes allein, so büßt Ultimus des vorangegangenen Arbeitstages.

§ 6. Das Rytly wählt durch die Mehrheit der Stimmen sämtlicher Mitglieder, alljährlich am nächsten Arbeitstage nach dem Stiftungsfeste einen Tyrannen und einen Almosenier. Der jedesmalige Hospes ist Vice-Tyrann und Vice-Almosenier zugleich.

§ 7. Der Tyrann leitet die Arbeiten und ordnet die Debatten bezüglich der höheren Geschäfte und fungiert als Festordner bei Rytlyfesten. — Der Almosenier verwaltet die Rytlykasse und fungiert bei Rytlyfesten als Truchseß und Mundschenk.

Das, was wir über die Arbeit des Rytly wissen, verdanken wir außer den leidenschaftlichen Äußerungen Fontanes in den Briefen an v. Merckel, Friedrich Eggers, Theodor Storm, Paul Heyse und Bernhard von Lepel den Zeugnissen einiger Freunde sowie Lübkes „Lebenserinnerungen“ (1892) und den „Lebenserinnerungen“ von Moritz Lazarus<sup>2)</sup> (1906). (Vgl. auch Ludwig Pietsch, Wie ich Schriftsteller geworden bin, Berlin 1894. Bd. I, 16.) Durch besonders glückliche Umstände gelangte ich in den Besitz der revidierten Statuten vom 3. Dezember 1855 wie auch der vom Mai 1858, beide verfaßt von Wilhelm von Merckel. Den Wortlaut der ersteren verdanken wir einer eigenhändigen Aufzeichnung Fontanes als Beilage zu seinem Tagebuch, das sich im Besitz des von den Nationalsozialisten in den Tod getriebenen Berliner Bankiers Paul Wallich befand und dem Bombenkrieg zum Opfer fiel. Die Satzungen von 1858 liegen aus Karl Zöllners Nachlaß als grün kartonierter Privatdruck in Oktav der Berliner Druckerei J. F. Starcke vor:

(1858)

#### Des RYTLY Ordnungen.

Alpha. Das Rytly (sprich: Rhrhythlhyh!) ist seinem Wesen nach unbestimmbar, in seinem Wirken unbegrenzbar, an Werth unschätzbar.

Bäta. Die Ur-Rytlyonen sind geheißen: Anacreon, Hölty, Immermann, Lafontaine, Leibniz, Lessing, Metastasio, Rubens, Schenkendorff, Tannhäuser.

An Stelle verewigter Rytlyonen werden bei Stimmen-Einhelligkeit der Hinterbliebenen, Epigonen kreiret. Verzogenen Rytlyonen werden, bei Stimmen-Einhelligkeit der allhier seßhaften Mitglieder, Doppelgänger bestellt.

Der Doppelgänger geneußt, so lange sein Urbild unsichtbar bleibt, alle Rechte und Pflichten, für die Dauer der Sichtbarkeit aber nur die Rechte desselbigen Urbildes.

Doppelgänger sind, nach ihrer Anciennität, Anwärter des Epigonthums.

Gamma. Das Rytly arbeitet in Kaffé mit Beiß- und Rauch-Stoff allwöchentlich an einem Werkel-Nachmittage bei seinen allhiesigen Angehörigen nach der Ordnung des Alphabetes herum.

Die Geschäfte zerfallen in niedere und höhere.

Delta. Arbeitstäglich büßt Pön-Ultimus moram Ultimi mit fünf Silber-Sechsern zur Rytly-Pön-Kassa.

Ist Pön-Ultimus uneremittelt geblieben, so büßt Hospes, weil Selbiger Selbigen hätte ermitteln müssen.

Findet sich nur Ultimus ein, so büßt gleichfalls Hospes, weil Ultimus ihn zum Pön-Ultimo steigert.

Bleibet Hospes Unikus, so büßt Pön-Ultimus proximus zwiefach, weil er das vorige Mal mindestens hätte Ultimus seyn müssen.

Bleibet Hospes, wiewohl er kochen lassen, dem Rytly unsichtbar, so büßt der, welchen Hospes, als Ultimus sichtbar geworden, zum Pön-Ultimo gesteigert haben würde.

Läset aber Hospes das Rytly muthwilligermassen unbekocht, so büßt, wer solchen Frevel entschuldiget oder zu entschuldigen versucht.

Epsilon. Das Rytly kürt alljährlich am nächsten Arbeitstage nach dem Stiftungsfeste, durch Stimmenmehrheit seiner allhiesigen Angehörigen, seinen Tyrannen und seinen Almosenierer.

Der jedesmalige Hospes ist Vice-Tyrann und Vize-Almosenierer zugleich.

Zäta. Der Tyrann leitet die höheren Geschäfte und fungirt bei denen Rytly-Festen als Ordner; der Almosenierer verwaltet die Rytly-Pön-Kassa, fungirt bei denen Festen als Truchseß und Mundschenk, und leget bei der Kur Rechnung.





Rytly bei Menzel am 18. 11. 1855

Metastasio = K. Bormann · Rubens = A. Menzel · Schenkendorff = B. v. Lepel

§ 8. Über die Verwendung der Strafkasse beschließt das Rytly durch die Mehrheit sämtlicher Mitglieder.

§ 9. Das Rytly feiert am 9. Dezember sein Stiftungsfest in der Weise, wie durch die Mehrheit sämtlicher Mitglieder festgestellt wird.

A eta. Über die Verwendung der Rytly-Pön-Unzen, beschließt die im Epsilon vorgesehene Mehrheit.

Th äta. Frauen und Jungfrauen, so auf geziemende Einladung denen Rytly-Festen ihre Gegenwart angedeihen lassen, charakterisiren sich hierdurch als Rytly-Schwestern.

Jota. Die drei Japanesischen Märtyrer und fabelhaften Heiligen: Tschi-Song, Yang-Ging, Tong-Kong, sind die lebenslänglichen Schutzpatrone des Rytly.

Zu ihrem Gedächtniß wird alljährlich, kraft des Hof- und Staats-Handbuchs am Fünften des Hornungs, das Rytly Stiftungs-Fest zelebrirt.

Ingleichen wird alljährlich, nach Bedürfniß, die Ahnfrau des Rytly und Schutzheilige derer Rytly-Schwester, Ruth die Moabiterinn, festlich begangen.

Kappa. Das Symbolum des Rytly ist ein Blatt, durch welches der Strom der Litteratur rauschet.

Die Insignien desselbigem werden bei denen Rytlyfeiern angeleget.

Also historisch entwickelt seit dem Neunten des Christmondes Anni MDCCCLII.

Die Satzungen von 1855 wurden nach einer Eintragung Fontanes im Tagebuch am 3. Februar 1855 mit Akklamation angenommen. Anwesend waren sämtliche Berliner Mitglieder Metastasio, Lessing, Immermann, Anakreon, Lafontaine, Schenkendorff und Rubens. Die Gründer der Vereinigung von 1852 waren folgende „Ur-Rytlyonen“:

Anakreon	= Friedrich Eggers, seit 1863 Professor an der Akademie der Künste, Berlin (1819—1872)
Hölty	= Paul Heyse (1830—1914)
Immermann	= Wilhelm von Merckel (1803—1861)
Lafontaine	= Theodor Fontane (1819—1898)
Lessing	= Franz Kugler (1808—1858)
Metastasio	= Karl Bormann, Provinzialschulrat in Berlin (1802—1882)
Rubens	= Adolph Menzel (1815—1905)
Schenkendorff	= Bernhard von Lepel (1818—1885)
Tannhäuser	= Theodor Storm (1817—1888)

Die Freunde des Rytlykreises standen also bei der Gründung im besten Alter, der jüngste, Heyse, war 22 Jahre, der älteste, Bormann, 50 Jahre alt.

Die Ordnungen des Rytly lassen unschwer erkennen, daß sein Vorbild in keiner Weise im Göttinger Hainbund zu suchen ist, sondern in den Berliner Serapionsbrüdern und dem im Saphirschen Witzstil gegründeten älteren Rytly des Berliner Kritikers Ernst Ludwig Kossack. Von letzterem und vom Tunnel her übernahm man die äußeren Formen einer kaffeetrinkenden Literatengesellschaft und das Brauchtum eines Faschingsklubs. Fontanes Rytly-Toaste gehören hierher. Die geistigen Zielsetzungen nahmen die Rytlyonen jedoch entschieden von den Serapionsbrüdern und deren Urform, von „Kreislers musikalisch-poetischem Klub“, dem *Kreislerianum* des E. T. A. Hoffmann. Wie sich die Urbilder der Serapionsbrüder, Hoffmanns Freunde, der Jurist Eduard Hitzig, der Leibarzt des Fürsten Hardenberg Dr. Koreff, der Dichter Wilhelm Contessa, daneben auch Fouqué, Chamisso, Varnhagen, der Schauspieler Ludwig Devrient aus den „Nordstern“- und „Seraphinen“-Bruderschaften den Serapion zu ihrem Schutzheiligen erwählten und am Serapionstag feierten, so erkoren sich auch die Rytlyonen aus dem Hof- und Staatshandbuch jene drei japanischen Märtyrer zu Schutzheiligen. Und wie dann E. T. A. Hoffmann in seiner Serapionsbruderschaft als Ziel des künstlerischen Schaffens das „serapiontische Prinzip“ entwickelte, d. h. das Zugrundelegen realer Wirklichkeit für die Visionen künstlerischer Phantasie, so huldigten auch die Rytlyonen der Überwindung der skurrilen „ästhetischen Teegesellschaften“ durch einen weit über die ästhetische Haltung des „Tunnels über der Spree“ hinausgehenden Willen, das Prinzip eines modernen Realismus der schöpferischen Tätigkeit freier Phantasie zugrunde zu legen. Das Rytly nahm von den Serapionsbrüdern mit der Form der sich gegenseitig unerbittlich kritisierenden, klärenden und fördernden Bruderschaft und Künstlerrepublik auch den Willen zu genialer literarischer Hochkultur. Der Rytly-Kultus näherte sich mehr den Tunnelbräuchen. Die Mitglieder trugen am Halse einen Rytly-Orden, ein rotes Atlasband mit Rosette, darauf in Metall eine Lyra mit Lorbeer. Darunter schwebte eine jagende Diana im strahlenden Rund. Fontanes Weggang nach London 1855, Heyses Übersiedlung nach München 1854, Storms Rückkehr in die schleswig-holsteinische Heimat und schließlich Kuglers früher Heimgang 1858 brachten das Rytly in eine schwere Krise. Die Mitglieder ergänzten sich durch Zu-

1854:	Maler Müller = Hugo von Blomberg, Maler und Balladendichter, als „Epigone“ für Paul Heyse (1820—1871)
Dezember 1855: Schlüter	= Richard Lucae, Architekt, später Direktor der Berliner Bauakademie (1829 bis 1877)

April 1856:	Leibniz	= Moritz Lazarus, Professor an der Kadettenanstalt Berlin, Begründer der Völkerpsychologie (1824 bis 1903)
	Chevalier	= Karl Zöllner, Jurist, 1876 Nachfolger Fontanes als Erster Sekretär der Preuß. Akademie der Künste, Berlin bis 1891, Geheimer Regierungsrat (1821 bis 1897)
1866:	Barkhusen	= Karl Eggers, Bruder von Friedrich E., später Senator in Rostock (1826 bis 1900)
Okt. 1868:		August von Heyden, Maler und Professor an der Akademie der Künste, Berlin (1827—1897)

Fontane rechnete zu den Rytlyonen noch den Kunsthistoriker Wilhelm Lübke und den Dichter und Literaturhistoriker Otto Roquette, den er selbst 1858 zur Auffrischung des Rytly vorgeschlagen hatte. „Mitunter dacht' ich, aus unserem Rütli würde sich eine geistige Gesamtheit, ein bestimmtes Prinzip, eine charaktergebende Idee entwickeln und in dieser Beziehung sind wir hinter uns selbst und unsere Aufgabe zurückgeblieben. Aber es sind wenigstens Anläufe dazu vorhanden und wenn ich angeben soll, worin sie bestehen, so würd' ich sagen: in der Bekämpfung der hohlen Phrase, in Heilighaltung jener ehrlichen Romantik, die allein Poesie ist und im Anti-Kladderadatschum.“ (Fontane an v. Merckel v. 25. 10. 58.)

Die Statuten von 1858 sind kennzeichnend für das Erstarren der Arbeiten durch die Hinzuwahl von Epigonen und Doppelgängern, die Verschärfung der verkettenden Strafbestimmung, die Verwendung der erheblichen Kassenbestände, die Verlegung des alten vom Tunnelfest überschatteten Stiftungsfestes vom 9. Dezember auf den 5. Februar und die Schaffung eines zweiten Jahresfestes im August für die Rytly-Schwester. Die japanischen Märtyrer waren von Kugler schon im Januar 1856 vorgeschlagen worden als Patrone der Architektur, Malerei und Poesie, ebenso Ruth die Moabiterin als Patronin der Rytly-Schwester. Lepel verfaßte damals dazu ein Knittelversspiel. Wenig war schon 1858 von der geistigen Gesamtheit und charaktergebenden Idee der gemeinsam Schaffenden und von der umfassenden gegenseitigen Freundeskritik an den Arbeiten der Mitglieder übrig geblieben. Noch einmal leuchtete der Kreis der Rytlyonen im alten Glanz bei der Feier des 25jährigen Bestehens der Schillerstiftung am 22. November 1884. Ein Festspiel von Julius Rodenberg gab den Rahmen. Der Generalintendant der Kgl. Schauspiele Bodo von Hülsen hielt sich zu wenig bedankt, weil die Rytlyonen die Festleitung kaum meistern konnten. Geheimerat Zöllner mußte sich dem unerwartet erschienenen Kronprinzen Friedrich Wilhelm widmen, Moritz Lazarus hielt die Festrede und Fontane steuerte den „Toast auf Kaiser Wilhelm“ bei.

Die grüne Stube in Wilhelm von Merckels Wohnung war die traulichste Stätte für die Tagungen der Rytlyonen, die bei den Mitgliedern umgingen. Ihr widmete Fontane 1859 frohe Wünsche:

„Das Haus, drin Rütli und Ellora  
Seit lange studiert die Humaniora,  
Das Lieblingshaus der aufgetauten,  
Wieder flott gewordenen Argonauten.“

1860 war das Rytly wieder auf guter Höhe. Fontane gestand Paul Heyse in seinem Weihnachtsbrief: „Es ist wirklich nur Pflicht einzuräumen, daß ich doch niemals einem Kreise angehört habe, in dem durch Friktion der Geister so viel Anregung gegeben, soviel Leben und Wärme produziert worden wäre.“ Beim 50. Geburtstag Paul Heyses im Jahre 1880 waren die Rytlyonen bereits außerstande, einen einigermaßen erträglichen Geburtstagsgruß zu ihrem Strauß von Rosen und Immortellen zustande zu bringen. Wieder sprang Fontane mit zwei Ritornellen ein:



Immortellen. Und siehe, der Rütli rafft sich auf und gratuliert in Ritornellen.

Rosenranken. Sie ranken sich dir um fünfzig Jahr. Mit ihnen unsere Gedanken.

Auf eine Anfrage v. Lepels berichtete Fontane am 26. Mai 1888: „Der Rütli lebt noch, mitunter wirklich, mit-

unter vegetiert er nur; alles wird alt und reizbar und verdrießlich. Der jüngste ist eigentlich Bormann mit 78.“

1894 schaute Fontane resigniert auf die kleine Schaar der noch lebenden Rytlyonen: „Zöllner, Menzel, A. v. Heyden, Roquette, der junge Eggers, Lazarus und ich freuen sich noch des himmlischen Lichts.“

<sup>1)</sup> „Eines Abends unterhielten wir Sechse (Eggers, Fontane, Zöllner, Roquette, Lübke, Lucae) uns in meiner Wohnung bei Musik und kleinen Vorlesungen so gut, daß wir beschlossen, wöchentlich einen Abend zusammenzukommen und die Unterhaltung über künstlerische und literarische Dinge fortzusetzen. Die Bewirtung durfte nicht über Tee und Butterbrot hinausgehen. Jeder brachte zum Vortrag, was er hatte, Dichtungen, Aufsätze für das Kunstblatt, Besprechungen von Büchern, Zeichnungen und neue Werke. Man unterrichtete einander über das verschiedenste, man ging auf alles ein, und zwar in parlamentarisch geordneter Reihenfolge, und verdankte einander reichliche Anregung. Bald erschof ein komischer Auftritt unserer Geselligkeit auch einen Vereinsnamen. Wir versammelten uns eines Abends bei Eggers, der mit Arbeiten überhäuft war, und jedem vorerst etwas zu tun gab, dem einen einen Korrekturbogen, dem andern das Verpacken der Postsendungen, dem dritten das Aufsuchen einiger Daten aus gedruckten Werken. Da rief er: „Wenn mir nur einer von Euch den Artikel „Ellora“ abnehmen könnte!“ Er hatte diesen für das Brockhausensche Konversationslexikon zu schreiben versprochen, und der Tag der Ablieferung drängte heran. „Mit Vergnügen!“ rief Zöllner; nahm sofort ein Heft Papier, setzte sich und tauchte die Feder ein.

„Nur eine Vorfrage!“ fuhr er fort, „was ist Ellora?“ Unter dem Eindruck dieses boshaften Humors wurde die Vielgeschäftigkeit des Abends abgebrochen und verlor sich unter der gewöhnlichen Heiterkeit. Aber das Wort „Ellora“ flog so häufig hin und her, daß es bald zur Bezeichnung unserer Zusammenkünfte wurde. Die indischen Grottentempel standen in gar keiner Beziehung zu unserer Vereinigung, wenn wir uns fortan auch Ellora-Brüder nannten. Mit der Zeit knüpfte sich ein kleines lächerliches Zeremoniell daran, bei welchem der Elephant als Sinnbild erschien. Festgesetzt wurde nur, daß die Sechse unseres Bundes nicht überschritten werden sollte. Das ganze war ein harmloser Scherz, der bei ernstem Bestreben und tüchtiger Arbeit nur eben nebenher lief. Aber mit den Jahren sollte sich daraus durch den Hinzutritt der Frauen eine geistig belebte Geselligkeit entwickeln, wie man sie selten finden wird.“ — <sup>2)</sup> „Wertloses wurde überhaupt nicht von uns besprochen. Ist ein Mitglied verhindert, einem Rytly beizuwohnen, so wird ihm brieflich gewissenhaft Bericht erstattet. Persönlich übernimmt dieses Amt derjenige, der über die beste Laune und eine Dosis Satire verfügt. Der federgewandte und plauderlustige Fontane unterzieht sich am liebsten dieser Mission, die ihm nebenbei gestattet, sich und die anderen damit zu amüsieren.“

Aus

Theodor Fontanes Tagebuch 1867:

*An Frau von Katte-Wust*

*Bunte Bilder im raschen Lauf  
Steigen wechselnd vor mir auf:  
Wust, der alte Kattesitz,  
Im Sarge der Freund von Kronprinz Fritz.  
Rother Abendschimmer umfloß  
Die alte Linde vorm Bismarckschloß,  
Und Mond und Wolken sah ich ziehn  
Über Thurm und Pappeln von Redekin.  
Wünsche, die lang ich im Herzen getragen,  
Wurden erfüllt in diesen drei Tagen,  
Und ein dankbar Angedenken  
Werd ich den Damen des Hauses schenken.*

*Tb. Fontane*

Fontane besuchte vom 16.—18. August 1867 Wust, Redekin und Schönhausen. Vgl. das Kapitel Wust in den „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ Bd. III, 397 ff.



Kirche in Redekin 1956

(Photo-Hampel)

Hans E. Pappenheim:

## Das Belvedere auf dem Pichelsberg

Ein Beitrag zur Geschichte der Berliner Gartenpavillons im 18. Jahrhundert

(mit 3 Abb. im Text und 2 Bildwiedergaben auf den Tafeln I und II)

Seit dem Ende des 17. Jahrhunderts setzte sich in den deutschen Städten immer stärker die Gewohnheit durch, daß sich die Besitzer von Gebäuden, Adelige und Bürger, einen Garten anlegten und ihn im Zeitgeschmack ausgestalteten. Entweder wurde dieser auf dem Hinterlande des Stadtgrundstücks, das damals ja noch nicht mit Hochbauten besetzt war, angelegt oder ein Gartengrundstück vor den Toren erworben. Hier verbrachte die Familie — man reiste damals selten — alle sommerlichen Feiertage, hierhin lud man Gäste ein, hier fanden Festlichkeiten statt, und so gehörte zu jedem Garten — um bei zu starker Sonnenbestrahlung oder bei schlechtem Wetter geschützt zu sein oder aber um das Wochenende dort ganz verbringen zu können — auch ein Gartenhaus.

Heute verstehen wir in Berlin unter dieser Bezeichnung den auf dem Hof gelegenen Teil eines Mietshauses, der mit einem Garten oft wenig zu tun hat, in Berlin des 18. bis zur ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts aber — für diesen Zeitraum finden diese Kleinbauten architekturgeschichtliche Beachtung — war ein Gartenhaus ein zumeist einstöckiger kleiner Pavillon auf rechteckigem, achteckigem oder gar kreisförmigem Grundriß. Ein solches „Lusthäuschen“, in den Garten eingepaßt, war oft ein kleines Kunstwerk. Die Gebäude waren oft nur in leichter Bauart, zumeist in Fachwerk ausgeführt. Sie sind deshalb in der Mehrzahl wieder verfallen und völlig verschwunden. Mit der Verteuerung des Baugrundes in den Städten wurde als erstes das Hinterland eines Grundstücks aufgegeben. Auch die „Lusthäuschen“ in den Gärten vor den Toren der Städte wurden Opfer der Parzellierung oder verfielen durch Mangel an Pflege oder an Mitteln zur baulichen Erhaltung.

Der Typ dieser Gartenhäuser im ausgehenden Barock wird uns an einem Beispiel in Berlin deutlich, das zu anderen Zwecken errichtet war: dem achteckigen Tempelchen, das in den 1750er Jahren neben der Quelle des „Gesundbrunnens“ erbaut worden war, ein Pavillon, der erst um 1809 durch einen Bau im klassizistischen Stil ersetzt wurde<sup>1)</sup>.

Auf dem jetzigen Grundstück Albrechtstr. 10 stand bis 1945 ein Gartenhaus auf achteckigem Grundriß mit Obergeschoß, ursprünglich in einem auch das Gelände der benachbarten Marienstraße erfassenden Park, von Nicolai (1779)<sup>1a)</sup> als „sehr artiges Kabinett“ in einem Garten an der Panke erwähnt, der um 1750 dem Münzfabrikanten Ephraim gehört hatte. Dieses „Spukhäuschen in der Albrechtstraße“ blieb, von mancher Ortssage umgeben, auch nach Bebauung der Gegend erhalten, war von der S-Bahn aus gut sichtbar und diente schließlich als Kontor eines Kohlenplatzes. Nach 1945 wurde es abgebrochen.

Bis heute erhalten hat sich dagegen das im Garten des Grundstücks Wilhelmstr. 65 belegene Häuschen. Es entstand 1735 zugleich mit dem Stadthause des Oberstleutnants von Pennavaire, das später umgebaut wurde und 1945 ausbrannte. Als einziger Bau der ganzen Gegend hat nur dieses Gartenhaus den Krieg überstanden<sup>2)</sup>.

Um dieselbe Zeit (1735) wurde im Garten Gertraudenstr. 16 für die Kaufleute Splittergerber & Daum durch Gerlach neben dem Hauptgebäude ein Teehaus an der den Garten zur Friedrichsgracht hin abschließenden Mauer erbaut. Dieses mit einem Balkon geschmückte zweistöckige Häuschen<sup>3)</sup> ist 1944–45 ausgebrannt. Dasselbe Los teilte Schicklers Gartenhaus, das L. L. Mueller



Pavillon um 1735 Wilhelmstr. 65  
Aufnahme von 1940 aus Sievers<sup>2)</sup>

1803 in einer Zeichnung aus der Wallstraße gesehen festgehalten hat; es zeigte einen auf Säulen ruhenden Vorbau, wie wir ihn um 1798 bei dem Bau auf dem Pichelsberg sehen werden.

Um 1783 wurde am heutigen Weinbergsweg, zwischen dem Rosenthaler Platz, dem sog. Veteranenberg und der Fehrbelliner Straße, auf der höchsten Stelle von „Wollanks Weinberg“ ein spätbarocker Pavillon auf achteckigem Grundriß errichtet, der erst 1883 abgebrochen wurde (Aquarell von E. Mueller, Deutsche Staatsbibliothek, Berlin). Das Gelände ist heute noch unter dem Namen „Wollanks Park“ als Grünfläche erhalten.

Ein anderer Weinberg mit „Lusthaus mit einem Balkon auf der höchsten Anhöhe“ befand sich zwischen dem Landsberger und Bernauer Tor und umfaßte das Gebiet nordostwärts von Alexanderplatz zwischen der heutigen Höchsten, Barnim-, Georgenkirch-, Wein- und Büschingstraße und war von der Gollnowstraße aus zugänglich. 1742 im Besitz Lessmanns, 1750 des Hofrats Ludolf, 1779 der „Frau Oberkonsistorialrat Dietrich“ wurde dieser „Dietrichsche Weinberg“ 1797 für 15 000 Thaler an den Kunstgärtner Gladowski und 1825 an den Kgl. Buchhalter Gottfried Sameitzki verkauft, der 1827 mit der Parzellierung begann<sup>4)</sup>.

Die Häuser der Straße Unter den Linden hatten bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts noch keine Hintergebäude, sondern Gärten, und in ihnen sind mehrere Pavillons im Zeitstil nachgewiesen, so Unter den Linden 21, mit seinem von Nicolai (1779)<sup>5)</sup> erwähnten, von Le Geay erbauten „runden Gartenhause“, ein Grundstück, das 1782 vom Kriegerat Gravius erworben wurde und 1787 an König Friedrich Wilhelm II. kam; hier lag später das Niederländische Palais.

Im Jahre 1798 „leuchtet aus der Tiefe des Gartens“ des sog. Rohdich'schen Legatenhauses, Pariser Platz 3, das auf zwei Säulen ruhende hölzerne Lusthäuschen mit dem Blick über die Mauer in den Tiergarten, ein Gebäude, das 1818 dem Einsturz nahe ist<sup>6)</sup>.

Auf dem Grundstück des Palais Friedrich Wilhelm Ludwigs von Preußen, Wilhelmstr. 72, befand sich ein aus dem Ende des 18. Jahrhunderts stammender, vom Grafen von Hagen erbauter Pavillon, das „Borkenhäuschen“ in Form eines Tempels, das noch 1937 erhalten war (Abb. bei Sievers<sup>2)</sup>).

Ein ähnliches Borkenhaus stand im Garten des Hauses des Prinzen Louis Ferdinand, Friedrichstr. 103, das um 1888 vor dem Abbruch stand. Julius Rodenberg<sup>3)</sup> beschrieb es:

... Kleines idyllisches Fleckchen ... übrig geblieben. Stückchen Gartenland mit ein paar alten Fliederbäumen ... und einer bejahrten Borkenhütte mit spitzem Dach nach dem Muster von Bernardin de St. Pierres' Chaumiére indienne (= indisches Strohhauschen), „nur daß jetzt Kaninchen drin sitzen.“

Länger hielt sich ein weniger als Bauwerk als durch seinen Besitzer bekannt gewordenes Gartenhaus auf dem Hinterland, später dem Hof der Stadtwohnung des Dichters und Botanikers Adelbert von Chamisso (1781 bis 1838) in der unteren Friedrichstr. 235. Chamisso, der seit 1813 in Berlin lebte und den Aufenthalt im Freien nicht missen wollte, liebte dieses schlichte Häuschen sehr. Der ihm befreundete Maler Weiss hat ihn in einer Zeichnung dargestellt<sup>4)</sup>, wie er unter den hohen Bäumen des Gartens aus einer langen Pfeife rauchend auf einem mexikanischen Stuhl sitzt: im Hintergrund sieht man Fenster und Tür des Gartenhauses. Dieses blieb, allmählich von den hohen Hinterhäusern umbaut, noch bis nach dem 1. Weltkrieg erhalten und wurde dann abgebrochen.

Im Heinrich-von-Kleist-Park in Schöneberg wurde nach 1945 auf Veranlassung der Alliierten Kommandantur ein „Teehaus“ errichtet, das sich in seinen Bauformen an einen hier früher befindlichen Pavillon des 18. Jahrhunderts anlehnt. Von diesem: zeitgenössische Ansichten im Bezirksheimatarchiv Schöneberg (Mitteilung: Pomplun).

Die meisten Gartenpavillons aus dem 18. Jahrhundert sind allmählich verfallen oder abgetragen worden.

Um so wertvoller ist es, daß sich ein besonders charakteristisches Gartenhaus aus dem Ende der 1790er Jahre auf Berliner Stadtgebiet dank seiner versteckten Lage in den Bergen bis heute erhalten hat. Dieser Pavillon steht auf einer der Höhen der Pichelsberge oberhalb der Havelchaussee, die mit ihren Anliegern noch zum Bezirk Charlottenburg gehört, während das an sie angrenzende Stößenseeufer bereits die Bezirksgrenze gegen Spandau bildet. Man erreicht das Gebäude entweder auf der Havelchaussee, von der man zum Hause Nr. 4 (ehem. Gaststätte „Reichsgarten“) aufsteigt, oder von der Stößenseebrücke aus an der ehem. Gaststätte „Seeschloß“ vorbei, von der aus eine verfallende Steintreppe emporführt, oder von der vom Olympia-Stadion kommenden Angerburger Allee aus hinter der Kiesgrube.

Der eigentliche Charakter des heute völlig von Bäumen und Buschwerk umschlossenen Hauses ist der des Belvedere: das Wichtigste war hier die Aussicht auf die Havel und ihre Umgebung; die Form des Häuschens sagt dies deutlich aus: man trat aus einem rechteckigen Raum heraus und konnte, durch das überhängende, säulenträgende Dach vor Regen und Sonnenschein geschützt, die Fernsicht genießen.

Der Umstand, daß der Baumeister bis heute unbekannt blieb, macht das Bauwerk nur noch reizvoller. Voigt<sup>5)</sup>, der (1933) als erster über den Bau arbeitete, stellte dabei fest, daß die Erfassung der Grundbuchakten sehr schwierig ist und daß Akten der Forstverwaltung, die über den Werdegang des „verwunschenen Schlosses“ vielleicht hätten Aufschluß geben können, in Unkenntnis vernichtet worden sind.

Da das Baujahr des Belvedere (1798) erst Ende 1955 wiederermittelt wurde, ging das bisherige Schrifttum von mehrfachen irrigen Voraussetzungen und Beziehungen aus, die der Legendenbildung um das Bauwerk ausgiebig Vorschub leisteten.

Bauherren und Baujahr nennt ein an abgelegener Stelle erschienener Aufsatz eines anonymen Monogrammistens A. „Der Pichelsdorfer Werder“ von 1799, der 1936 nachgedruckt wurde<sup>10)</sup>, und mit ausgezeichneter Kenntnis der Verhältnisse wird hier geschildert, wie sich der Pichelswerder in den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts „urplötzlich“ zu einem der bevorzugtesten weiteren Ausflugsziele der Berliner entwickelte, das man durch den Tiergarten, Charlottenburg und den „Grunewaldschen Forst“ erreichte. Der Werder war damals noch eine von der Havel ganz umspülte Insel. Die ihr vorgelagerten Pichelsberge beschreibt A.:

„Das diesseitige Havelufer besteht aus einer Menge wilder bewachsener Abhänge, die sich mehr oder minder steil eine Viertelmeile südwärts hinziehen, doch so, daß zwischen ihnen und der Havel noch ein geräumiger Fuß- und Fahrweg bleibt.“

Nun folgt die erste Erwähnung des Wirtshauses und des Pavillons selbst:

„Auf der vordersten dieser Anhöhen, die die Berliner mit Recht zu einem Pichels-Berge machen, ist ein Wirtshaus, und vor demselben ein von dem Grafen Kamke im vorigen Jahre erbauter Pavillon (Sperrung Vf.), um welchen eine Art von Kolonade, oder überbautes Brustgeländer geht. Der untere Raum des kleinen Gebäudes ist zu einem einzigen Zimmer verwendet. Hat man seinen Gipfel erstiegen, so eröffnet sich da die für die Gegend vorteilhafteste Aussicht, die auch in der That bei heiterm Wetter angenehme Eindrücke machen kann. Man sieht das Wasser zu den Füßen, die Ufer in mannigfaltige Abwechslung bekleidet, drüben die Insel mit ihrem Häuschen, zur Linken die immer breiter werdende Havel, zur Rechten die eine kleine Viertelmeile entfernte Stadt Spandau mit ihrer Citadelle, und unterscheidet auch deutlich den Julisturm. Alles dies bildet ein angenehmes Ganze, das wo nicht mahlerisch, doch anziehend genug ist, um den Ankömmling zu überraschen, wenn er nicht zu große Forderungen mitbringt. Vorzüglich ist diese Gegend ganz dazu geeignet, um hier einen schönen Sonnen-Untergang zu genießen. — Steigt man von dem Hügel herab, so wird man von einer Fähre nach dem eigentlichen Werder übergefahren.“

Vom Pichelswerder selbst, auf dessen Plateau damals ein Gebäude der „Nutzholzadministration“ stand, das mit einem Wirtshause verbunden war, stellte „die Aussicht einem hier den Rückblick auf die jenseitige Anhöhe und den Pavillon und die bewachsenen Anhöhen dar“. (Dieses „Haus, auf dem zum Teltowischen Forst gehörigen [Pichelsdorfschen] Werder in der Havel, von einem Aufseher über die Königliche Nutzholz-Niederlage bewohnt“, notiert Bratring<sup>11)</sup> [1805] im Besitz des Domänen-Amtes Spandau.) Nach einer Schilderung des Werders und seiner sonntäglichen Besucher („erstere Klassen des Mittelstandes“) hören wir, daß diese sich auf ihren Wagen möglichst alles, auch an Lebensmitteln, mitbringen, da man auf dem Werder außer Bier und einem Gericht Fische wenig erhalten könne.

„In dem vorerwähnten Wirtshause drüben in der Gegend des Pavillons sieht es nur sehr wenig besser aus. Wer nicht sehr früh kommt, hat lange um sein Mittagbrot zu capitulieren, ehe die Bestellung noch angenommen wird, denn gewöhnlich geschieht das, zumal wenn die Rede von ganzen Familien ist, am Tage zuvor. Da nun aber die Entrepreneurs jener Oekonomie hier im Gedränge zwischen ihrer Pflicht und ihrem Gewinne kommen, und, indem sie keins von beiden zu unterlassen suchen, so viel Bestellungen annehmen, als sie nur irgend über das Herz bringen können, so geschieht es oft, daß das Mittagbrot an die allzugroße Frequenz und die daraus entstehende schlechte Bedienung erinnert. Oft aber ist auch dies, so wie der Wein, nicht mehr aufzutreiben. Die Anlage des Wirtshauses scheint überhaupt höchstens für die Hälfte der Menschenmenge gemacht zu seyn, die diese Gegend, zumal an Sonntagen, aufnehmen muß, es fehlt bei stärkerem Besuch, an Tischen und Stühlen, nach etwas dem letzten ähnliches sieht sich oft der Ermüdete sehr lange vergeblich um. Ein Freund der Tafelfreuden möchte sich also wohl hier in seiner Rechnung betrogen sehen, wenn er nicht das mecum porto von sich sagen kann, und er nicht diesesmal durch muntre Gesellschaft und ihre Vergnügungen entschädigt wird.“

Denn, dem sey wie ihm wolle, so muß man es dieser Gegend nicht absprechen, daß sie die Besucher mehr als andre Oerter zur Fröhlichkeit und zum lauten Genuß zu stimmen versteht. Man wird schwerlich einen öffentlichen Ort bei schönem Wetter mit so vielen und vergnügten Menschen bevölkert sehen, von denen sich ganze weite Kreise in bunten Reihen den Ausbrüchen der frohesten Laune hingeben. Ueberhaupt sind schon mehrere große Festins hier veranstaltet worden, denen dann auch größere Vorbereitungen vorangegangen sind.“

Sonntagnachmittag sei der Besuch am stärksten, wenn zu den Berlinern auch noch Spandauer und Charlottenburger kommen. Außer einer „der Frequenz angemessenen Oekonomie“ bleibe auch eine dem Ganzen ebenso angemessene Musik (mit Blasinstrumenten, auch Hörner!) zu wünschen. Der abendliche Rückweg nach Charlottenburg durch den Grunewald war damals noch nicht so einfach zu finden wie heute, doch bestand schon zu jener Zeit eine regelrechte Markierung:

„Indessen hat ein Unbekannter sich schon seit Jahren das Verdienst gemacht, durch angemahlte Kreuze an den Bäumen von Zeit zu Zeit den rechten Weg zu bezeichnen, und sich dadurch gewiß den Dank manches Fremdlings erworben.“

Soviel aus der ersten Erwähnung von Pavillon und Wirtshaus, die von nun an beide in einer ganzen Reihe zeitgenössischer Darstellungen festgehalten werden (s. u.).

Der Pichelsberg selbst war im Jahrzehnt zuvor bis 1792 an den Justizrat Spielberg, danach an den Justizrat Empich in Erbpacht gegeben<sup>9)</sup> (Erbpachtskontrakt der Kurmärkischen Krieger- und Domänenkammer vom 10. Juli 1792<sup>10)</sup>).

Die zweite Erwähnung des Pavillons nennt uns nochmals den Bauherrn, wenn auch die Datierung zu spät angesetzt ist. Der Charlottenburger Pfarrer Johann Christian Gottfried Dressel (1751–1824) notiert<sup>12)</sup> mit falscher Jahreszahl, 1802 statt 1799:

„Im Frühjahr 1802 war der Graf von Kameke nach Charlottenburg gezogen, nachdem er seine Güter an den Freiherrn von Eckardstein für 800 000 Thaler verkauft hatte; er erwarb das inzwischen massiv ausgebaut frühere Lorbeerhaus von dem englischen Arzt Brown... erbaute auch „ein auf Säulen ruhendes und damit umgebenes Lusthaus in den Pichelsbergen — dadurch angelockt, kamen erst die Ausflüge der Berliner durch den Grunewald nach dem Havel-Ufer in Aufnahme“ — und wurde ein hochgeschätzter Gast im Pfarrhause — mit ihm zugleich aber auch seine Freundin, welche ihm zwei Kinder gebar; und die durch eine ansehnliche Rente sichergestellte Dame verkehrte auch nach dem 1806 erfolgten Tode des Grafen weiter im Predigerhause, bis sich zwischen ihr und dem zum Geistlichen bestimmten älteren Sohne Dressels eine Herzensneigung entwickelte; erst da schritt der Alte gegen sie ein...“

Als zweiter Zeuge für den Ausflugscharakter der Gegend im Sommer 1800 sei Jean Paul (Friedrich Richter) genannt, der am 29. Juni 1800 an Christian Otto in Hof über seinen Berliner Aufenthalt schreibt<sup>12a)</sup>:

„Auf der herrlichen Insel Pickelswerder (1½ Meilen von Berlin) fand ich sovieler schöne Freundinnen auf einmal, daß es einen ärgert, weil jeder Anteil den anderen aufhob...“

Mit der Festlegung der Bauzeit des Belvedere für 1798 entfällt eine ganze Reihe von Legenden, die sich mit vager Überlieferung seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts zäh im Zeitungsschrifttum fortpflanzte, so als erste die Behauptung, die früheste Erwähnung sei durch Schmidt von Wernuchen (1764–1838) erfolgt. In einem der frühen Gedichte besingt er auch „Die Pichelsberge bei Spandau“<sup>13)</sup>. Hier ist jener Teil des Grunewalds als völlig wild, verlassen, unheimlich und unsicher geschildert, nur von wilden Tieren belebt, selten noch von Menschen begangen, und jene Gegend voller Erinnerungen an heidnische Opfer, Urnenberg und Riesen. Die Schlußzeile der Verse:

„Wenn irgendwo ein scheuer Berggeist haust,  
So muß er dort in finsterner Wüste lauern:  
Was ist's, das sonst das Wipfellaub durchbraust?  
Vernehmlich ächzt aus jener Klüfte Schauern?  
Was packt uns sonst mit unsichtbarer Faust  
In jenes Götzentempels öden Mauern?“

sind nun immer auf den Pavillon auf dem Pichelsberg bezogen worden, wenngleich das lichtumflossene Säulenschlößchen auf heiterer Höhe nur wenig dazu passen wollte. Zu dem ganzen Gedicht hatte der Historiograph des Grunewalds, Berdrow<sup>14)</sup> (1902), bemerkt:

„Ein Urwaldgestrüpp beherrschte damals die Abhänge, und am Havelufer lag, ungefähr in der Gegend des Restaurants Wildgrube, ein wüster Teerofen, das einzige Zeugnis dafür, daß vor Zeiten auch Menschen an dieser Stätte gehaust, die (Schmidt) 1797 als junger Kandidat mit einem Freunde, dem Geheimsekretär Herzberg durchstieg. Diesem widmete er später ein Gedicht, in dem wir die Eindrücke der Ode und des Grauens, welche die Gegend damals erweckte, treffend, wenn auch vielleicht mit ein wenig dichterischer Übertreibung, wiedergegeben finden.“

Schmidt war schon vor Erbauung des Pavillons in den Pichelsbergen, denn sein Gedicht erschien 1798 im Berliner „Almanach romantisch-ländlicher Gemälde“, also in dem Jahre, in dem das Häuschen erst erbaut wurde; er kann es also gar nicht besungen haben. Die von Schmidt hier geschilderte Situation scheint mehr auf den Pichelswerder zu passen, denn wo sind solche Schluchten in den Randbergen der Havel, wo der Opferstein? Er liegt heute noch auf dem Werder.



Altes Gartenhaus in Wollanks Weinbergen

Aquarell E. Müller 1883 vor Abbruch

Deutsche Staatsbibliothek Berlin

Schon Otto Monke<sup>10b)</sup> teilte (1906) mit, der Pavillon sei „einer unsicheren Überlieferung nach von Friedrich dem Großen erbaut“ worden, und zwar in seinen letzten Jahren, da ähnliche Bauten in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts sehr beliebt waren. In den 1790er Jahren solle sich die Gräfin Lichtenau zuweilen dort oben aufgehalten haben, schließlich soll nach dritter Version Friedrich Wilhelm II. den Bau für diese errichtet haben oder er von ihr selbst erbaut worden sein.

Die ganze „Lichtenau-Legende“ ist aber schon darum unwahrscheinlich, weil Pfarrer Dressel, der als sorgfältiger Chronist Charlottenburgs ausgewiesen ist und ein Feind der Lichtenau war, es sicher in seiner Chronik (s. o.) vermerkt hätte, wenn sie die Errichtung dieses als Ausflugsziel sehr bekannten Pavillons inspiriert haben sollte, wie später immer wieder behauptet worden ist. Dressel aber erwähnt den Pavillon als um 1800 von Graf Kameke erbaut. Außerdem haben sich in keinem amtlichen Archiv über den Bau Unterlagen gefunden.

Da Dressels Chronik erst 1905 durch Gundlach<sup>12)</sup> bekannt wurde, die kurze Notiz jedoch wenig beachtet wurde, so fügte sich die „Lichtenau-Legende“ bequem in die landläufige Vorstellung von dieser Frau, die ja auch der Baugeschichte des nahen Charlottenburgs eng verbunden war, und die auch an anderen schön gelegenen Örtlichkeiten für sich und König Friedrich Wilhelm II. lauschige Schlößchen und versteckte Buonretiros errichtet hatte, so 1793 auf der Pfaueninsel u. a. das Schloß.

Ein noch erhaltenes Gemälde im Schlößchen auf der Pfaueninsel schien ebenfalls Beziehungen zum Belvedere auf dem Pichelsberg zu eröffnen: Im Zimmer des Erdgeschosses des Westturmes, aus dessen Fenstern, als



die Aussicht noch nicht verwachsen war, sich ein herrlicher Havelblick bot, in diesem sogenannten Otaheitischen Kabinett im Sonderstil der Zeit (Südseemotive) wurden von dem Berliner Maler Burnot († 1817) die mit Leinwand bespannten Wände und Decke in den Formen einer ostindischen Bambusrohrhütte bemalt und in vier freie Felder von Peter Ludwig Lütke Landschaften übertragen<sup>16)</sup>, vier Veduten aus der benachbarten Havel-Gegend, und zwar 1. das Schloß der Pfaueninsel, 2. der an ihrer NW-Spitze gelegene Parschenkessel, 3. das Marmor-Palais am Heiligen See und 4. der Pichelswerder (?) mit einem Pavillon und Nebengebäuden. Dieser Havellandschaft ist eine ausgesprochen ostasiatische Note gegeben.

Der Berliner Maler, Prof. Peter Ludwig Lütke (1759—1831), 1785—87 Schüler Hackerts in Rom, soll sogar „unter den Bewohnern des (Pichels)Werders einer der ersten gewesen seyn“<sup>10)</sup> (1799). Wir haben daher feststellen müssen, daß dieses Gemälde aus den Jahren 1793/94 stammt, als der 1798 erbaute Pavillon noch gar nicht existierte.

Das „Geheimnis des otaheitischen Kabinetts“ dürfte damit ebenfalls gelöst sein, und das dortige Gemälde unser Belvedere nicht wiedergeben! Damit entfallen die gegenteiligen Darstellungen von Sternaux<sup>17)</sup>, Voigt (1934)<sup>8)</sup>, Torge<sup>18)</sup> (vor 1939) und anderen.

In seiner grundlegenden Biographie der Gräfin Lichtenau weist Haase-Faulenorth<sup>19)</sup> (1934) auch auf das eben behandelte Bild hin und gibt ein wenig bekanntes Aquarell des Pavillons (Aufnahme: Treue) wieder, noch in freier Lage über den Havelhängen, das wir für 1820 ansetzen, mit der Unterschrift: „Der Überlieferung nach Wilhelmines Eigentum, das sie von Charlottenburg aus aufsuchte.“ Diese Ansicht ist nach unseren obigen Darlegungen nun nicht mehr haltbar.

Nach der Besichtigung „dieses romantischen Punktes“ durch die Pflegschaft des Märkischen Museums am 21. Oktober 1906<sup>10b)</sup> gab Franz Henning bei seiner Führung des Touristenklubs am 26. Dezember 1906 eine erste Beschreibung<sup>20)</sup> des Gebäudes, das er für die 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts datierte:

„Es ist ein viereckiger Gartenpavillon, dessen drei Türen auf eine verdeckte Veranda, die auf 14 runden Säulen ruht, hinausführen. Über dem nach den vier Seiten abgeschrägten Dach der Veranda erhebt sich ein viereckiger Turmbau mit einer eisernen Galerie, von der man einen weiten Ausblick auf den Grunewald, den Stößensee und die Insel Pichelswerder hat. Interessant ist der Aufstieg zu diesem Türmchen, der sich auf der Westseite des Pavillons in der Decke der Veranda befindet. Mit einem Haken werden einige der Bretter der Decke herabgezogen, und nun zeigt sich die darauf befestigte, an Drahtseilen hängende Stiege, die dann gestützt und mit einer Leiter verbunden wird. Auf dieser etwas sonderbaren Treppe erklimmt man zuerst den Bodenraum und gelangt von diesem zu dem Türmchen mit der Galerie.“

Der Raum in dem Pavillon selbst ist an der Ostwand mit einer großen italienischen Landschaft von Paul Gropius, über der das preußische Wappen und drei launige Sprüche angebracht sind, und über den drei Türen gleichfalls mit italienischen Landschaftsbildern geziert.“

Zur Baubeschreibung selbst ergänzen wir, daß das Gebäude aus Mauersteinen besteht, die verputzt sind. Auf diese vier Mauerzüge ist die hölzerne Dachkonstruktion aufgesetzt. Ursprünglich bestand das Innere aus einem einzigen Saal, der erst vor zwanzig Jahren durch Rabitzwände unterteilt wurde, die heute wieder entfernt sind. Der Fußboden war gediebt, das heutige Backsteinpflaster ist Ergänzung. Drei Türen führen nach den drei Aussichtsrichtungen, auf der der ehemaligen Försterei zugekehrten Außenwand ist eine Supraporte, aber ohne Tür, angebracht, auch die daneben angedeuteten Fenster sind blind. Der Baukörper ist auf ein gut erhaltenes Steinfundament aufgesetzt, das fünf Kellerräume enthält. Sie sind von der Stößensee-Seite zugänglich. Die Deckenwölbung des Kellereingangs zeigt die solide Arbeit der Entstehungszeit. Aus ihr stammen auch die kleinen vergitterten Luken, das auf der Spandauer Seite befindliche Fenster ist neueren Datums.

Oskar Wendler<sup>20)</sup> kommentierte, daß die italienische Landschaft in Pichelsberg 1851 für die Weltausstellung in London gemalt war, aber nicht von Carl Wilhelm

Gropius, wie vielfach angenommen wurde, sondern seinem Sohn Paul, seit 1868 Nachfolger des Vaters als Dekorationsmaler am Kgl. Opernhaus († 1888).

Christoph Voigt<sup>9)</sup> hielt neben der übrigen Beschreibung fest, daß Gropius' Gemälde von Schnitzwerk umgeben war und „stilvolle Kamine den gewählten Geschmack des Erbauers bekunden“. Im übrigen unterstrich Voigt die Merkmale der Verwahrlosung und des Verfalls von Haus und Garten und wünschte, „dem stillvollen Bau eine Pflege zuteil werden zu lassen, die in pietätvoller Sorge sich des in seiner Art seltenen Gebäudes annimmt“.

In dem 1955 erschienenen Verzeichnis<sup>21)</sup> der „Bauwerke, die in Charlottenburg unter Denkmalschutz stehen“, ist auch der „Pavillon Pichelsberg“ notiert als „Viereckiger, eingeschossiger Putzbau, dessen überstehendes Dach auf drei Seiten von Holzsäulen getragen wird“.

Die dem Pavillon benachbarte, 1952 eingestürzte „alte Försterei“ war ein Fachwerkhaus, wie wir es mehrfach bei Forstbauten der Zeit finden; es entstand schon vor dem Pavillon, also vor 1798, und war daher noch baufälliger geworden als dieser selbst. Vor diesem ehemaligen Forsthaushaus befand sich ein Tiefbrunnen und weiter nördlich eine Scheune, die vor vierzig Jahren abgebrochen wurde.

Die herangezogenen Baubeschreibungen ignorieren, daß die sehr wesentliche Veränderung des Daches erst eine Zutat um 1850 ist, die dem Bau nicht gerade zum Vorteil gereicht. Die Darstellungen bis 1840 zeigen auf dem Dach ein Türmchen in Form einer „Laterne“ mit je einem Rundbogenfenster nach den vier Himmelsrichtungen und einem Zeltdach. Dieser dachreiterartige kleine Turm vollendete den harmonischen Gesamteindruck des Baues. Auf dem Aquarell von Forst von 1830 ist seine Spitze sogar noch mit einem pinienzapfenartigen Aufsatz geschmückt.

Dieses alte Türmchen wurde später entfernt und durch einen neuen Turm mit flachem Dach ersetzt, der höher ist als der ursprüngliche, auf der Nord- und Südseite je zwei, auf der West- und Ostseite sogar je drei Fenster hat und mit einem geländergesicherten Umgang umgeben ist. Dieser neue Turm, der einmal mit „Schinkelstil“, einmal „nachschinkelsch“ bezeichnet worden ist, zeigt Merkmale spätklassizistischer Art und ist kurz vor 1850 entstanden und erinnert an Aufbauten der Landhäuser aus dieser Zeit. Durch den Abbruch des alten Türmchens und die Ersetzung durch den im Verhältnis zum Ganzen viel zu klobigen neuen Aufbau ist ein der Auffassung des Originals stilfremdes Element in den ganzen Bau gekommen, ja, man könnte seit 1850 von dem ganzen Pavillon — unten Früh-, oben Spätklassizismus — als von einem „Hause mit zwei Gesichtern“ sprechen. Der Turmaufsatz selbst ist ganz aus Holz — einen Turm aus Steinen hätte die alte Dachkonstruktion niemals tragen können — und hat sich in den über 100 Jahren seines Bestehens überraschend gut gehalten ebenso wie die Holzterasse, die zum Türmchen hinaufführt. —

Für die Möglichkeit einer Mitarbeit von David oder Friedrich Gilly hat sich trotz sorgfältiger Nachprüfung kein Anhaltspunkt gefunden. Die malerische Ausgestaltung der Außenwände des Belvedere, diese ganz seltenen Blumenbuketts in den Blendovalen und die gemalten Dreiecksgiebel über den Eingängen können als Kriterien nicht verwendet werden. Es sind Ausschmückungen aus dem Anfang unseres Jahrhunderts.

Die Blendfenster kommen um diese Zeit, also 1798, noch bei Brendel vor (Pfaueninsel, Kastellanshaus und Meierei) und wurden schon vorher von Knobelsdorff (Stadtschloß Potsdam, Haus am Markt) benutzt. Bei F. Gilly werden die Fenster in der sehr gemusterten otaheitischen Manier entworfen. Die ganz besondere Eigenart dieses Säulentempels verbietet aber, ihn einem der Männer des Architektenkreises um Friedrich Wilhelm II. (Boumann, Brendel oder Andreas Ludwig Krüger) mit Bestimmtheit zuzuschreiben.

Mit der Entdeckung dieser Gegend durch die Ausflügler am Ende des 18. Jahrhunderts erkannten auch die Künstler sie als ein dankbares Objekt, und es waren namhafte Fachleute, die die Gebäude des Pichelsbergs festhielten, als erster der Berliner Miniaturmaler Dehne<sup>22)</sup>, der in den Akademie-Ausstellungen 1797 und 1798 Kopien nach bekannten Gemälden in miniature zeigte. Er benennt seinen kolorierten Kupferstich „Der Pichelsberg“ und benutzt damit einen der älteren Namen, wie auch „Pickelsdorf“ und „Peckelsdorf“, den man mit den Pechbrennereien am Waldrande in Verbindung bringt. Im Fischzollvertrage vom 30. Mai 1439 ist noch „Pigelstorf“ genannt; andere erklären „pickel“ als „Berghang“<sup>23)</sup>. Dehnes Stich (Märkisches Museum, Berlin) zeigt Försterei und Belvedere noch ganz freistehend, ohne Baumwuchs. Über den Abhang verteilen sich Paare von Spaziergängern, die Frauen in der Tracht der Königin Luise. Der zum Stößensee abfallende Steilhang zeigt eine hohe Kiefer, der Hintergrund Jungkiefern. Der See selbst, am rechten Bildrand, ist mit Flößen und Ruderbooten bedeckt. Die 1807 entstandene Karte des „Pichelsdorfer Werders“ zeigt auch den Berg mit Pavillon und den forstlichen und wirtschaftlichen Zwecken dienenden Nebengebäuden (eines davon die Wohnung des Wirtes und Kgl. Försters Grove).

Zwei Kupferstiche um 1825 kennen wir von der Hand eines Graphikers, der später besonders in West- und Südwestdeutschland wirkte: Friedrich Wilhelm Delkeskamp<sup>24)</sup>, Geometer, Landschaftsmaler und -stecher, gab — auch als Verleger — Panoramen von Rhein und Mosel, der Schweiz und Frankfurt heraus. Schüler Karl Wilhelm Kolbes, hat er in seinen Wanderjahren auch Berlin gesehen und schuf hier die Kupferstiche „Pichelsberg, und die Vestung Spandau bei Berlin“ und „Pichelsberg bei Spandau“.

Joh. Hub. Anton Forst, geb. 1756 in Berlin, trat 1771 in die Kgl. Porzellan-Manufaktur als Miniaturmaler ein und war dort 1796—1815 „Malereivorsteher“. Er bevorzugte Landschaften, stellte 1802—1824 in der Akademie bemalte Teller und Vasen aus, 1828 auch Ölbilder und „Prospekte“ Berliner Schlösser<sup>26)</sup>. Um 1828 zeichnete Forst „den Pichelsberg zwischen Charlottenburg und Spandau bei Berlin“, den F. A. Schmidt in Dresden stach. Farbiger Kupferstich (17,2 × 23,3 cm) im Kupferstichkabinett Berlin. Beschrieben bei Kiewitz<sup>25)</sup>, abgebildet bei Torge<sup>18)</sup>. Der Gipfel des Pichelsberges zeigt damals noch Grünflächen, der Pavillon das alte Türmchen ohne Umgang. Das Fachwerkgelände der Försterei hat Forst allerdings höher wiedergegeben als es in Wirklichkeit war. Reproduziert auch bei Hermann Schmitz (1925) mit der Notiz: „Das noch erhaltene Lusthaus mit viersäuligem Vorbau ist im Inneren neuerdings umgebaut worden.“

Das bei Haase-Faulenorth wiedergegebene anonyme Aquarell des Pavillons, um 1820, ist bereits oben behandelt.

Der Berliner Graphiker Ferdinand von Laer, Schüler von W. Schirmer, zeigte auf Akademie-Ausstellungen 1828, 1838 und 1846 Motive der Stadt, lithographierte 1840 ein „Panorama von Berlin“<sup>27)</sup> und eine Serie „Vergnügungsorte bei Berlin“, darin auch „Pichelsberg, Gasthof“ (35,5 × 50 cm), beschrieben bei Kiewitz.

Der Berliner Zeichner Ferdinand Stademann<sup>28)</sup> kam nach Studienreisen durch Frankreich, Italien und Spanien 1812 in bayerische Dienste, begleitete 1832 als „expedirender Regentschafts-Sekretär“ König Otto nach Griechenland, zeichnete 1841 für Lebschees „Panorama von Athen“, lithographierte nach seiner Rückkehr und während der Tätigkeit in München eine Serie: „Ansicht Berlin sowie 36 öffentliche Gebäude etc. in und bei dieser Hauptstadt, zu Potsdam und Charlottenburg“, darunter auch den „Pichelsberg“ (42,6 × 60,6 cm), beschrieben bei Kiewitz.



**Chamissos Gartenhaus**

Friedrichstr. 235, zuletzt Requisitionskammer des Lustspielhauses.

Abgebrochen 1909.

Aufnahme F. W. Schwartz 1885

Ein lithographiertes „Sammelbild“ (Zeichnung: Neuen-dorf) zeigt den „Pichelsberg“ (vom Stößensee gesehen, um 1850<sup>29)</sup>), und auf dem noch wenig bewachsenen Berg in halber Höhe den den Park einhegenden Zaun, oben freistehend neben dem Forsthaus den Pavillon mit dem damals neuen Turmaufsatz. — Ebenfalls im Spandauer Heimatmuseum ein ähnliches „Sammelbild“ mit 15 Motiven: „Erinnerung an die Pichelsberge u. den Grunewald bei Berlin“, gezeichnet und lithographiert von Meinhard & Werner (1861).

Man vergleiche auch das 1833 datierte Porzellanrundbild von Heinrich Hintze „Ausschnitt von Pichelswerder mit Blick auf Spandau“ (Märkisches Museum, Berlin)<sup>30)</sup> und Toni von Stadler (1850—1917), „Pichelsdorf an der Havel“ (Schack-Galerie, München)<sup>31)</sup>.

Prof. Dr. Eduard Spranger (Tübingen), als alter Berliner am Pichelswerder ebenso interessiert wie an dem Pavillon, übersandte uns dankenswerterweise eine Bleistiftskizze, die sein Großonkel Eduard Spranger vermutlich um 1850 angefertigt hat, las die Bezeichnung am oberen Bildrand „Krell Pichelswerder“ und lokalisierte das Gebäude im Bildgrund als eines der ältesten Restaurants des Werders. Wir geben diese reizende Zeichnung wieder, obgleich es auch keine Darstellung des Pavillons ist.

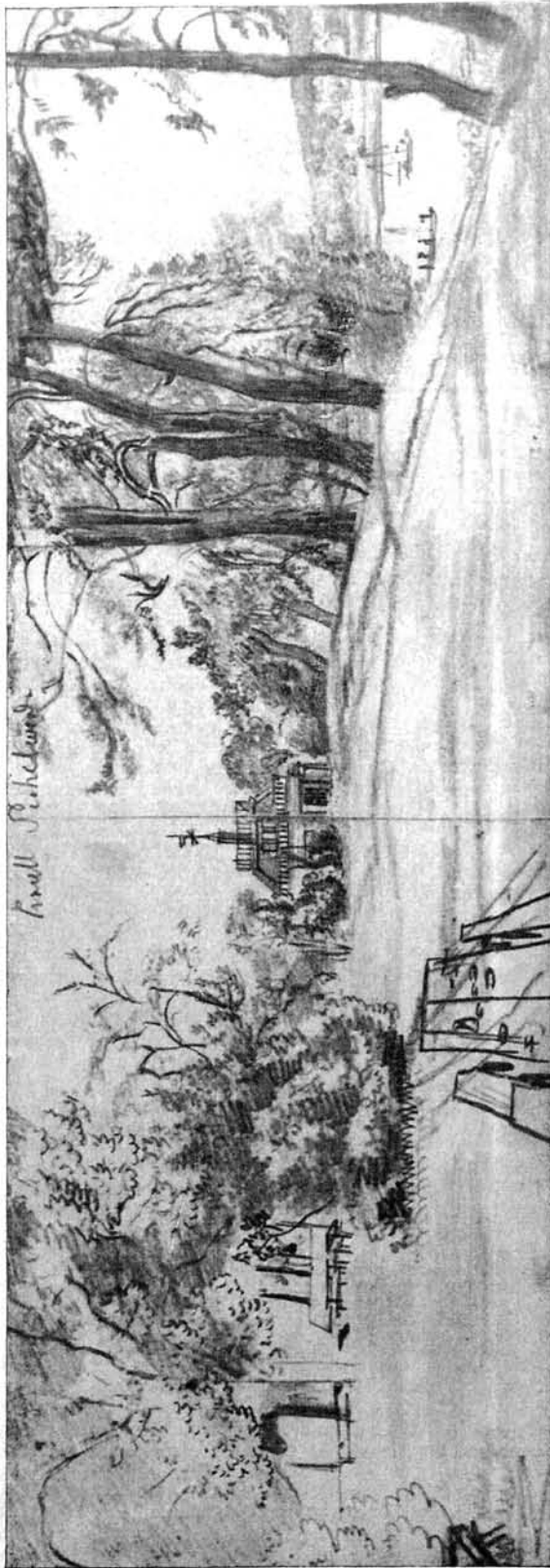
Der Berliner Maler und Radierer Ernst Oppler (1867—1929), ein später von Max Liebermann beeinflusster Impressionist<sup>32)</sup>, schuf eine nur in 100 Drucken hergestellte Radierung „Ostern bei Pichelsberg“, die Kiewitz beschrieb.

Soviel zur Kunsttopographie der Höhenbauten des Pichelsberges seit 1799.

Angesichts des Fehlens baugeschichtlicher Unterlagen ergab sich die Frage, ob man nicht durch Finden eines ähnlichen Gebäudes der Zeit den unbekannt gebliebenen Baumeister des Pichelsberger Pavillons feststellen könnte.

Erhalten hat sich eine Säulenhalle am Kastellanshaus zur Rechten des Eingangs von Schloß und Park Friedrichsfelde (Bezirk Berlin-Lichtenberg) (um 1790), mit Holzsäulen, heute als Verwaltungsgebäude des Berliner Tierparks sorgfältig wiederhergestellt.

Ähnliche Gebäude mit Kolonnade entstanden um dieselbe Zeit, so um 1795 auf halber Höhe des an den Park von Schloß Freienwalde (Alte Oder) anstoßenden Apothekerberges, ein Haus, das noch um 1927 mit dem Saal (Stuckornamente des von England her beeinflussten frühklassizistischen Stils von Langhans) erhalten war<sup>33)</sup>,



**Eduard Spranger:**  
**Der Pichelswerder um 1850**  
 (Bleistiftskizze)

und bei dem einst dem Reichskanzler von Bethmann-Hollweg gehörigen Schlosse Hohenfinow, ein auf dem Berge Liebenstein gelegener Kleinbau mit allseitigem, säulengetragenen Vordach nach den vier Windrichtungen. Die Vorbauten hatten hier den Zweck, daß man sich je nach der Richtung des Windes die dem Wind abgekehrte Seite als Ruheplatz auswählen konnte.

Die Berichte über unseren Ausflugsort seit 1806 stehen ganz im Zeichen der drohenden Ungewißheit durch die Zeitereignisse. Als Gräfin Sophie Schwerin im Sommer 1806 mit ihrem Gatten, dem Obersten Wilhelm Schwerin, neuen Kriegsgefahren entgegensieht, führte eine vorläufig letzte Ausfahrt in dieses friedliche Revier:

„Sanft und traulich waren die Tage, die mich wieder mit Wilhelm vereinigten. Ganz genossen wir noch der fliehenden kurzen Stunden. Eine tritt noch lebhafter unter ihnen in meiner Erinnerung hervor. An einem schönen Morgen hatte Wilhelm mich vor der Parade im Whisky (= eine Art Kutschwagen) nach Pichelsberg gefahren. Niemand war dort. Häuslich und allein frühstückten wir auf der hohen Estrade und blickten in die freie freundliche Gegend. Es kam uns vor, als wären wir allein auf der Welt. Und wie gern wären wir es geblieben. Allein, auf einer glücklichen Insel, wohin die Stürme des Lebens nicht drängen, die verkehrten störenden Einzwängungen, wo wir uns ausschließen könnten vor allem Treiben der Menschen!“

Mit der „hohen Estrade“, ein erhöhter Tritt oder Platz, auch als Auslug ist die Veranda des Pavillons gemeint.

Über die Besitzer des Forsthauses und Pavillons nach 1800 sind wir noch ausführlicher durch Otto Monke unterrichtet. Auf den Erbauer, den Grafen Kameke, war nach 1800 der Pirschjäger Busse gefolgt, der 1805 durch den Jäger und später Kgl. Förster Heinrich August Grove abgelöst wurde, den Sohn eines Regimentschirurgen in Kyritz.

Grove verfaßte 1838 einen Bericht über die Zeit von 1806 bis 1813, der 1873 aufgefunden und durch Monke<sup>10b)</sup> (1907) veröffentlicht wurde. Ausführlich berichtet Grove aus der Zeit der Belagerung der damals von den Franzosen besetzten Festung Spandau durch die Preußen.

Monke berichtete aus Groves Aufzeichnungen:

„Oft hatte Grove auf dem Pichelsberge hohen Besuch. Die Prinzen Louis Ferdinand und August (Bruder des vorigen) kamen häufig hierher. Prinz August setzte seine Besuche nach dem Tode seines Bruders fort. Der Pichelsberg scheint damals überhaupt ein beliebter Ausflugsort gewesen zu sein. Aus dem Jahr 1814 (23. 9. 1814) stammen die sogenannten ‚Diamantschriften‘ im Fensterglase des Pavillons; sie nennen uns die Namen Krüger, Erdmann, Runge und Behm. Unter der gelben Tünche der Außenwand des Pavillons sollen auch noch die in den Kalkputz eingeritzten Namen französischer Offiziere stehen. Grove sah gern Gäste bei sich und eröffnete auf dem Pichelsberg einen kleinen Ausschank. Weilte aber der Prinz August im Pavillon, so stellte sich Grove vor den Eingang zu seinem Grundstück. Kamen dann Ausflügler, die den Pavillon besuchen wollten, so breitete Grove abwehrend die Arme aus und rief: ‚Kinder, heute gibt's bei mir nichts!‘“

Auch W. Sommer<sup>35)</sup> hielt (1937) fest, alte Leute erzählten, daß französische Offiziere während der Besetzung ihre Namen in die Fensterscheiben des Pavillons geritzt hätten. Dazu hatte schon Monke festgestellt:

„Der Überlieferung nach haben französische Soldaten in der Zeit von 1806–1813 ihre Namen in den Kalkputz der Außenwände des Pavillons geritzt. Die Inschriften wurden bisher durch die gelbe Tünche verdeckt. Herr Herold hat es nun unternommen, die Tünche vorsichtig zu entfernen. Die Inschrift, welche beim ersten Versuch am 20. Mai (1907) zum Vorschein kam, war freilich der Namenszug ‚Schultze‘, der nicht gerade französisch klingt. An anderer Stelle liest man jedoch ‚Soye 1807‘. Boye, Joye den 23. August 1801 (oder 1807). Schultze hat sich 1802 verewigt. Dann liest man: Schinderhannes Napoleon; Huth 16. August, darunter hat jemand das Wort ‚Mütze‘ geschrieben.“

Wie oben gesagt, konnte man auf das Türmchen des Pavillons nur durch eine Falltür gelangen, die in komplizierter Weise zu bedienen war. Diese Anlage, von der bei dem fortschreitenden Verfall heute (1956) nur noch geringe Spuren zu entdecken sind, beschrieb Voigt<sup>9)</sup> (1934):

„Mittels einer Art Bootshaken wird aus der Decke der Veranda eine Laufplanke herausgelöst und herabgeholt. An einem Drahttau schwebend, ist sie so ausbalanciert, daß sie spielend auf- und niedergeholt werden kann. Die Planke ist mit Stufen versehen, reicht aber nur bis zur Kopfhöhe herab und wird mit besagtem Haken nach unten abgestützt. Nun wird noch eine Stufenleiter angesetzt, und der Aufstieg zum Bodenraum und weiter zum Turm kann vor sich gehen... Diese falltürartige Einrichtung hat schon gute Dienste während der Franzosenzeit geleistet.“



In den Jahren 1806/07 kam es in dieser Gegend einmal zu einem Zusammenstoß zwischen Franzosen und Preußen. Letztere, in der Minderzahl, retteten sich auf den Pichelsberg, Förster Grove betätigte die erwähnte Falltür, die Franzosen, die die Preußen eben noch gesehen hatten, und die sich ihrer Beute schon sicher glaubten, durchsuchten vergeblich das ganze Untergeschoß und mußten dann unverrichteter Sache abziehen. Das Erlebnis kam den Franzosen „doch so gruslig vor, daß sie lieber von einem geheimnisvoll-verwunschenen Schloß sprachen, als daß sie es noch einmal untersucht hätten“ (M. J.). Sie konnten sich den Vorfall nur durch einen Spuk erklären, und auf diese Weise wurde das Belvedere zum „Spuk“- oder „Gespensterhaus“. Nach Sternau x<sup>17)</sup> (um 1925) sollen die Verfolger „Rumeur de lutins!“ (= „Hier spukt's“) (= Getöse, Wirken von Kobolden) „geflucht“ haben.

Basdorf<sup>36)</sup> behandelt in seinem Aufsatz „400 Jahre Berliner Gespenstergeschichte“ neben fünf mehr oder weniger geklärten „Erscheinungen“ auch „Die verschwundenen Offiziere vom Prinzenberg“.

Die etwas posthume Schadenfreude, die aus diesen Zitaten spricht, ist insofern billig, als die späten Verbreiter dieser alten Erinnerung von 1806/07 gar nicht in Betracht zogen, daß der Pavillon damals ja nur das niedrige glatte Deckendach mit der kleinen „Laterne“ hatte, noch nicht aber jenen erst um 1850 dazugegebenen Turmaufsatz, mit der zum Aufstieg einladenden Galerie, so daß die französischen Verfolger gar nicht ahnen konnten, daß sich unter dem flachen Dach noch ein Raum mit Aufstiegsmöglichkeit befand. In den Memoiren der Zeit der Freiheitskriege würden wir diese Überlieferung übrigens vergeblich suchen, denn keiner der Beteiligten wäre gern in die Literatur eingegangen im Zusammenhang mit dem für einen preußischen Offizier nicht gerade heroischen Rückzug in die Dachkammer eines Gartenschlößchens, wenngleich dieses dadurch seine volkstümliche Bezeichnung erhielt, und die „Spuk“geschichte noch heute im Mittelpunkt der Behandlungen des Pavillons im Zeitungsschrifttum liegt.

Die Erinnerung an das „Spuk“haus kann aber zusätzlich auch noch das für einen Bau in unserer Mark fremdartig wirkende Äußere genährt worden sein: die gedrungene Form des Baukörpers, die Säulenreihen und das Dach mit dem Türmchen. Wie Berdrow<sup>14)</sup> mitteilte, erhielt die Anlage später

„nach ihrem hallenartigen Vorbau bei den Berlinern den Namen Judentempel, während die Anhöhe, auf der sie stand, auf einer in den 1830er Jahren erschienenen Karte als „Der Judenberg“ bezeichnet ist.“

1841 heißt es<sup>37)</sup>: „der Judenberg... welcher von den Berlinern außerordentlich zahlreich frequentiert wird“.

Sommer<sup>35)</sup> hielt es (1937) für möglich, die Bezeichnung „Judenberg“ könne mit der Erzählung alter Leute zusammenhängen,

„daß die Spandauer Juden eine Zeitlang ihre Gottesdienste hier abgehalten hätten. — Sicher hat das einsam auf dem Berge und im Walde gelegene eigenartig erbaute Haus zu vielen abenteuerlichen Geschichten Anlaß gegeben“.

So ungeklärt der Ursprung des Namens Judenberg bleibt, um so sicherer ist die Entstehung der Benennung „Prinzenberg“ für diesen Teil der Pichelsberge. Die Überlieferung berichtet, daß König Friedrich Wilhelm III. und die Königin Luise hier oft mit den Kindern Einkehr hielt und daher der Wirt des Gasthauses, Theodor Borstein, der mit dazu beitrug, Pichelsberg zu wirtschaftlicher Blüte zu bringen, der Anhöhe später den Namen „Prinzenberg“ gegeben hat<sup>38)</sup>.

Ihm gegenüber, auf dem Pichelswerder, bestand schon seit langem die Bezeichnung „Prinzessinnenberg“<sup>39)</sup>.

Wie erzählt wird, habe einst König Friedrich Wilhelm III. mit seinen Kindern, darunter die mit dem Prinzen Friedrich der Niederlande verlobte Tochter, einen Ausflug hierher unternommen. Erfreut über den schönen Anblick der wasserreichen Landschaft soll der König die Tochter darauf aufmerksam gemacht haben, daß ihre neue Heimat Holland mit der vor ihnen ausgebreiteten Landschaft viel Ähnlichkeit habe. Im Andenken an Pichelswerder möge sie ihre alte Heimat nicht vergessen. Dem Berge gab der König zur Erinnerung an den dort verlebten schönen Augenblick den Namen „Prinzessinnenberg“.

Die Bezeichnung des Pichelsberges als „Prinzenberg“ veranlaßt durch häufige Rasten der königlichen Familie an dieser Stelle, hielt auch Eschenbach<sup>40)</sup> fest.

Ein politisches „Frühlingsfest“ auf dem Pichelsberg lag am Anfang jener traurigen Periode nach den Freiheitskriegen, die als Zeitalter der Reaktion und Demagogenvorfolgung bis 1848 lastend auf Europa lag. Anlaß zu der Veranstaltung war die Ermordung des Lustspieldichters August von Kotzebue (1761—1819), in dem man einen Vertreter des Despotismus sah, durch Karl Ludwig Sand am 23. März 1819, der damals in Untersuchungshaft saß und später enthauptet wurde. Der Berliner Theologe Prof. Wilhelm Martin Leberecht De Wette (1780 bis 1849), der mit Friedrich Schleiermacher (1768 bis 1834) und Georg F. W. Hegel (1770—1831) an dem Pichelsbergfest teilnahm, hatte am 31. März 1819 Sands Mutter brieflich Trost gesendet, und das Kultusministerium Altenstein gegen ihn ein Disziplinarverfahren eingeleitet, das im Mai lief und im Sommer zur Amtsenthebung De Wettes führte. Es handelte sich also nicht um ein „frohes Fest“ auf dem Pichelsberg, sondern um eine Protestkundgebung fortschrittlicher Lehrer und Studenten gegen den reaktionären Regierungskurs, zu der die abgelegene Tagungsstätte wohl bewußt gewählt worden war.

Die Bedeutung dieser Veranstaltung zeigte sich in der Ausführlichkeit, mit der Max Lenz<sup>41)</sup> (1910) in seiner „Geschichte der kgl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin“ über das „Fest vom Pichelsberg, 2. Mai 1819“ berichtete:

„Ein sprechendes Zeugnis für die Stimmung, die unter unseren Studenten in den Wochen nach der Schreckensnacht von Mannheim herrschte, bietet der Brief eines jungen Kommilitonen, eines Schlesiers namens Lindenberg, an Massmann, der seit einem Jahre als Turnlehrer in Breslau Anstellung gefunden hatte, über eine Ausfahrt nach dem Pichelsberge, am 2. des Wonnemonats, wie er in alldieser Begeisterung schreibt, dessen Inhalt ich den Lesern nicht vorenthalten möchte. 86 Burschen, so erzählt er, waren ausgezogen, um den Frühlingsanfang am Ufer der Havel zu feiern. Mit Ballspiel, Wettlaufen und anderen Spielen vergnügte man sich, bis die Lehrer und Gönner, die man eingeladen hatte, kamen. Unter ihnen nennt er an erster Stelle Schleiermacher, De Wette und — Hegel; letzterer Name fast der beste Beweis, daß die revolutionäre Gesinnung über unsere Studentenschaft nichts vermochte. Hasse und Jahn waren ebenfalls aufgefordert, aber nicht erschienen. (Für die von uns festgestellte vorsichtige Haltung Jahns ein neuer Beleg.) Schleiermacher aber gab sich um ungescheuter dem jugendlichen Treiben hin. Doch hören wir, was der Bruder Studio selbst unter dem frischen Eindruck des Festes darüber schreibt. „Als nun alles bereit und alle Plätze mit den Marken belegt waren, die wir von unseren Festordnern für 2 Tlr. 4 Gr. gelöst, zogen wir hinein in den Saal und sangen: »Sind wir vereint zu guter Stunde!« Zum Wein hatte jeder sein eignes Glas mitgebracht, doch ist keins wieder heimgekommen. Dann ermahnte uns Schleiermacher, das Lied: »Wem gebührt der höchste Preis?« zu singen, und nachdem sprach er: »Wir wollen trinken, daß der Geist, der die Helden von Görschen beseelte, nicht ersterbe!« (Es war die Schlacht, in der Scharnhorst, dem Arndt in jenem wundervollen Liede den schönsten Lorbeer gewunden, die Todeswunde empfang und auch das erste Blut von den Kommilitonen unserer Hochschule vergossen wurde. Eine ganze Anzahl derselben ist an diesem Tage gefallen.) Gläserklingen und fröhliches Jubelrufen antworteten ihm. Dann sprach Dr. Förster einiges über Kotzebues Tod und endete so: »Nicht Sands Lebehoch wollen wir trinken, sondern daß das Böse falle auch ohne Dolchstoß!« Mir schien's als würde nicht ganz laut Bescheid gefan. Auch Jahns ward nicht vergessen. Endlich riß der Wein überall hindurch. An die Stelle des ruhigen Gesprächs trat jauchzende Lust; auch die Professoren wurden Jünglinge. Alles Bruder und Freund! »Lieber Bruder Schleiermacher«, sagte Hermes, »Du bist ein zu herrlicher Kerl; laß uns Schmolli's saufen!« Und es geschah. Haake aber sprach zu demselben: »Schleiermacher, Du bist zwar sehr klein und ich sehr groß; ich bin Dir doch gar sehr gut.« Ich aber meinte: »Ach, wie wirst Du und alle morgen um 6 Uhr in deine Ästhetik finden!« Selbst vor Lachen und Trunkenheit stammelnd, führte er uns Salomonische Sprüche ins Gedächtnis. Alle riefen ihm zu: »Du lesest morgen nicht!« Und so ging's allen Doktoren, die dort waren. Ich weiß nicht, ob Du Schleiermacher kennst: ein alter, sonst so ernster Mann.“ 175 Flaschen Rheinwein, so erzählt der fidele Bursche (in einem zweiten späteren Brief an den Vater selbst nennt er 375 Flaschen; aber die Zahl des ersten Briefes ist groß genug, um die feucht-fröhliche Feststimmung zu verstehen; auch scheint, nach dem Preise zu schließen, der Wein nicht schlecht gewesen zu sein) seien ausgestochen worden, ein Quantum alkoholischer Getränke, dem die Stimmung, die sich allmählich der Gesellschaft bemächtigte, und die unser Berichterstatter noch weiter mit lebhaftesten Farben ausmalt, voll entsprach. Wir haben noch die Abrechnung, die von den drei Festordnern, darunter Aegidi, ausgestellt worden ist. Von einer Einnahme von 188 Tlr. 12 Gr. sind für Wein 123 Tlr. und 2 Gr., für Essen 48 Tlr. 12 Gr. — und für zerschlagene Sachen 2 Tlr. 10 Gr. ausgegeben worden.“

Dieser Bericht des Studenten Lindenberg fiel in die Hände der Polizei, ging ans Unterrichtsministerium und belastete Prof. de Wette in dem gegen ihn laufenden Verfahren. Die übrigen als Teilnehmer am Pichelsberger Fest genannten waren die Studenten Haake

und Hermes, Festordner war der Mediziner August Ernst Aegidi, der Deputierter der Studentenschaft bei der Wartburgfeier war; der Hegel nahestehende Schriftsteller Friedrich Christian Foerster, von Ostern bis Michaelis 1819 Privatdozent, der an Hegels Grab sprach; und der Burschenschaftler Hans Ferdinand Massmann, ebenfalls Wartburgfeierteilnehmer, 1819 Turnlehrer, der das preußische Turnwesen organisieren sollte, später ao. Prof. der Germanistik.

Doch zurück zur Besitzgeschichte des Pavillons! Als der preußische Fiskus zu Anfang des 19. Jhdts. das Kgl. Holzmonopol aufgab, kaufte dessen junger Direktor, der aus Frankfurt (Oder) stammende Bankier Wilhelm Christian Benecke (1778—1860) den Rest der im Stößen-see lagernden Hölzer für eigene Rechnung auf, erhielt gleichzeitig die fünf Floßwärter- und Schmiedegrundstücke zur freien Verfügung, die er 1818 bis 1829 nach und nach als Besitz erwarb. Später veräußerte er sie wieder einzeln, und an ihrer Stelle entstanden seit 1850 die an der Havelchaussee gelegenen Gaststätten<sup>39)</sup>. Schon damals scheint Bankier Benecke Besitzer des Pavillons gewesen zu sein, denn Lili Parthey<sup>42)</sup> berichtet für Pfingstmontag, den 26. Mai 1817:

„Um 9 Uhr fuhren wir fort nach Pichelsberg mit der Großmutter und holten Blochs und Kohlrauchs ab. Es ist eine allerliebste Gegend. Das Wirtshaus, wo wir abstiegen, lag auf einem ziemlich hohen Berg. Zu unsern Füßen der breite Spiegel des Wassers und mitten drinnen der Pichelswerder, eine schöne lachende Insel. Beneckens haben die ganze Besitzung gekauft und waren draußen. Wir gingen alsbald zum Ufer hinunter, fuhren über und umgingen die ganze ziemlich große Insel. An manchen Stellen war es ordentlich romantisch. Drüben war es indessen sehr lehaft geworden. Unser Essen wartete schon. Wir aßen auf einem bedeckten Balkon auf der Höhe des Berges, wo wir die ganze liebliche Gegend vor uns hatten. Nach Tische machten wir noch einen hübschen Spaziergang am diesseitigen Ufer und fuhren dann um 2 wieder fort.“

Der „bedeckte Balkon auf der Höhe des Berges“ ist unser Belvedere! — Vermutungen von Sternaux<sup>17)</sup> und Torge<sup>18)</sup>, der König habe dem um den Staat verdienten Finanzmann Benecke, der in Charlottenburg wohnte, auch den Pavillon auf dem Pichelsberg geschenkt, sind unbegründet, weil der König niemals dessen Besitzer war. Benecke erwarb ihn vielmehr ebenso wie die übrigen Grundstücke der Gegend und machte ihn zum Mittelpunkt mancher Geselligkeit, die er auch außerhalb seiner Stadtwohnungen veranstaltete. Er brachte es dann als Geldmann der preußischen Krone zu so großem Ansehen, daß er nach der Erwerbung der schlesischen Herrschaft Gröditzberg 1823 in den Adelsstand erhoben wurde. Bekannt war er auch als Schwiegersohn der durch ihren Witz bis heute volkstümlichen Madame Duttre († 1827), doch haben wir in dem ausgedehnten Duttre-Schrifttum<sup>43)</sup> den Pichelsberg nicht erwähnt gefunden.

Dagegen spricht ein anderer namhafter fröhlicher Berliner von ihm. Für das Jahr 1836 notiert Adolph Glasbrenner<sup>45)</sup> in seinem Tagebuch: „wie froh war ich neulich auf der Parthie nach Pichelsberg“.

Noch 1834 war Benecke Besitzer des Pavillons. So schrieb Frhr. von Zedlitz<sup>44)</sup>:

„Pichelsdorf, Pichelsberge und Pichelswerder, 2 Meilen, heißt eine von der Havel gebildete Halbinsel, unweit Spandau, mit angenehmen Spaziergängen. Westlich erhebt sich eine waldige Anhöhe mit einem angenehm gelegenen Wirtshause. Das Dorf ist von Fischern bewohnt und in seiner Nähe liegt ein freundliches Landhaus, dem Herrn Benicke von Gröditzberg gehörig.“

Wir haben also bis dahin zwei Besitzer des Pichelsbergs zu unterscheiden, den Fiskus, der mit dem Forsthaus und seiner Umgebung den größeren Teil besaß, und den jeweiligen Eigentümer des Pavillons. Am 25. September 1831 erwarb Förster Grove den Besitztitel für das gesamte Anwesen<sup>10a)</sup>. Grove hatte bis dahin in der alten Försterei, jenem in der zweiten Hälfte des 18. Jhdts. im märkischen Fachwerk mit Walmgiebel erbauten Hause, neben das 1798 der Pavillon gesetzt wurde, seinen Ausschank mit Speisewirtschaft unterhalten und war wohl dadurch zu Geld gekommen. In den 1830er Jahren erbaute er auf halber Höhe des Pichelsberges, „an den Terrassen“ oberhalb des nach Spandau führenden Weges ein noch bequemer zugängliches Gasthaus; aus dem sich später das Restaurant „Reichsgarten“

entwickelte. Von oben gesehen, zeigt es die Formen eines märkischen Bauernhauses, der dem Spandauer Weg zugewandte Gebäudeteil aber den Landhausstil der 1830er Jahre (bemerkenstwert der noch erhaltene gußeiserne Balkon im Zeitstil), 1879 in „Reichsgarten“ umbenannt. (s. u.).

Grove hinterließ durch sein Testament vom 23. September 1846<sup>10a)</sup> den Pichelsberg seiner Enkelin Marie Dobeke. Diese verkaufte am 25. Juni 1854 eine Parzelle ihres Besitzes an den Gastwirt Horn in Pichelsberg, wobei der Erbpachts-Kanon abgelöst wurde. Aus den Händen der Marie Dobeke ging das Anwesen in den Besitz ihres Vaters über. Dobeke verkaufte das Terrain mit allen Gebäuden an den Oberinspektor des Kgl. Opernhauses, Daubner<sup>9)</sup>. Da Benecke von Gröditzberg eine Zeitlang einer der Direktoren des Königstädtischen Theaters war<sup>43)</sup> und Beziehungen zur Theaterwelt hatte, könnte er Vermittler dieses ganzen Verkaufes an Daubner gewesen sein.

Damit erlebte das Schloßchen den Höhepunkt des gesellschaftlichen Lebens, denn nun erscheinen erlauchte Namen aus der Theaterwelt des Berliner Biedermeier im „Spukpavillon“. Eine auf dem Boden später entdeckte Schützenscheibe trug sogar den Namen „v. Hülsen“<sup>9)</sup>, wahrscheinlich befand sich unter Daubners Gästen auch der Intendant (seit 1851 Generalintendant) der Kgl. Schauspiele, Botho von Hülsen (1815—1886). Wir hören Namen wie Fanny Elßler und Taglioni<sup>9)</sup>. Fanny Elßler (1810—1878) war eine der bekanntesten Tänzerinnen ihrer Zeit und feierte erste Triumphe 1830 in Berlin. Zu einer ebenso bedeutenden Tänzerfamilie gehörte Filippo Taglioni (1777—1871) und seine Tochter Maria Taglioni (1804—1884), die seit 1832 in Berlin wirkte.

Im Jahre 1850 soll im Pavillon sogar eine Vorprobe zu der in Berlin Ende April 1850 erstaufgeführten Oper „Der Prophet“ von Giaocomo Meyerbeer (1791—1864) stattgefunden haben (Erstaufführung in Paris am 16. April 1849)<sup>9)</sup>, der seit 1842 Generalmusikdirektor in Berlin war.

Die romantische Periode des Belvedere klang mit dieser Opernprobe aus. Daubners Sohn legte auf dem Pichelsberg einen Weinberg an, von dem noch 1907 im Pavillon ein Lichtbild aufbewahrt wurde<sup>9)</sup>. Terrassen südlich vom Pavillon sind heute noch zu erkennen.

Im Jahre 1854 notierte Berghaus<sup>46)</sup>:

„Gleich an der Spitze des ersten Sees (bei Pichelsdorf), der keinen eigenen Namen führt, liegt auf dem östlichen oder Teltowischen Ufer der Pichelsberg, ein einzelnes Haus am Ausgang des Spandower Forstes oder des Grunewalds (grünen Waldes), wie man den Forst gemeinlich zu nennen pflegt, ein sehr beliebter Vergnügungsort der Berliner Bürger- und Beamtenfamilien, die den Reiz einer schönen Naturlandschaft lieben, ihn suchen und finden“.

und berichtet weiter über die auf dem Plateau des Teltow vorgenommenen Bestimmungen der Höhe, und zwar 1824 beim „Balcon“ des Försterhauses Pichelsberg, 1827 dasselbe, zugleich mit dem Wasserspiegel der Havel, dem Havel-Ufer am Wege nach Ruhleben, dem Brunnen beim Wirtshause und dem Erdgeschoß des Wirtshauses selbst.

Die Ausflüglerdichte zu Ende der 1850er Jahre zeigt Morins<sup>47)</sup> Wanderführer (1860):

„Pichelsberge, die, 1½ Meile von Berlin, bei dem Fischerdorf Pichelsdorf, unweit Spandau gelegen, sind waldige, zum Theil vom Wasser der Havel umgebene Anhöhen, mit angenehmen Spaziergängen und einem Wirtshause. Dabei der Pichelswerder, eine Havelinsel. Vielbesuchter Vergnügungsort.“

Auch M. Reichard empfiehlt in seinem Reisehandbuch „Le voyageur en Allemagne et en Suisse“ (1855, 16. Aufl. S. 155) unter Promenades et environs: Pichelsberg et Pichelswerder avec quelques jolies collines que les Berlinoises appellent leurs montagnes; on y va par la porte de Brandebourg.

Etwa für die 1860er Jahre notiert auch Agathe Nalliruthenberg<sup>48)</sup>:



Peter Ludwig Lütke: Der Pichelswerder

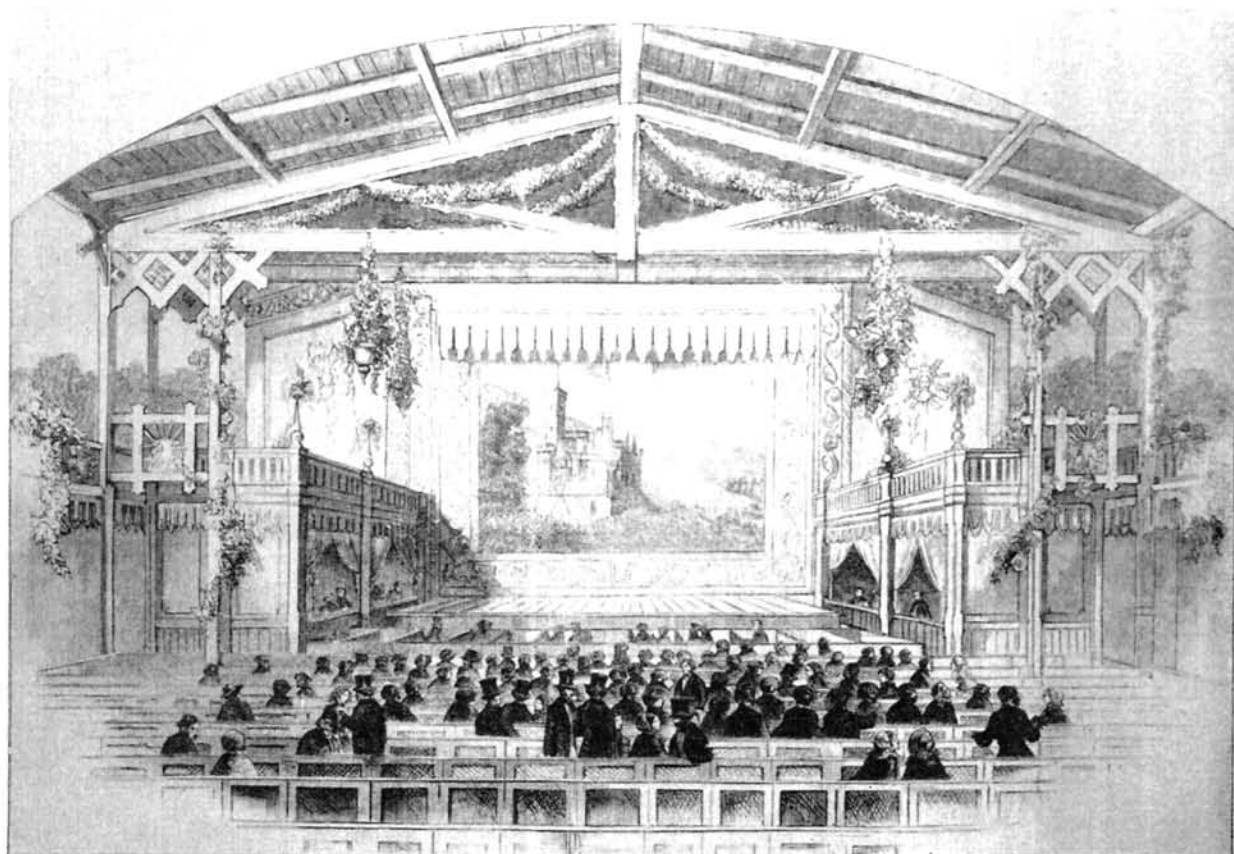
(Schloß Pfaueninsel, Otaheitisches Kabinett - 1795)

Aufnahme: Walter Steinkopf 1956



**Pichelsberg, und die Vestung Spandau bei Berlin**

Nach einem Kupferstich von F. W. Delkeskamp (um 1825)



**Neues Königstädtisches Sommer-Theater**

Eröffnung: 11. 5. 1856

(Wallners Sommer-Theater im Bouchéschen Blumengarten)

„Draußen in Pichelsberg wurde dann das Mittagmahl eingenommen, das meine Mutter aus den mitgebrachten Vorräten in der Küche des Bauernhauses meist selbst bereitete und das unter den schattigen Bäumen im Garten, an rohgezimmerten Holztischen sitzend, prächtig schmeckte.“

Am 21. Januar 1873 verkaufte Daubner († 1877) für 79 000 Taler die Besitzung Pichelsberg an den Gastwirt und Rentier Conrad Ferdinand Bernhard Herold und den Rentier Julius Theodor Ferdinand Boerner, die nun fast 40 Jahre lang Besitzer dieser Stätte waren. Am 30. Januar 1875 wurde von dem Grundstück, das damals zum „Gutsbezirk Spandauer Forst“ gehörte, das für das Amt Spandau eingetragene Hutungsrecht für 10 Taler abgelöst<sup>10a)</sup>. Als Gaststätte wurde damals schon nicht mehr die „alte Försterei“, sondern das auf halber Höhe gelegene Restaurant „Reichsgarten“, Havelchaussee 4, benutzt. Aloys Hennes<sup>4b)</sup> schrieb 1879:

„... man erreicht dann zunächst den Reichsgarten von Michaelis. Neben dem Restaurant liegt eine hübsche Villa mit einem Aussichtsturm, der zugänglich ist, weil Villa u. Restaurant als Grundstücke einem gemeinsamen Besitzer gehören.“

Am Ufer des Stößensees selbst entstand später der „Kaisergarten“, und Ende der 1890er Jahre errichtete Conrad Herold hier das „Seeschloß“. 1898 hatte er auf einer Auktion die Mohnhauptschen Glasmalereien erworben, früher im Besitz des Erbprinzen Bernhard von Meiningen; sie stellen den Meininger Stammbaum in rund 60 Einzelbildnissen dar, beginnend mit Wedekind dem Großen († 807) und endigend mit dem Kinderbild des Kronprinzen. Da Kaiser Wilhelm II. als Kronprinz dargestellt ist, sind die Glasgemälde um 1888 entstanden<sup>9)</sup>. Herold baute sie in die Fenster des Saales im „Seeschloß“ (nicht aber im Pavillon ein, wie mehrfach behauptet wurde); hier wurden sie 1945 durch Kriegseinwirkung vernichtet. Das Belvedere selbst benutzte Herold als Sommerwohnung, das 1907 noch die Gropiuschen Gemälde barg.

Die Grundbuchakten lassen erkennen, wie der alternde Conrad Herold 1890 mit der Verpfändung seiner Grundstücksanteile beginnt, diese immer stärker belastet werden, wie er 1899 von der A. Busse & Co. A. G. Berlin, ein Darlehen aufnimmt, es nach Herolds Tode 1913 zur Zwangsversteigerung kommt und der Besitz von der genannten Firma übernommen wird, sehr zum Schaden unseres Belvedere, aus dem damals die Gemälde und die Supraporten verschwanden. Die Busse-A.G. verkaufte am 23. Dezember 1920 einen Teil der Liegenschaften an die „Pichelsbergerhöhe Grundstücks-Gesellschaft mbH.“ zu Berlin, am 15. August 1921 den Teil mit Försterhaus, Pavillon und Reichsgarten an den Berliner Baumeister Friedrich Henssler<sup>10a)</sup>. Der neue Besitzer bemühte sich, den nun schon über 120jährigen Pavillon vor dem Verfall zu bewahren; noch 1930 wurden schadhafte Holzsäulen ersetzt und ständig andere Instandsetzungen vorgenommen.

In jenen Jahren war die Gegend dem Ausflugsverkehr noch stärker erschlossen worden, die S-Bahn-Strecke Westkreuz—Spandau erhielt sogar den Bahnhof „Pichelsberg“. der Pavillon aber führte ein Schattendasein. Arno Hach sprach einmal von einem „wahren Dornröschchen-Idyll“. Um 1925 wies Sternau<sup>17)</sup> und (vor 1933) der Wanderführer „Spandau in der Hand“<sup>50)</sup> auf den drohenden Verfall hin. Die 1934 ausgesprochenen Warnungen Voigts<sup>9)</sup> lese man in seinem Aufsatz nach!

Im Jahre 1936 versuchte die Stadt Berlin, durch Tausch gegen städtischen Grundbesitz Eigentümerin des Pavillons zu werden, doch scheiterten die Verhandlungen. weil der Eigentümer, Direktor Henssler, die historische Stätte selbst behalten wollte.

Beaufsichtigt wurde der Pavillon von dem im alten Forsthaus wohnenden „alten Kobel“, der 1939 den Schreiber dieser Zeilen bei seinem ersten Besuch über die Besitzverhältnisse unterrichtete.

Vor 1939 hatte Torge<sup>18)</sup> den Wunsch geäußert, „mit Rücksicht auf das nahe Reichssportfeld“ den Pavillon als

Erbe der Vergangenheit zu erhalten, und damit schon die Gefahr angedeutet, die dem kleinen Bau von höherer Stelle drohte: im Rahmen der Planung einer „Hochschulstadt“ sollte westlich der Havel eine „Wohnstadt“ entstehen, der Pichelswerder — der erst im Februar 1935 endlich zum Naturschutzgebiet erklärt worden war — sollte bebaut und auch die Pichelsberge — als dem „Reichssportfeld“ benachbart gelegen — zur Bebauung mit eingezogen werden. Unser Pavillon sollte daher am 1. Februar 1940 (der Termin stand schon fest) — abgerissen werden. Schon 1936 hatte der Spandauer Architekt Kuno Becker vorsichtig versucht, das Gelände der Bedrohung durch das sich nähernde Reichssportfeld durch eine Verstärkung des Naturschutzes zu entziehen. Durch den Kriegsausbruch 1939 waren die Bau-Pläne „zurückgestellt“ worden, aber die ganze Planung bewirkte, daß auf dem „vom Speer getroffenen“ Gebiet keinerlei Veränderungen mehr vorgenommen werden durften. Als Schreiber dieser Zeilen sich um 1940 an den Konservator von Berlin mit der Bitte um Erhaltung des Pavillons auf dem Pichelsberg wandte, antwortete Oberbaudirektor Peschke, dieser sei auffällig, nicht mehr instandzusetzen und falle außerdem in den „Bereich“ der geplanten Hochschulstadt.

Bis Oktober 1939 hatte der benachbarte „Reichsgarten“ (seit Oktober 1918 Leitung Robert Leidolph) seine Pforten offen gehalten. Der Anbau des Gasthauses wurde bei Luftangriffen auf die Heerstraßenbrücke im November 1943 zerstört, das Dach des Pavillons beschädigt und der Südteil der „Försterei“ so mitgenommen, daß der alte Kobel nur noch die nördlichen Räume bewohnen konnte. Im Park wurden alte Kastanien entwurzelt.

Seit dem Tode von Baumeister Friedrich Henssler (1940) ist das Grundstück Eigentum seiner Witwe, Frau Alma Henssler, und wird von ihrem Schwiegersohn, Herrn Horst von Abercron, verwaltet, der dreimal das Dach des Pavillons wieder eindecken ließ, um das historische Bauwerk zu erhalten, doch schrieb ein Artikel vom Dezember 1944 mit Recht:

„Heute grinst die Verwilderung um den Säulenbau, und im Innern erinnert der Verfall an die Vergänglichkeit alles Irdischen.“

Im Kampf um Berlin wurde das „Seeschloß“ geplündert, der Saal mit den Mohnhauptschen Glasgemälden zerstört. Mit dem Tode des alten Kobel hörte jede wirkliche Aufsicht über das Anwesen auf. Bevor der runde Kachelofen aus dem 18. Jhdt., wie geplant, ins Märkische Museum übergeführt werden konnte, hatten ihn Einbrecher zerstört. Im Pavillon selbst Türbeschläge und Wasserleitung ausgebaut und die aus den 1850er Jahren stammende eiserne Gartenlaube im Ganzen entfernt. Zur Dachreparatur fehlten nach dem Kriege ca. 500 Ziegel, und Konservator Prof. Schepher und der Direktor des Märkischen Museums, Dr. Stengel, befürworteten lange vergeblich die Anträge des Besitzers um eine Zuteilung.

Wiederum wandte die Landesgeschichtliche Vereinigung ihr Interesse dem Pavillon zu, und im September 1947 hielt der 1. Vorsitzende, M. Henning, hier einen Vortrag, über den unser Mitglied Franz Rohrmoser im „Kurier“<sup>51)</sup> berichtete. Auch Neuhaus (1950) und Starke<sup>52)</sup> (1953) setzten sich für den Wiederaufbau ein. 1952 war die „alte Försterei“ eingestürzt und abgetragen worden, wobei auch der interessante schräge Rauchfang vernichtet wurde. Beim Pavillon selbst hatte Konservator Prof. Schepher festgestellt, daß alle Holzteile unter Wurmfraß leiden und völlig ersetzt werden müßten. Die dazu notwendigen Mittel (30 000 DM) fehlen jedoch.

Eine weitere Gefahr droht dem Grundstück selbst: die gemischten kiesigen Formationen des Pichelsberges veranlassen den Abbau durch eine Kiesgrube, die sich von der alten „Ausspannung Pichelsberg“ am Südfuß des Berges in diesen eingefressen und — parallel zur Glockenturmstraße — ein tiefes, bis auf das Niveau der



Havelhaussee reichendes Tal eingeschnitten hat. Dem Eigentümer des Pavillons, der seit über zwanzig Jahren die erheblichen laufenden Abgaben und die Instandsetzungskosten trägt, von dem historischen Bauwerk aber keinerlei Nutzen hat, wurden schon Angebote vorgelegt, bei deren Verwirklichung der ganze Berg mit dem Pavillon abgetragen worden wäre.

Inzwischen wurden die Pläne zurückgestellt, die Stätte zu einem kulturellen Treffpunkt auszugestalten, den Bau dadurch zu erhalten und zugänglicher zu machen. Die Baumbestände des Parks — Akazien und Fliederbüsche — sollten durchforstet und zur Havel hin mit Durchblicken versehen, an Stelle der abgebrochenen „Forsterei“ ein kleiner Freiplatz angelegt werden, von dem aus man auf der noch erhaltenen Steintreppe, die zugleich mit dem Pavillon entstand, in den Garten absteigen kann.

Die Landesgeschichtliche Vereinigung unternahm im Sommer 1951 eine zweite Wanderung zum „Spukhaus“, diesmal bei Mondschein, auf der Martin Henning Erläuterungen gab und über die inzwischen vom Eigentümer durchgeführten Dachinstandsetzungen freudig überrascht war. Die Vereinigung besuchte am 1. August 1954 erneut die Stätte, wo Gerhard Küchler und der Berichterstatter über die Geschichte der Örtlichkeit sprachen. — Die Vereinigung setzte sich gleichzeitig durch die Erwähnung des Baues im Baedeker<sup>53)</sup> von Berlin durch eine treffende (inzwischen freilich überholte) Schilderung für das „Spukhaus“ ein.

Nachdem das „Seeschloß“ als Restaurant eingegangen und seit April 1953 als Flüchtlingsheim verwendet worden war, wurde es 1954 Besitz des UFA-Studios, das (Ende Oktober 1954) vorübergehend Bauten für einen Film errichtete. Der Plan, die Kiesgrube, die einen groben Eingriff in die urtümliche Landschaft der alten Pichelsberge darstellt, durch Trümmerschutt wieder zuzuschütten, ist bis 1956 noch nicht durchgeführt worden.

Inzwischen schritten vorsätzliche Sachbeschädigungen am Pavillon, der Verfall des Gebäudes und die Verwahrlosung des Parkes bedenklich fort, wie insbesondere in dem Bericht unseres Mitgliedes Dr. Peter Klein an den Konservator vom 12. April 1955 festgehalten wurde. Am selben Tage wurde in der Sitzung der Arbeitsgemeinschaft für Landschaftsschutz und Landschaftsgestaltung ebenfalls vorgeschlagen, den Bau vor weiterer Zerstörung zu schützen, und am 21. April 1955 übergab Martin Henning dem Leiter der Arbeitsgemeinschaft, Prof. Allinger, eine Denkschrift, die die architektur-

kunst- und heimatkundliche Bedeutung dieses letzten erhaltenen Gartenpavillons auf dem Boden unserer Stadt mit seinen vielfachen Verflechtungen zum geistigen Leben Berlins nochmal zusammenfaßte. Doch auch dieser Versuch, Wiederherstellung des Baues als Festgabe zum 250jährigen Jubiläum von Charlottenburg zu gestalten, war vergeblich. Er erhielt lediglich die verdiente Erwähnung im Verzeichnis der unter Denkmalschutz stehenden Bauwerke des Bezirks<sup>54)</sup>.

Im Januar 1956 schrieb die Berliner „Morgenpost“<sup>54)</sup> in dem Artikel „Pavillon mit Geheimgasse — Historisches Gebäude in Pichelsberg verschwindet“:

„Ob unter Denkmalschutz oder nicht — viele historischen Bauwerke, die den Berlinern ans Herz gewachsen sind, verschwinden. Das Jagdschloß Dreilinden, die Borsig-Loggia im Tiergarten wurden abgerissen. Und jetzt droht dem historischen Pavillon in Pichelsberg das gleiche Schicksal. Etwa 30 000 Mark wären nötig, um dieses Kulturdenkmal zu erhalten. Das Geld ist jedoch nicht zu beschaffen. Und so wird der Pavillon wohl weichen müssen, weil die Besitzer der nahegelegenen Kiesgruben Anspruch auf das Gelände an der Heerstraße erheben.“

Ähnlich setzte sich der „Telegraf“ Ende Januar 1956<sup>55)</sup> für die Erhaltung des Bauwerks ein.

Inzwischen sind (Juni 1956) in das weder eingezäunte noch bewachte Grundstück häufig Unbefugte eingedrungen, haben das Aussichtstürmchen erklettert und Dachschäden verursacht, so daß nimmehr ein Teil der östlichen Dachkonstruktion heruntergebrochen ist. Von den vierzehn Holzsäulen stehen nur noch acht, während die übrigen von fremder Hand umgestoßen worden sind. Sollten Mittel für die völlige Instandsetzung beschafft werden, so müßte gleichzeitig für eine ständige Aufsicht über das neuerstellte, einsam gelegene Bauwerk gesorgt sein. Eine Lösung besteht hier in dem Plan des Grundeigentümers, das ganze Gelände mit ständig bewohnten Landhäusern zu bebauen, so daß der sie auf der Höhe überragende Pavillon dann von diesen umgeben und damit zugleich geschützt wird.

Sollten aber diese Vorhaben nicht durchführbar sein und unsere vorstehenden Ausführungen den Schwanengesang für das kleine Havel-Belvedere von 1798 bedeuten, dann bleibt dem Heimatfreund als letzte Pflicht, die darüber gesammelten Daten wenigstens schriftlich festzuhalten.

Viele Hinweise und freundliche Unterstützungen bei meinen Untersuchungen verdanke ich Frau Ingeborg Kolb und den Herren Dr. Faden, Goeritz, Henning, Dr. Klein, Küchler, Ludewig, Pomplun und Sasse.

#### Benutztes Schrifttum:

1) Bruno Stephan, 700 Jahre Wedding, S. 26 und Abb. S. 32. — 1a) Friedrich Nicolai, Beschreibung der Kgl. Residenzstädte Berlin und Potsdam, 1779, S. 37, XLV, II S. 701. — 2) Johannes Sievers, Karl Friedrich Schinkel, Lebenswerk, Bauten für die Prinzen August, Friedrich und Albrecht von Preußen, Ein Beitrag zur Geschichte der Wilhelmstraße, Bln. 1954, S. 55 f., Abb. Nr. 53. — 3) Rudolf Herz, Berliner Barock, Bln. 1928. — 4) Mitteilungen d. Ver. f. Gesch. Berlins, 1889, S. 15, Vortrag von Dr. Hertwig vom 27. Okt. 1888, und: Berlinische Blätter für Geschichte u. Heimatkunde, Nr. 13, 1. Jg., 15. August 1934, S. 151 f. — 5) Nicolai, Beschreibung d. Kgl. Residenzstädte Berlin u. Potsdam, Bln. 1779, S. 705. — 6) Bericht des Administrators Salbach von 1818 aus: Roland Kupper, Das von Röhdische Legaten-Haus, Geschichte eines alten Preußen Hauses, Potsdam 1928. — 7) Julius Rodenberg, Unter den Linden, Berlin 1888, S. 80. — 8) Stahlstich von Steifensand in: Julius Eduard Hitzig, Leben und Briefe von Adalbert von Chamisso, Lzg. 1839 I. (Titelbild). — 9) Chr. Voigt, Von den Pichelsbergen und ihrem verwunschenen Schloßchen, Teiltower Kreiskalender, 31. Jg., 1934, S. 49—53. — 10) Jahrbücher der preuß. Monarchie, Jg. 1799, 3. Bd., S. 36—44, und: „Pichelswerder im Jahre 1799“, Berlinische Blätter f. G. u. H., Jg. 3 — 1936, Heft 5, S. 100—105. — 10a) Amtsgericht Charlottenburg, Grundbuchamt, Grundakten, Berlin-Heerstraße, Band 7, Blatt Nr. 197, und Grunewald-Forst, Band 1, Blatt Nr. 7—8. Voigts Versuch einer lückenlosen Darstellung der Grundbesitzverhältnisse war schon 1934 nicht möglich, weil fortgesetzte Absplittierungen des Grundstücks zu immer neuen Abzweigungen des Grundbuches geführt hatten. Die Wiederaufnahme der Ermittlungen (1956) führte zu demselben Ergebnis: Die Grundbücher vor 1870 lassen sich nicht erfassen. Auch bei der Baupolizei Charlottenburg sind keine Unterlagen angelegt. — 10b) Brandenburg, Monatsblatt der Gesellschaft für Heimatkunde der Prov. Brdgb., 16. Jg. 1907—08, S. 15 ff., 257 ff., 265, 467. — 11) F. W. A. Bratring, Stat.-topogr. Beschreibung der gesamten Mark Brdgb., II Bln. 1805, S. 120. — 12) Wilhelm Gundlach, Geschichte der Stadt Charlottenburg, Bln. 1905 I, S. 241, Kapitel „Berliner Vergnügungen, Sittlichkeit“. — 12a) Jean Paul, Ein Lebensroman in Briefen, Eben-

hausen bei München 1925. — 13) L. Geiger, Museen und Grazien in der Mark, Bln. 1889, S. 29. — s. a. MBl. d. Touristen-Klub f. d. M. Brdgb., 12. Jg. 1903, S. 16 f. — 14) Hermann Berdrow, Der Grunewald, Bln. 1902, S. 40, 47. — 15) Verwaltung der Staatl. Schlösser u. Gärten, Die Pfaueninsel, 2. Aufl. Berlin 1940, S. 13. — Thieme-Becker, Allg. Lexikon der bild. Künstler, Bd. 23 (1929), S. 452. — 17) Ludwig Sternau, Märkischer Bilderbogen, Idyll am Stößensee, Bln. (o. J.), S. 63—67, s. a. ders., Es spukt am Stößensee, Der einsame Pavillon auf dem Prinzenberg, Berliner Lokal-Anzeiger, 29. November 1932 (Nachweis durch 23). — 18) Paul Torge, Rings um die alten Mauern Berlins, Historische Spaziergänge durch die Vororte der Reichshauptstadt, Bln. 1939, S. 9 f., 54 f. — 19) Bertold Adolf Haase-Faulenorth, Gräfin Lichtenau — Ein Schicksal zwischen den Zeiten, Bln. 1934, S. 103 ff. — 20) Franz Henning, Monatsbil. d. Touristenklubs 16. Jg. 1907, S. 32 ff. — Monatsbil. d. Brandenburgia, 1907—08, S. 258 ff. — 21) Karl Ernst Rimbach, 250 Jahre Charlottenburg, Festschrift aus Anlaß des Stadtjubiläums 1955. — 22) Artikel Dehne, Thieme-Becker, a.a.O. 1913. — 23) A. Krüger, Chronik der Stadt u. Festung Spandau, Sp. 1867, S. 205. — 24) Artikel Delkeskamp, Thieme-Becker, a.a.O. IX, 1913, S. 23 f. — 25) Werner Kiewitz, Berlin in der graphischen Darstellung, Handbuch zur Ansichtskunde Berlins, 1937. — 26) Artikel Forst, Thieme-Becker, a.a.O. 12, 1916, S. 221. — 27) Artikel Laer, Thieme-Becker (22) 1928, S. 195. — 28) Artikel Stademann, Thieme-Becker (31) 1937, S. 434. — 29) Lithographie u. Druck A. Sala, Bln. Heimatmuseum Spandau u. Archiv Albert Ludewig. — 30) 1. Neuerwerbsbericht des Märkischen Museums, Bln. von 1925 bis Juni 1926, S. 14. — 31) Katalog Nr. 8848, Erworben 1915. — 32) Artikel Oppler, Thieme-Becker (26) 1932, S. 34. — 33) Hermann Schmitz, Schloß Freienwalde, Bln. 1927, S. 17. — Rudolf Schmidt-Eberswalde, Schloß Freienwalde, Oberbarnimer Kreiskalender, 17. Jg. 1928, S. 88 f. — 34) Gräfin Sophie Schwerin, Vor hundert Jahren, 1909, S. 151. — 35) F. Wolter, W. Sommer und E. Klose, Spaziergänge im Grunewald, Bln. 1937. — 36) Hans-Herbert Basdorf, Die Weiße Frau hat keinen Raum mehr zum Spuken — Die Neue Zeitung, Die Berliner Seite Nr. 88, Sonntag, 13. April 1952. — 37) Der Bär, Jb. d. Ver. f. d. Gesch. Berlins



1955, S. 99. — <sup>38)</sup> Aloys Hennes, 200 Ausflüge in die Umgegend von Berlin, 20. Aufl. neu bearb. von Reinhold Heere, Bln. (vor 1900). — <sup>39)</sup> Fontanes Führer durch die Umgegend Berlins 4. Teil, S. 38. — <sup>40)</sup> Georg Eschenbach, Die Havel, unser Heimatfluß, Heimatgeschichte in Wort und Bild, Hrsg. vom Verlag der Spandauer Ztg., nach 1937. — <sup>41)</sup> Max Lenz, a.a.O. 2. Bd. 1. Hälfte, Halle 1910 S. 53 ff, 71. Kapitel: Ministerium Altenstein, Reaktion, 2. Bd. 2. Hälfte: 1918, S. 386, 414, 425, 432, 439, 451, 454, 481, 506, 509. — <sup>42)</sup> Lili Parthey, Tagebücher aus der Berliner Biedermeierzeit, Hrsg. von Bernhard Lepsius, Bln.-Lzg. 1926, S. 100 f. — <sup>43)</sup> Hermann Kügler, Madame du Titre, eine fröhliche Berlinerin aus Biedermeiertagen, Ein Beitrag zur Volkskunde Berlins, Berlinische Blätter f. Gesch. u. Heimatkunde, Jg. 3 1936, S. 75. — <sup>44)</sup> L. Frhr. v. v. Zedlitz, Neuestes Conversations-Handbuch für Berlin u. Potsdam ..., Bln. 1834, S. 787. — <sup>45)</sup> Heinz Gebhardt, Glassbrenners Berlinisch, Schr. V. f. Gesch.

Berlins, Heft 54, 1933, S. 112, 116. — <sup>46)</sup> Heinrich Berghaus, Landbuch der Mark Brdgbg., Brdgbg. 1854. — <sup>47)</sup> Friedrich Morin, Berlin und Potsdam im Jahre 1860, Ein Taschenbuch für Fremde und Einheimische, Bln. (1860), S. 157 f. — <sup>48)</sup> Agathe Nalli-Ruthenberg, Das alte Berlin, Bln.-Friedenau (vor 1912), S. 115 ff. — <sup>49)</sup> Aloys Hennes, Hundert Nachmittags-Ausflüge in die Umgegend von Berlin, Bln. 1879, S. 71. — <sup>50)</sup> Spandau in der Hand, Führer durch Spandau, Gatow, Kladow usw., Bln.-Sp., vor 1933, S. 45. — <sup>51)</sup> Franz Rohrmoser, „Spukhaus“ am Stößensee, Der Kurier, Bln. Nr. 221 v. 22. September 1947. — <sup>52)</sup> Herbert Starke, Westberliner Wanderwege, 27 Vorschläge, Bln. 1953, S. 68. — <sup>53)</sup> Berlin. Reisehandbuch von Karl Baedeker, 22. Aufl., Hamburg 1954, S. 146. — <sup>54)</sup> Morgenpost, Nr. 9, Mittwoch, 11. Januar 1956. — <sup>55)</sup> b., Das Spukschlößchen soll weichen, Liebestempel vom Einsturz bedroht, Telegraf, Nr. 19/11, Sonntag, 22. Januar 1956, Ausgabe: Tiergarten-Charlottenburg, S. 17.

Hans Saring:

## Karl Friedrich von Beyme

(mit 6 Abb. im Text)

„Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte“, — diese Schiller-Worte würden sich als Motto für eine Beyme-Biographie eignen. Bemerkenswert ist, daß die ungünstigen Urteile der Zeitgenossen sich vornehmlich gegen den Kabinettsrat Beyme richten, nicht gegen den späteren Großkanzler. Mit diesen Urteilen wollte man also weniger die Person Beymes, als eine Institution treffen, die angeblich die Hauptschuld an dem Zusammenbruch Preußens trug.

Nach nationalen Katastrophen pflegt man immer Sündenböcke zu suchen, doch ist in derartig wirren Zeiten unter den niederschmetternden Eindrücken furchtbaren Geschehens der Blick für die Wirklichkeit meist getrübt, das Urteil nicht nur der Masse, sondern auch der handelnden Personen beeinträchtigt. Selten vermögen aus einer solchen Stimmung heraus geborene Wertungen einer kritischen objektiven Prüfung standzuhalten. So wollte man Haugwitz, Lombard und Beyme die Hauptschuld an der Katastrophe aufbürden, galten sie doch als die einflussreichsten Männer in der Staatsverwaltung. Sind sie aber wirklich die Alleinschuldigen? Es soll keineswegs bestritten werden, daß eine durch die Umstände verschuldete unglückliche Außenpolitik und ebenfalls die Mängel des preußischen Heeres den Zusammenbruch möglich machten. Für beides ist jedoch Beyme nicht verantwortlich zu machen, da er Kabinettsrat für innere Angelegenheiten, und zwar für die Dezernate Polizei, Finanzen, Justiz und Gnadensachen war. Den Vortrag in auswärtigen Angelegenheiten hatte der Geh. Kabinettsrat Lombard, in militärischen der Generaladjutant v. Köckritz. — Das preußische Kabinett, das seine Entstehung Friedrich Wilhelm I. verdankt, — eine Urkunde über die Einsetzung gibt es übrigens nicht, — hatte sich im allgemeinen gut bewährt. Die Geschäfte versah unter Friedrich Wilhelm I. ein Kabinettssekretär. Der erste Kabinettssekretär war der frühere Auditeur Creutz, zwar nur für die wenigen Wochen vom 25. Februar bis 4. März 1713, nach seiner Berufung in den Geh. Staatsrat. Ihm folgte Samuel v. Marschall. Seine Bestallung zum Hofrat datiert vom 22. Sept. 1713. Friedrich d. Gr. hatte früher einem ausgezeichneten Beamten namens Vockeroth den Titel Kabinettsrat verliehen, jedoch als Rat des Kabinettsministeriums, nicht des Königl. Kabinetts. Die Kabinettssekretäre erhielten bei ihrer Beförderung regelmäßig den Titel eines Geh. Kriegsrats.

Es lag in dem Umstand, daß sich die Tätigkeit der Kabinettsräte gewissermaßen unter den Augen des Königs abspielte, begründet, daß ihr Einfluß und Ansehen mit der Zeit wuchsen. Verständlich ist ferner, daß diese von den rangmäßig höher gestellten Ministern häufig als Sprachrohr zum König benutzten Männer sich ihres Einflusses bewußt wurden und ihn, nicht immer zum Vorteil des Staates, auszuwirken suchten. Dank ihrer engen Ver-

bundenheit mit dem Monarchen, dessen Mentalität ihnen vertraut war, vermochten sie andererseits viel Gutes zu stiften und Genehmigungen durchzusetzen, die der Ressortminister nicht sogleich erlangen konnte. Die größte Gefahr lag darin, daß eine strenge Abgrenzung der Kompetenzen für die Ministerien in ihrem Verhältnis zum König nicht bestand, so daß der König oder, was dasselbe ist, das Kabinett nach Belieben in alle Geschäftszweige eingreifen konnte. Der eigentliche Regent für alle inneren Angelegenheiten war tatsächlich Beyme. Dem König fehlten Zeit und Kenntnisse, um die Entscheidungen selbst zu treffen. Beyme hat einmal behauptet, und dies wohl mit einigem Recht, von Seiten des Kabinetts sei das wahrhaft Nützliche niemals gehindert, sondern vielmehr gefördert worden. Eine Institution, wie sie vor 150 Jahren bestand, läßt sich überhaupt nicht unter heutigen Gesichtspunkten beurteilen, sondern muß aus der historischen Situation heraus verstanden werden. Mit H. O. Meisner bin ich der Meinung, daß die Wurzel des Unheils darin lag, daß nicht mehr der Monarch die bürokratische Spitze eines im



Karl Friedrich Beyme

höchsten Grade vereinheitlichten Behördenaufbaus bildete, sondern das Büro, d. h. das Kabinett die Herrscherrolle übernahm, ein Zustand, wie er sich unter Friedrich Wilhelm III. tatsächlich herausgebildet hatte. Das Fehlen von Herrschereigenschaften ließ ihn in eine unbewußte Abhängigkeit von seinen Kabinettsräten geraten. Hinzu kam seine Scheu, einem großen Gremium zu präsidieren.

Die Kabinettsregierung hat sicher nicht den Zusammenbruch von 1806 verschuldet. Selbst wenn Stein seine Reformen vor 1806 durchgesetzt hätte, wäre er kaum geblieben. Auch die gewiß nicht glückliche Außenpolitik, die Haugwitz leitete, mußte nicht unbedingt nach Jena führen. Der Krieg mit Napoleon ließ sich mit diplomatischen Mitteln höchstens hinauszögern, entbrannt wäre er aber früher oder später doch. Ich möchte auch behaupten, daß im Oktober 1806 mit militärischen Mitteln die Katastrophe hätte verhütet werden können, Preußens Schlachtschwert war scharf, doch scharf. Die Mängel des Heeres hätten einen Sieg nicht geradezu unmöglich gemacht. Selten war eine Heeresleitung so vorzüglich über die Maßnahmen des Gegners unterrichtet wie damals die preußische. Nur durfte man nicht kostbare Tage in Weimar mit fruchtlosen Beratungen verstreichen lassen, sondern mußte mit schnellem Entschluß rasch handeln, bevor die französischen Heeresmärsche aus dem Thüringer Wald herausstraten. Den Zusammenbruch hat die preußische militärische Führung verschuldet. Außerte doch einmal Napoleon gesprächsweise: „Die preußischen Truppen sind gut, sehr gut. Sie haben nichts Tüchtiges geleistet? Warum? Weil es niemand verstand, sie anzuführen!“ Zu Ehren Beymes sei übrigens erwähnt, daß er auf die Mängel des preußischen Heeres in einer Denkschrift v. J. 1806 aufmerksam gemacht hat.

Was nun die preußische Außenpolitik betrifft, so bin ich der Meinung, daß man den Maßnahmen des damaligen Kabinettsministers Grafen Haugwitz vielfach eine gerechte Beurteilung versagt. Was in seinen Kräften lag, hat er getan, um in der Zeit der Revolutionskriege die preußischen Interessen zu wahren. Bei den Verhandlungen in Basel 1795 ist er auch sehr entschieden für die Reichseinheit eingetreten und hat sich später nie grundsätzlich einer gegen die französische Expansionspolitik gerichteten Koalition verschlossen. Wenn er mit seiner Empfehlung, Anschluß an Rußland und England zu suchen, beim König nicht durchdrang, so kann man ihm die nun folgende Schaukelpolitik nicht zur Last legen. Als die Franzosen 1802 Hannover zu besetzen drohten, kam ihnen Haugwitz zuvor. Auch die Neuordnung Deutschlands nach dem Lunéville-Frieden (1801) brachte Preußen einen beträchtlichen Territorialgewinn, der schließlich Haugwitz zu verdanken ist. Der erneute Ausbruch des Krieges zwischen Frankreich und England mußte auch die hannoversche Frage von neuem aufrollen. Da eine Invasion nicht möglich war, ließ Napoleon Hannover besetzen und forderte dadurch Preußen zum Handeln heraus. Haugwitz war auch diesmal nicht gewillt, Preußen die Rolle eines passiven Zuschauers spielen zu lassen, sondern sprach sich in der am 28. Mai 1803 in Körbelitz stattfindenden Besprechung für ein energisches Einschreiten gegen Frankreich aus, wurde jedoch vom König und dem Generaladjutanten v. Köckritz überstimmt. Der folgende Winter verging unter nutzlosen Verhandlungen mit Napoleon. Die letzte Hoffnung des Grafen Haugwitz als Leiter der auswärtigen Politik Preußens war eine am 3. April 1804 dem französischen Gesandten abgegebene Erklärung, daß Preußen ohne Grund keine feindseligen Schritte gegen Frankreich unternehmen werde. Er besaß keine Neigung mehr, sein schwieriges Amt länger zu bekleiden, da der König seine Ratschläge meist nicht berücksichtigte. Hardenberg, damals 54 Jahre alt, übernahm am 4. April 1804 vorübergehend das Ministerium und trat am 13. August 1804 endgültig an die Spitze des auswärtigen Departements. Früher hatte Hardenberg in freundschaftlichen Beziehungen zu Haugwitz, seinem damaligen Vorgesetzten, gestanden. Nachdem er selbst leitender Minister geworden war, wurde

das Verhältnis zwischen beiden merklich kühler, eine Tatsache, die ihren Grund wohl darin hat, daß der König, dem Haugwitz näher stand, sich häufig um Rat an ihn wandte.

So lagen die Dinge zu der Zeit, da Beyme Einfluß auf den Gang der Staatsgeschäfte gewann. Welchen Kreisen entstammte er, und wie gestaltete sich seine Laufbahn? Karl Friedrich Beyme erblickte am 10. Juli 1765 in Königsberg i. d. Neumark das Licht der Welt. Sein Vater, Gottfried Wilhelm B. war daselbst Regimentschirurg, er starb bereits 1770. Die Witwe, Charlotte Eleonore, Tochter des Perückenmachers und Stadthauptmanns zu Königsberg Nm., David Bauer, muß eine Frau mit großen pädagogischen Gaben gewesen sein; denn sie leitete die Erziehung Karl Friedrichs und des jüngeren Bruders Franz Friedrich mit großem Geschick. Von dem letzteren ist nur bekannt, daß er es später in Hamburg als Direktor der preußischen Holzkompagnie zu Wohlstand brachte. Er war mit einer geborenen Cornelsen vermählt. Die Mutter der Brüder Beyme maß dem aus Büchern zu Erlernenden nicht alleinigen Wert bei, sie richtete den Sinn der Söhne auch auf das Praktische, gleichsam als Ausgleich für die schulfreie Zeit. Nach Absolvierung der Schulen in Soldin und Königsberg Nm. setzte Karl Friedrich in der Frankeschen Stiftung in Halle die Vorbereitung auf das Universitätsstudium fort und ließ sich dann in Halle für die juristische Fakultät immatrikulieren. Anfangs mehr beeindruckt von historischen und philosophischen Vorlesungen, fesselte ihn schließlich Hugo Grotius, dessen Werke er mit Hingabe und zäher Energie durcharbeitete. Erst 19 Jahre alt, bestand er 1784 mit Glanz in Berlin die Referendarprüfung, von der er später sagte, sie sei ihm zu einseitig und zu wenig welttoffen vorgekommen. Am 10. Juli 1788 zum Kammergerichtsassessor ernannt, erfolgte bald darauf seine Ernennung zum Mitarbeiter an der Redaktion des Allgemeinen Gesetzbuches; sie stand unter der Leitung des damals hochangesehenen Geh. Justizrats und Mitglieds der Gesetzeskommission Heinrich Dietrich v. Grolman, des Vaters des später als Militärreformer so berühmten Karl Wilhelm Georg v. Grolman. Bald erging an den jungen Kammergerichtsassessor auch ein Ruf der Universität Halle als 2. Professor der Rechte mit Anwartschaft auf die Stelle als Direktor und Ordinarius der juristischen Fakultät. Er lehnte jedoch ab, offenbar fühlte er sich schon damals für die Verwaltungstätigkeit prädestiniert. Am 14. September 1791 wurde er Kammergerichtsrat, und im November des gleichen Jahres schloß er seine erste Ehe mit der Kammergerichtsratswitwe Charlotte Ernestine Schlechtendal, Tochter des Bürgermeisters und Landrats Salomon Meyer zu Kolberg. Kinder dieser Ehe waren Karl Ernst, geb. 1794, der aber nur 3½ Jahre alt wurde, und Charlotte Wilhelmine, geb. zu Berlin am 2. 11. 1792, vermählt in Steglitz 19. 10. 1814 mit dem königl. preuß. Landrat Karl v. Gerlach-Parsow (gest. Parsow 12. 4. 1860). Sie starb als Herrin auf Trienke, Drosedow, Steglitz, Dahlem, Schmargendorf und Ruhleben am 29. 10. 1870 in Parsow. Nach dem Tode seiner ersten Frau (17. 4. 1821) schloß Beyme am 25. 5. 1823 eine zweite Ehe mit der Witwe Anna Christiane v. Schultze geb. Frentzell aus Memel. Sie starb am 18. 8. 1835 zu Berlin. Ob diese beiden Ehen aus Neigung oder nach praktischen Gesichtspunkten geschlossen wurden, ist eine Frage, die den General v. Clausewitz zu der bissigen Bemerkung veranlaßte, Beyme habe ein paar Mal nach dem Gelde geheiratet. In einer Charakteristik Beymes gibt aber Clausewitz ehrlicher Weise zu, daß Beyme „im Augenblick der größten Unfälle immer die meiste Fassung gezeigt und nach dem Frieden von Tilsit sich als kräftiger Förderer der Wiedergeburt und der neuen Einrichtungen bewiesen habe, was unter den Geschäftsleuten der alten Zeit selten war“. Beymes Ehen jedoch fanden auch in Stein einen harten Kritiker; denn er spricht in seiner Denkschrift vom 27. 4. 1806 von der „gemeinen Aufgeblasenheit seiner Frau“. Es kann nur Beymes erste Frau gemeint sein. Inwieweit solche Äußerungen berechtigt waren, mag dahingestellt bleiben. Wenn man aber einem im öffentlichen Leben stehenden Manne die Ehen mit Witwen verübelte, um wieviel mehr wäre

dann Hardenberg zu tadeln gewesen wegen seiner Ehen mit geschiedenen Frauen, ganz zu schweigen mit dessen erster Ehe mit der jungen Gräfin Reventlow, die man wirklich nicht als mustergültig bezeichnen konnte.

Die Tatsache, daß Beyme sich schon in jungen Jahren durch besondere Leistungen weit über seine Kollegen erhob und die Aufmerksamkeit der leitenden Persönlichkeiten auf sich lenkte, ließ auch gerade ihn geeignet erscheinen, dem damaligen Kronprinzen bei seinen Besuchen auf dem Kammergericht instruktive Vorträge zu halten, die auf den Thronfolger eine starke und nachhaltige Wirkung ausgeübt haben müssen. Denn bald nach seiner Thronbesteigung ernannte er am 21. 2. 1798 Karl Friedrich Beyme zum Geh. Kabinettsrat. Bezeichnend für die Wertschätzung des jungen Königs war, daß er nach Eröffnung des Prozesses gegen die Gräfin Lichtenau neben dem Chef des Obertribunals Frhrn. v. der Reck und dem Vizepräsidenten des Kammergerichts Friedrich Leopold Kirchheisen auch Beyme als Richter bestimmte. Vornehmlich ihm hat die Gräfin zu danken, daß keine Rechtsbeugung erfolgte und sie nicht einem Machtwort des Königs zum Opfer fiel.



Friedrich Leopold von Kirchheisen

(L. Buchhorn fecit)

Friedrich Wilhelm III. war sich der Übelstände aus der Regierungszeit seines Vaters wohl bewußt, doch ist es zu durchgreifenden Maßnahmen nicht gekommen. Der bestehende Staatsrat war kein wirksames Glied des staatlichen Organismus. Wichtige Fragen der auswärtigen Politik wurden auch nicht dem Staatsrat vorgelegt, vielmehr berief man für den einzelnen Fall Konferenzen, bei denen Zeit, Anzahl und Auswahl der Teilnehmer von den Umständen und dem Belieben des Königs abhingen. Nur im Departement für auswärtige Angelegenheiten hatte sich seine andauernde kollegiale Tätigkeit erhalten, bis 1801 Haugwitz der alleinige Inhaber wurde. Aber im Generaldirektorium war die kollegiale Tätigkeit mehr und mehr außer Übung gekommen. Es fand zwar, so lange Graf v. der Schulenburg-Kehnert Kabinettsminister war, unter dessen Vorsitz wöchentlich eine gemeinschaftliche Sitzung der Minister statt. Doch war Schulenburg nicht der Mann, diesen Sitzungen eine entscheidende Bedeutung zu geben. Der Zentralpunkt blieb doch wieder der König und das Kabinett. Hätte man dabei nur den Grundsatz befolgt, der bei der Thronbesteigung wiederholt zum Ausdruck kam: der König solle nur die allgemeinen Anordnungen seiner Prüfung unterziehen, dagegen die Details den Behörden überlassen. Dazu kam es aber nicht, weil der König in seiner unmittelbaren Umgebung zu starke Persönlichkeiten, insbesondere zu übereifrige Männer hatte. Als Beyme in das Kabinett eintrat, stand der Geh. Kabinettsrat Menckens, dessen Tochter bekanntlich die Mutter Bismarcks wurde, in hohem Ansehen. Er war eine starke und eigenwillige Persönlichkeit, aber leider blieb er nur Theoretiker, praktische Erfolge, z. B. die von ihm entworfene Kabinettsordr., die sich gegen die Beamenschaft wandte, blieben aus. Menckens starb bereits 1801, noch nicht 50jährig. Die Trauer um ihn war allgemein, doch ist es nicht ausgeschlossen, daß sich bei längerem Leben und Wirken das Urteil über ihn gewandelt hätte. Er wäre sonst gleich Beyme, den er selber hoch schätzte, in eine schwierige Lage gekommen. Wie die Dinge aber einmal tatsächlich liegen, geht die Schätzung von Beymes Person unter widersprechendem Urteil fast verloren, während Menckens Ruhm makellos strahlt.

Beim Eintreten Beymes in das Kabinett fand er vor die Geh. Kabinettssekretäre Johann Friedrich Ludwig Wilhelm Niethe, Jean Coulon, Louis Allonchery und Carl Villaume. Diese Männer sind nicht als Subalterne, wie etwa die heutigen Sekretäre, anzusehen, vielmehr müssen sie als akademisch Gebildete etwa den heutigen Regierungsräten gleichgesetzt werden. Sein späterer Kollege Lombard, der schon unter Friedrich d. Gr. in der Kabinettskanzlei angestellt war, befand sich 1798 noch nicht im Kabinett, erst 1800 wurde er Geh. Kabinettsrat für die auswärtigen Angelegenheiten. Wenn man sich das Urteil Steins über Lombard in seiner Denkschrift gegen die Kabinettsregierung zu eigen machte, fände man keine Erklärung für das Verhalten des Königs, der sich bis zuletzt schützend vor diesen Mann gestellt hat. Gerade dieser König, der so

sehr auf Sittenreinheit hielt, sollte eine Persönlichkeit in seiner nächsten Umgebung geduldet haben, der Stein Teilnahme an den Orgien der Rietzschens Familie vorwirft, die er einen physisch und moralisch verderbten Roué nennt? Hier steigen einem doch Zweifel an der Objektivität der Steinschen Behauptungen auf. Und sie verstärken sich noch, wenn man in der Steinschen Charakteristik den Satz liest: „Seine (Lombards) Kenntnisse schränken sich auf französische Schöngesteirerei ein, die ernsthaften Wissenschaften haben diesen frivolen Menschen nie beschäftigt...“ Wenn dem so wäre, hätte wohl ein so hochgebildeter Mann wie der Minister v. Hertzberg den Ossian-Übersetzer Lombard kaum 1792 zum Mitglied der Akademie vorgeschlagen. Lombards Aufnahme erfolgte zwar erst unter Friedrich Wilhelm III., wobei wohl die Übersetzung des 4. Buches der Virgilschen Äneis ins Französische den Anlaß gab.

Ob Lombard wirklich so maßgeblichen Einfluß auf die Außenpolitik nehmen konnte, und der Berliner Pöbel Recht hatte, als er ihn nach Jena insultierte und zur Flucht nach Stettin zwang, ist zumindest sehr fraglich. Lombard selbst behauptet jedenfalls, sein Einfluß sei geringer gewesen als der Beymes, weil der Minister des Auswärtigen mehr als alle anderen Minister persönlich mit dem König verkehrt habe. In Stettin wurde der unglückliche Mann auf Befehl der Königin Luise, die durch Stein und den Prinzen Louis Ferdinand schon lange stark gegen Lombard beeinflusst war, verhaftet. Als der König hiervon erfuhr, ordnete er sofort die Freilassung Lombards an und machte den Stettiner Magistrat für die persönliche Sicherheit seines Kabinettsrats verantwortlich.

Eine dritte Persönlichkeit, die Beyme bei seinem Eintritt in das Kabinett vorfand, war der Generalmajor Karl Leopold v. Köckritz. Er hatte den Vortrag in militärischen Angelegenheiten. Nach den zeitgenössischen Darstellungen ist an ihm eigentlich nur zu loben, daß er ein ehrlicher, aufrichtiger und jederzeit hilfsbereiter Mensch war. Militärisch war er eine Null, Paradesoldat und immer tadellos angezogen. Doch der Krieg war Köckritz ein Greuel, weil er ihm die Behaglichkeit raubte, die seinem phlegmatischen Temperament ein Lebensbedürfnis war. So erzählte man sich, daß er nach der unglücklichen Schlacht

von Auerstedt seine Ruhe schnell wiedergewann, als er, aus dem Wirrwarr der Flucht gerettet, sich bei einem Putenbraten erholen konnte. Auch andere Freuden des Daseins wußte der behäbige Junggeselle zu schätzen: er rauchte leidenschaftlich, betrachtete seine Whistpartie als notwendige Zerstreuung und interessierte sich etwas allzu reichlich für die Neuigkeiten des Hofes. Daß dieser hausbackene Biedermann in einer so verantwortungsvollen Stellung gänzlich fehl am Platze war, an ihm gemessen Beyme und Lombard als Größen bezeichnet werden müssen, unterliegt wohl keinem Zweifel. Der König hat wohl selbst erkannt, daß Köckritz für seinen Posten nicht paßte und 1801 seine anderweitige Verwendung veranlaßt. An seine Stelle trat der Generaladjutant v. Zastrow, bis es der Königin Luise 1806 gelang, den ihr sympathischen Mann wieder ins Kabinett zu bringen.

Beymes Tätigkeit im Kabinett erwies sich von Beginn an als durchaus fruchtbar. Verschiedene Reformen im Strafrecht sind ihm zuzuschreiben, die von humanem Geist zeugen: gewaltsame Erpressung von Geständnissen wurde verboten, Kindesmörderinnen, bisher dem Tode verfallen, wurden milder bestraft. Auf Beymes Anregung wurde auch versuchsweise die Deportation rückfälliger und durch Strafen nicht zu bessernder Verbrecher nach Sibirien eingeführt und dieserhalb ein Abkommen mit der russischen Regierung getroffen. Im Juni 1802 ging der erste Transport von Pillau ab, der dann in Narwa von den Russen übernommen wurde. Von früh an war Beyme — wie bereits erwähnt — durch seine praktische Mutter angehalten worden, die Stätten der Handwerker aufzusuchen und auf ihre Verrichtungen und Arbeiten zu achten. So kannte er das Leben des kleinen Mannes aus eigener Anschauung, und er konnte überall an Jugenderfahrungen anknüpfen, wenn er nun mit Männern wie Kunth, dem Erzieher der beiden Humboldts und Schützling des Staatsministers und Chefs des Akzise- und Zolldepartements Karl Gustav v. Struensee, oder im Umgang mit dem Minister Friedrich Leopold Frhr. v. Schrötter den Ideen nachhing, die sich auf eine freiere Ausgestaltung des Gewerbes, des Handwerks, des Handels und Verkehrs bezogen. Beyme vertrat auch die Aufhebung der Erbuntertänigkeit, ein Problem übrigens, mit dem sich der König bereits als Kronprinz beschäftigt hatte. Beymes Arbeitsgebiet nahm nach Menckens Abgang den doppelten Umfang an. Es war nicht nur die Justiz, nach und nach fielen ihm fast alle Zweige der inneren Verwaltung zu. Bei seiner großen Arbeitskraft, regem Eifer und vielseitigen Interessen lag natürlich die Gefahr nahe, daß seine Tätigkeit mehr in die Breite als in die Tiefe ausgedehnt wurde. Die Berichte der Minister an den König und dessen Entscheidungen gingen durch Beymes Hand; er hatte die amtliche Pflicht, dem König zu raten und fand in den gebräuchlichen Dienstformen das Mittel, Anträge der Minister zu veranlassen, zu befördern, zu hintertreiben oder auch in den wesentlichen Punkten zu verändern. Boyen, der Beymes Tätigkeit günstig beurteilt, nennt ihn den „versteckten Premierminister für die Civilangelegenheiten“ und schildert ihn als einen dem Könige treu ergebenen patriotischen Mann, als einen vorurteilsfreien Juristen mit recht schätzbaren Verwaltungskenntnissen, ja als das eigentlich lebende Prinzip in dem alten Kabinett. Ein ähnlich günstiges Urteil über Beyme findet man auch bei Ranke. Beyme, so meint Ranke, habe richtig erkannt, daß bei der Mannigfaltigkeit der nebeneinander aufgerichteten Behörden ein innerer Krieg ausgebrochen wäre, wenn das Kabinett nicht über ihnen gestanden hätte. Durch das Kabinett sei niemals etwas Gutes verhindert worden; vielmehr habe es die Abschaffung von Mißbräuchen versucht, leider nur zu oft aber an dem steifen Festhalten der Behörden an dem einmal Hergebrachten Widerstand gefunden. Jedenfalls hat Beyme die Reformen, die Stein nach Übernahme des Akzise- und Zolldepartements auf dem Gebiet der Akzise und des Salzwesens durchführte, sowie auch die Aufhebung der Provinzialzölle, erst dadurch möglich gemacht, daß er sie dem König auf geschickte Art zu insinuierten wußte.

Natürlich besaß Beyme damit eine wichtige Schlüsselstellung, aber schließlich hatte er sie nicht usurpiert, sondern sie war ihm von höchster Stelle übertragen, und man muß ihm wohl unterstellen, daß er sich bei allen Maßnahmen von seinem Gewissen hat leiten lassen. Ein Beweis hierfür ist sein Eintreten für Stein, der damals Oberpräsident der westfälischen Kammer war, als der Minister v. Struensee wegen seines schlechten Gesundheitszustandes 1804 aus dem Dienst scheiden mußte. Struensee verwaltete das Akzise- und Zolldepartement im Generaldirektorium. Der König hatte sich für den Geh. Oberfinanz-, Kriegs- und Domänenrat Kaspar Friedrich v. Schuckmann (1755—1834) als Nachfolger entschieden. Beyme aber hielt ihn einer solchen Stellung für nicht gewachsen und lenkte die Aufmerksamkeit des Ministers Grafen Schulenburg auf Stein, den er in dem Empfehlungsschreiben einen „denkenden Kopf und Geschäftsmann“ nannte, der „damit eine seltene Festigkeit des Charakters verbinde“, und der dem Staat verloren gehen dürfte, wenn er öfter übergangen werde. Schulenburg teilte völlig Beymes Ansicht und wurde beim König dieserhalb vorstellig. Doch Friedrich Wilhelm hatte Bedenken, Stein schien ihm zu genial, außerdem fürchtete er, daß Stein ein Vorurteil für die westfälische Akzisenverfassung mitbringen und auf eine den Einkünften nachteilige Weise in das Akzisewesen eingreifen werde. Stein wurde zunächst nicht ernannt und die Geschäftsbereiche Struensees aufgeteilt. Dieses Experiment, vor dem Beyme gewarnt hatte, schlug jedoch gänzlich fehl. Besonders das Versagen des Geh. Rats v. Borgstede, dem Bank, Seehandlung und Fabrikwesen übertragen war, und der sich bei den Beamten dieser Institute nicht durchzusetzen vermochte, ließ den König andern Sinnes werden. Am 27. Oktober 1804 ernannte er Stein zum Minister und Leiter des Generalakzise- und Zolldepartements. Die betreffende Kabinettsordre erläuterte dann Beyme durch ein vertrauliches Schreiben an Stein, in dem er ihn zu seiner Beförderung beglückwünscht. Beyme also war es, der Stein aus dem Dunkel seines westfälischen Dienstbereichs in das Rampenlicht des administrativen und politischen Geschehens der Hauptstadt versetzte. Beide Männer schienen geradezu füreinander geschaffen und durch gegenseitige Sympathie miteinander verbunden. Lobend sprach damals Stein von Beyme als dem „ausgezeichneten Geschäftsmann, der durch seine Stellung in den Stand gesetzt sei, diejenigen zu kennen und zu beurteilen, so in etwas eminenteren Stellungen an der Verwaltung der Monarchie teilnehmen“. Liegt in diesen Worten nicht überhaupt eine Rechtfertigung des Kabinetts? Man versteht darum nicht, daß Stein später Beyme mit seinem Haß verfolgte, und dies um so weniger, als Beyme fast immer im Kabinett die von Stein gemachten Anträge vertrat. Der König hat dann später in einem ungnädigen Handschreiben an Stein dessen Undankbarkeit seinem Kabinettsrat gegenüber gerügt. Wenngleich die auswärtigen Angelegenheiten nicht zu Beymes Ressort gehörten, so haben sie ihn doch stark beschäftigt, und er war sich völlig klar darüber, welche große politische Linie hätte gehalten werden müssen. Es scheint auch, daß er in dieser Beziehung völlig unabhängig sowohl von Haugwitz als auch von Hardenberg gewesen ist. Hardenbergs Meinung, daß die „demokratischen Grundsätze, wie sie die französische Revolution geboren habe, in einer monarchischen Regierung die angemessene Reform des Zeitgeistes seien“, teilte er bei allem Verständnis für sachgemäße Neuerungen allerdings nicht. Eine Revolution von unten konnte in einer Persönlichkeit wie Beyme keine Sympathie erwecken. Aus solcher antirevolutionären Einstellung heraus hoffte er nicht nur, sondern er war auch fest davon überzeugt, daß eine Restauration der Bourbonen kommen werde, und daher Preußen dem revolutionären Frankreich gegenüber eine starke Haltung einnehmen müsse. Im Juni 1805, als er Lombard vertrat, zeigte sich Beyme als Anhänger der Neutralitätspolitik, und dies mit gutem Grund, nämlich um die für nötig gehaltenen Reformen im Innern in Ruhe durchführen zu können. Als er die Gefahr der Isolierung Preußens erkannte, sah er freilich in Frankreich den natürlichen Verbündeten und hegte den gehei-



men Wunsch, mit dessen Hilfe Preußen eine hegemoniale Stellung in Norddeutschland zu verschaffen. Er hat aber in dieser Beziehung nichts im Geheimen, d. h. über den Kopf des Kabinettsministers, unternommen oder gar selbstständig mit fremden Gesandten verhandelt.

Stark verwurzelt in der friderizianischen Tradition, vermochte er auch Österreich keine sonderlichen Sympathien entgegenzubringen, mit der Teilung des deutschen Prinzipats zwischen Österreich und Preußen fand er sich ab. Metternich, der österreichische Gesandte in Berlin, liebte Beyme nicht. In seiner Denkschrift vom 24. 9. 1804 verurteilt er die verhängnisvolle Politik des Grafen Haugwitz und seiner Kreaturen, zu denen er Lombard und Beyme zählt. Lombard sei der unmittelbarste und tätigste Hebel des von Haugwitz inaugurierten politischen Systems, der ausgedehntesten Einfluß auf alle politischen Geschäfte nehme. Und sein Kollege Beyme lenke mit ebenso unumschränkter Macht alle Zweige der inneren Verwaltung. Beiden sei jeder Sinn für Grundsätze vollständig fremd, und besonders Lombard trage die ärgste Unsittlichkeit zur Schau. — Man sieht, daß sich Graf Metternich in seiner Denkschrift nicht nur auf eine sachliche Stellungnahme der Maßnahmen der leitenden Persönlichkeiten beschränkt, sondern sich nicht scheut, sie auch persönlich zu verunglimpfen. Ein Mittel, das leider nur zu oft in Anwendung gebracht wird und das den Historiker zu ernster Kritik zwingen sollte, auch wenn solche diffamierenden Urteile von Männern stammen, deren historische Größe nicht bestritten wird, wie etwa bei Stein und Clausewitz. Was Metternichs Urteil über Beyme anbelangt, so hat er zweifellos seine Informationen von dessen Gegnern bezogen, die gern jede Gelegenheit benutzten, um seine Stellung zu erschüttern. Teilnahme an Gesellschaften der Gräfin Lichtenau ist dann auch schon ein fluchwürdiges Verbrechen und wird zum Anlaß genommen, u. a. Haugwitz sittlich zu disqualifizieren, wie Stein es tat. Bei der Lichtenau, die bekanntlich sogar die Honneurs bei Hoffestlichkeiten machte, verkehrten auch andere Personen von Rang und Stand, denen man darum noch lange nicht Ehre und Reputation absprach. Und die Beziehungen zum Rietzschen Kreis, die man Lombard immer wieder vorwarf, wie verhielt es sich denn damit in Wirklichkeit? Nun, aus einem seiner Briefe (v. Dezember 1792) ist zu entnehmen, daß er damals der Lichtenau nicht einmal freundlich gesinnt war. Und die Gräfin berichtet in ihren Memoiren, sie sei Lombard nur ein einziges Mal zufällig auf einem Ball begegnet. Zu der unfreundlichen Bemerkung Clausewitzens in seiner Beyme-Charakteristik, — „er sei denn mit Gottes Hilfe ein reicher Mann geworden, dem nichts als das Adelsprädikat fehlte, das er sich i. J. 1816 verschaffte“, — ist folgendes zu sagen: Beyme hat gar nicht geadelt werden wollen, das bestätigt uns der Verfasser der preußischen Charaktere. Wenn ihm wirklich an der Nobilitierung etwas gelegen hätte, so dürfte sie bei seinen engen Beziehungen zum König unschwer zu erlangen gewesen sein. Und sie ist ihm auch in der Tat mehrfach angeboten worden. Daß gerade Hardenberg, sein früherer erbitterter Gegner, es war, der in seiner Braunsberger Denkschrift v. 12. Nov. 1808 den König bat, er möge geruhen, Beyme, der damals Präsident des Kammergerichts wurde, in den Adelsstand zu erheben und ihm den Roten Adlerorden zu verleihen, spricht offenbar sehr zugunsten Beymes. Vermutlich ist die Nobilitierung damals nicht zustande gekommen, weil eben Beyme sie ablehnte.

Wenn Beyme vorgeworfen wird, er habe als Kreatur des Grafen Haugwitz der preußischen Friedenspolitik um jeden Preis und später dem Abschluß des Schönbrunner Vertrages zugestimmt, so richtet man diese Angriffe an die falsche Adresse. Ich erwähnte schon, daß Haugwitz sein Amt niederlegte, eben weil er mit seiner Forderung, den französischen Übergriffen auf deutschem Boden mit Entschiedenheit entgegenzutreten, nicht durchdrang. Selbst die Besetzung Hannovers durch die Franzosen und ihre Vorbereitungen, den englischen Handel auf der Elbe und Weser zu unterdrücken und die Hansestädte zu vergewaltigen, vermochten den König lediglich zu einer regen diplomatischen

Tätigkeit zu veranlassen. Und in dieser Auffassung ging mit ihm völlig einig der Nachfolger des Grafen Haugwitz, Hardenberg. Man entschloß sich, ein Bündnis zugleich mit Rußland und mit Frankreich in Paris vorzuschlagen, und man wollte sich verpflichten, Österreich von seinem Angriff auf Napoleon zurückzuhalten, wenn dieser nur jede fernere Belästigung des neutralen Norddeutschlands unterlasse. Indessen selbst Rußland lehnte ein Bündnis, dessen Spitze sich nicht entschieden gegen Frankreich richtete, ab, und Napoleon stellte unerhörte Forderungen, verweigerte auch die geringste Bürgschaft für die Erhaltung der Ruhe in Deutschland und verfolgte offenbar die Absicht, Preußen durch allgemein gehaltene Freundschaftsversicherungen einzuschläfern. Selbst die alarmierenden Berichte des preußischen Gesandten in Paris vermochten Hardenberg nicht davon zu überzeugen, daß auf der Gegenseite kriegerische Absichten vorlägen. Ob also Beyme einer Politik der Erhaltung des Friedens zustimmte oder sie ablehnte, kann für die Bewertung seiner Persönlichkeit kein Maßstab sein, auch nicht zum Vorwand genommen werden, die Kabinettsregierung für die bösen Folgen der Politik verantwortlich zu machen. Und dies um so weniger, als die Politik der preußischen Regierung, die seit 1795 Frieden und Freundschaft mit Frankreich anstrebte, selten einheitlich von der öffentlichen Meinung gebilligt worden ist. Daß die Neutralitätspolitik zur Katastrophe führte, dafür ist auch die öffentliche Meinung mit verantwortlich.

„Den Krieg abzuwenden — das muß der Richtpunkt aller politischen Maßregeln, das Ziel aller militärischen Anstrengungen, der letzte Gipfel aller diplomatischen Weisheit sein. Auf diesen erhabensten aller Zwecke müssen Macht und Klugheit in unablässiger Vereinigung hinarbeiten.“ — Das war das erste, was dem jungen Monarchen bei seiner Thronbesteigung zugerufen wurde — und zwar von dem damaligen Kriegsrat Friedrich Gentz, dem späteren berühmten Publizisten. Männer wie Dietrich Heinrich v. Bülow und Friedrich Buchholtz predigten Haß gegen das feudale England und Bewunderung für das revolutionierte Frankreich. Beide proklamierten laut und offen, die Herrschaft Karls d. Großen sei das gerechte Erbe Bonapartes: Licht, Fortschritt und Kultur erwarteten sie von dieser Universalmonarchie, die nach dem Sturze Englands ins Leben treten sollte. Ich glaube nicht, daß es Beyme-Gegnern gelingen würde, von ihm getane Äußerungen ähnlicher Art ausfindig zu machen, und ich glaube sicher, daß selbst Lombard, den man schon verdächtigte, weil er Sohn eines französischen Perückenmachers war, sich von solchen Äußerungen distanziert hätte. Natürlich schlug die Stimmung später um, auch bei diesen Publizisten, aber als sie in eine andere Tonart übergingen, war es zu spät.

Als die Lage im Oktober 1805 infolge des Durchmarsches des französischen Korps unter Bernadotte durch das preußische Ansbach kritisch wurde und diese flagrante Neutralitätsverletzung durch Napoleon ein entschlossenes Handeln verlangte, vermochten die berufenen Berater des Königs sich zu keinem Entschluß aufzuraffen. Wohl aber war es Beyme, der offen für den Krieg eintrat und seine Gründe dem König in einer Denkschrift v. 18. 10. 1805 darlegte.

Hardenberg aber bemühte sich, im Verein mit dem Minister Grafen Schulenburg und den Generalfeldmarschällen Herzog von Braunschweig und Moellendorff den König vor kriegerischen Absichten zu warnen. Als dann die Nachricht vom Siege Napoleons bei Austerlitz eintraf und wie eine Bombe wirkte, war es wiederum Beyme, der den König geradezu zu diesem Ereignis beglückwünschte, nämlich weil „durch diese Niederlage die Vorsehung es in seine Hand gelegt zu haben scheine, das Schicksal Europas zu entscheiden, und ohne sich an den Waffenstillstand zu kehren, zu dem seine Verbündeten durch das Unglück des Krieges genötigt worden, seine Armee in Böhmen einrücken zu lassen, die nach einem solchen Siege nur einen gebrochenen Widerstand erfahren, von den Besiegten aber gewiß mit Freuden aufgenommen werden würde“. Wiederum ein Beweis dafür, daß Beyme sich völlig unabhängig



seine Meinung bildete. Als Hardenberg, um Napoleon die preußische Friedensbereitschaft recht plausibel zu machen, im Januar 1806 dem König die Rückführung der preußischen Truppen auf den Friedensstand vorschlug, schon weil man dadurch täglich 100 000 Rtlr sparen könne, erbat Beyme sich von Hardenberg diesen Antrag schriftlich, um sich nicht selber mit solcher Auffassung zu identifizieren. Hardenberg hat freilich in seinen „Denkwürdigkeiten“ bestritten, die Truppenreduzierung befürwortet zu haben.

Wie Beyme also in keiner Abhängigkeit von Hardenberg stand, war er auch keine Kreatur von Haugwitz. Als die preußischen Staatsmänner die kostbare Zeit nach Haugwitz' Rückkehr aus Schönbrunn mit Konferenzen vergebendeten und sich schließlich der törichten Hoffnung hingaben, den Schönbrunner Vertrag noch im letzten Augenblick wesentlich abändern zu können, war es Beyme, der nach Schluß der letzten Konferenz Haugwitz fragte, ob er denn wirklich glaube, Napoleon werde in dem Modifikationsvorschläge etwas anderes als Verwerfung des Vertrages sehen. Der Graf zuckte die Achseln, die Versammlung geriet in Bewegung, Köckritz mußte noch einmal zum König gehen und ihn zur Rückkehr in die Konferenz veranlassen, die auch erfolgte, aber hinsichtlich des Beschlusses nur die Änderung hervorbrachte, daß Haugwitz selber mit der modifizierten Ratifikation nach Paris gehen mußte. Beymes Skepsis war sehr berechtigt, der Ausgang der Haugwitzschen Mission rechtfertigte sie vollends. Napoleon zerriß den Schönbrunner Vertrag und zwang Preußen durch den neuen Vertrag von Paris vom 15. Februar 1806 zu einem Bündnis und erzwang gleichzeitig die Schließung der Nordseehäfen und Lübecks gegen England. Diese Maßnahmen hatten zur Folge, daß die Engländer den Spieß umdrehten und die preußischen Häfen und Flußmündungen blockierten, so daß Preußen sich genötigt sah, England den Krieg zu erklären. Als dann Napoleon nach der Niederlage von Trafalgar bald in Friedensverhandlungen mit England und Rußland eintrat, England die Rückgabe Hannovers, das Preußen zugesprochen war, und Rußland das preußische Polen anbot, war man auch jetzt noch bemüht, den für jeden Einsichtigen unausbleiblichen Krieg zu vermeiden. Zu diesen Einsichtigen darf man wiederum Beyme zählen, dem die Sorge um die düstere Zukunft die Feder in die Hand drückte, um Reformpläne für die Verteidigung des Vaterlands zu Papier zu bringen. Obwohl selbst nicht Militär, erkannte er doch die Mängel, die der preußischen Armee in personeller und administrativer Beziehung anhafteten. Dahio hat Beymes „Bemerkungen über einige Punkte, welche bei der militärischen Organisation eines Staates zu berücksichtigen“ seien, v. 4. Juli 1806 datiert, in den Forschungen zur brand. und preuß. Geschichte veröffentlicht und kommentiert. Zum Schaden für Preußen zog man aus ihnen nicht die nötigen Konsequenzen.

Das dienstliche Verhältnis zwischen Hardenberg und Beyme war bis dahin durchaus harmonisch. Ein Zwischenfall rief jedoch seine ernste Trübung hervor. Am 22. Dezember 1805, ehe der Schönbrunner Vertrag in Berlin bekannt geworden, hatte Hardenberg an den englischen Gesandten in Berlin, Lord Harrowby, eine Note gerichtet, in der zwei von Napoleon schon früher gestellte, von Preußen bewilligte Forderungen mitgeteilt wurden, und dabei den Fall erwog, daß bei Fortsetzung des Krieges die noch in Bremen stehenden englischen Truppen sich mit den preußischen gegen Frankreich vereinigen könnten. Den Inhalt dieses Schriftstückes hatten die Engländer nach Bekanntwerden des Pariser Vertrages veröffentlicht. Napoleons Zorn war grenzenlos; er ließ am 21. März 1806 den Text der Note im „Moniteur“ abdrucken, zugleich mit einer Kritik, die Hardenberg als Verräter brandmarkte. „Il n'est personne, qui ne juge, qu'il ne peut pas y avoir en Europe un homme plus complètement déshonoré que M. de Hardenberg.“ Nachdem es zu einer sehr erregten Kontroverse zwischen Haugwitz und Hardenberg und auch zwischen diesem und Beyme gekommen war, beantwortete Hardenberg, der vom König einen unbefristeten Urlaub erbeten hatte, den Artikel im „Moniteur“ mit einem solchen in der Spenerschen Zeitung v. 10. April. Er legte dar, daß er zur

Zeit der Abfassung der Note an Harrowby von dem von Haugwitz ohne Wissen des Königs abgeschlossenen Vertrag von Schönbrunn keine Kenntnis besessen habe. Hardenberg beging dann die Unbesonnenheit, ein Exemplar der Spenerschen Zeitung dem preußischen Gesandten in Paris, Marchese Lucchesini, zuzusenden mit dem Ansinnen, Talleyrand das Blatt zu überreichen. Dies konnte zwar noch von Lombard verhindert werden, jedoch Hardenberg war nunmehr als Minister für auswärtige Angelegenheiten nicht mehr tragbar. Mit Recht war Beyme darüber entsetzt, daß ein so hochpolitischer Artikel ohne Wissen des Kabinetts zum Druck gelangen konnte, und es ist begreiflich, daß Hardenberg seinen Groll stark zu spüren bekam. Auf seine verbindliche Anfrage, wann er vor seiner demnächstigen Abreise Beyme noch sprechen könne, ließ dieser ihm durch einen Diener mitteilen, daß er jetzt keine Zeit habe. Als Hardenberg dann am 14. April im Schloß zum Abschiedsvortrag beim König erschien, traf er Beyme im Vorzimmer, wo er diesen in freundschaftlichem Tone auf das Ungeziemende seines Verhaltens hinwies. Beyme jedoch hatte sich so wenig in der Gewalt, daß er in grobem Tone erwiderte: er sei über die Bekanntmachung in der Zeitung so indigniert, er müsse das Gefühl darüber veratmen lassen. Die Sache sei von der Art, daß er — Beyme — froh sein werde, wenn Napoleon deshalb dem König nicht den Krieg erkläre. Sodann kam es zwischen beiden in Gegenwart des Kabinettsrats Lombard und der Generaladjutanten v. Kleist und v. Köckritz zu einer heftigen Szene, der erst durch das Dazwischentreten des Königs ein Ende bereitet wurde. Damit nicht genug, veranlaßte Beyme die Berliner Zeitungen, am 15. April 1806, noch ehe Hardenberg die Geschäfte förmlich abgegeben hatte, die amtliche Meldung zu bringen, der König habe das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten dem Grafen Haugwitz wieder allein übertragen. Hierdurch fühlte sich Hardenberg auf das tiefste verletzt und wandte sich an den König, von dem er fast heimlich in den Gemächern der Königin empfangen wurde. Doch Friedrich Wilhelm stellte sich schützend vor seinen Kabinettsrat und erklärte, der Artikel habe nichts Verletzendes über Hardenbergs Person enthalten. Schließlich war Beyme durchaus im Recht. Wenn nun schon aus dem Kabinett regiert wurde, durften hochpolitische Schritte, wie sie Hardenberg mit der Note an Harrowby, zu der er nicht autorisiert war, und mit der Veröffentlichung in der Spenerschen Zeitung unternommen hatte, nicht ohne Wissen des Königs, d. h. seines Kabinetts, erfolgen. Ob es freilich von Beyme klug gehandelt war, dem Minister so schroff entgegenzutreten, ist eine andere Frage. Es war übrigens das einzige Mal, daß Beyme in außenpolitische Angelegenheiten eingriff. Hardenberg wurde nun sein erklärter Gegner und fand in Stein den erwünschten Bundesgenossen im Kampf gegen das Kabinett. In diese Tage fällt jene bekannte Denkschrift Steins gegen die Kabinettsregierung, die persönliche Angriffe gegen Beyme und Lombard enthielt.

Hardenberg hat dann durch einen im Juli 1806 an den Obersthofmeister Fürsten Wittgenstein geschriebenen und für die Augen der Königin Luise bestimmten Brief versucht, sich an Beyme zu rächen. „Er ist der Tat nach Premierminister und wird es noch dem Namen nach werden“, — so schreibt er — „wenn es so fortgeht.“ Gewiß, fährt er fort, Kenntnisse besitze er, doch fehle ihm Menschenkenntnis und der richtige Takt, er traue sich alles zu und fertige mit absprechendem Tone alles ab, was nicht seiner Ansicht gemäß sei.

Die Ereignisse nahmen nun ihren Lauf. Mitte September war zur Freude vieler Patrioten der Krieg entschieden, den aber der König und seine Ratgeber nur mit halbem Herzen führten. Über die unsichere Haltung im Hauptquartier schrieb Scharnhorst: „Was man tun müßte, das weiß ich wohl, was man tun wird, das wissen die Götter.“ Und auch Beyme war über die Unzulänglichkeit der militärischen Führung völlig im klaren, weshalb er im Hauptquartier zu Naumburg den König inständig bat, an Stelle des betagten Herzogs von Braunschweig die Führung selbst in die Hand zu nehmen, um der Unentschlossenheit ein Ende

zu bereiten. Und noch vor der Katastrophe von Jena äußerte er im Schloß zu Weimar in Gegenwart höherer Offiziere seinen Unmut über die Entschlossenheit der hohen Führung. Nach der Katastrophe von Jena hat Beyme — was nicht von vielen hohen Beamten und Militärs gesagt werden kann — Haltung gezeigt. Das mag der Grund sein für das Wachsen seines Ansehens beim König in jenen dunklen Tagen; denn es zeugt zweifellos von Mut und Entschlossenheit, wenn Beyme dem König riet, die geschlagene Armee hinter der Elbe bei Magdeburg zu sammeln und wieder an den Feind zu führen. Haugwitz, der nicht willens war, im Amt zu bleiben, reiste Ende November 1806 auf seine Güter. So nahe es lag, Hardenberg an seine Stelle zu setzen, verbot dies der Zwiespalt zwischen ihm und Beyme. Stein, den der König bereits am 20. November 1806 durch Beyme und Köckritz das Departement des Äußeren hatte antragen lassen, lehnte ab mit der Begründung, daß er auf diplomatischem Gebiet keine Erfahrungen besitze und empfahl für diesen Posten den preußischen Gesandten in Petersburg August Friedrich Ferdinand Grafen v. d. Goltz. Auch die Zusage, daß es sich nur um ein Interimistikum handele, da Haugwitz wegen eines Augenleidens nur zeitweilig den Geschäften fernbliebe, vermochte Stein nicht umzustimmen. Dies wohl um so weniger, als das an ihn gerichtete, von Beyme konzipierte Schreiben nicht nur das „Interimistikum“ besonders betonte, sondern auch auf die „hohe Achtung, die gerade Haugwitz im In- und Auslande genösse“ hinwies, ein Umstand, der den König bestimme, den Eindruck der Ungnade in Hinsicht auf Haugwitz abzuwehren. In seinem Antwortschreiben schlug Stein Hardenberg vor und kritisierte zugleich scharf das Kabinett, das er durch einen Staatsrat ersetzt zu sehen wünschte. Friedrich Wilhelm ließ nun durch Beyme jene Denkschrift vom 10. Dezember 1806 ausarbeiten, derzufolge der Staatsrat aus den Ministern des Äußeren, des Krieges und einem „Direktorialminister, dessen eigenes Departement die reichhaltigsten Hilfsquellen für die Kriegskosten eröffnen kann“, bestehen sollte. Dieser Staatsrat müßte in unmittelbarem Verkehr mit dem König treten und die wichtigsten Staatsangelegenheiten regeln. Die von Stein gegen das Kabinett erhobenen Vorwürfe wußte Beyme in der Denkschrift mit Geschick zu entkräften. Stein und Hardenberg ersahen — wohl mit Recht — aus dieser Denkschrift, daß eine grundlegende Reform des bestehenden Staatsapparates nicht beabsichtigt, am Weiterbestehen des Kabinetts festgehalten werden sollte und das Zusammentreten des Staatsrates der Entscheidung des Kabinetts vorbehalten bleiben würde. Hardenberg, der die Beymesche Denkschrift mit kritischen Bemerkungen versehen hatte, entwarf seinerseits ein Gutachten, das zwar den von Beyme vorgeschlagenen Staatsrat annahm, für seine Zusammensetzung aber die Minister des Äußeren, des Innern und der Finanzen empfahl und ihn täglich unter Vorsitz des Königs tagen lassen wollte. Das Kabinett und seine Räte jedoch wollte Hardenberg beseitigt wissen. Die königlichen Beschlüsse sollten von den Ministern unmittelbar in ihren Bereich zur Auswirkung gebracht werden. Dieses Gutachten überreichte am 14. Dezember 1806 der zum Gouverneur von Königsberg ernannte General v. Rüchel, der nebst Stein zu den Mitarbeitern zählte. Wie zu erwarten war, dachte der König jedoch nicht daran, sich von Beyme zu trennen und erließ einige Tage darauf — am 19. Dezember — eine wohl von Beyme entworfene Kabinettsordre, durch die der Minister v. Hardenberg, dessen erklärte Feindschaft mit Beyme dem König wohl bekannt war, völlig ausgeschaltet wurde. Die auswärtigen Angelegenheiten wurden dem Generalmajor v. Zastrow, das Innere und die Finanzen Stein, und das Kriegswesen dem Generalleutnant v. Rüchel übertragen. Bei den Konferenzen dieser drei Minister sollte Beyme stets als Protokollführer zugegen sein. Während Zastrow und Rüchel widerspruchslos ihre Arbeiten im Sinne der Kabinettsordre aufnahmen, verharrte Stein in trotziger Opposition. Vor allem wollte er von seiner Forderung, daß der Kabinettsrat Beyme aus der Umgebung des Königs entfernt werde, nicht abgehen. Andererseits empörte Stein, daß Hardenberg wieder beiseite geschoben



August Friedrich Ferdinand Graf von der Goltz

war. Als Rüchel dem König die Weigerung Steins, in das Kabinett einzutreten, vortrug, erließ der König eine von ihm selber entworfene Kabinettsordre v. 3. Januar 1807 an Stein, die sehr scharf gehalten war und mit dem Satze schloß: „Da Sie indessen vorgeben, ein wahrheitsliebender Mann zu sein, so habe ich Ihnen auf gut deutsch meine Meinung gesagt, indem ich noch hinzufügen muß, daß, wenn Sie nicht Ihr respektwidriges und unanständiges Benehmen zu ändern willens sind, der Staat keine große Rechnung auf Ihre ferneren Dienste machen kann.“ Stein richtete noch am gleichen Abend sein Abschiedsgesuch an den König, in dem er die in der Kabinettsordre gebrauchten Wendungen wiederholte: „Da Höchstdieselben mich für einen widerspenstigen, trotzig, hartnäckigen und ungehorsamen Staatsdiener ansehen, der auf sein Genie und seine Talente pochend, weit entfernt, das Beste des Staates vor Augen zu haben, nur durch Kapriзен geleitet aus Leidenschaft und persönlichem Haß [nämlich gegen Beyme; Zusatz des Verf.] handelt, und ich gleichfalls überzeugt bin, daß dergleichen Staatsbeamte am allernachteiligsten und gefährlichsten für die Zusammenhaltung des Ganzen wirken, so muß ich E. K. M. um meine Dienstentlassung bitten...“ Am folgenden Tage erwiderte der König mit dem einen Satz: „Da der Baron Stein unterm gestrigen Dato sein eigenes Urteil fällt, so weiß ich nichts hinzuzusetzen.“ Der eine der erbitterten Gegner Beymes war damit beseitigt. Der andere, Hardenberg, wollte sich selbst ausschalten, doch wurde sein Abschiedsgesuch vom König nicht genehmigt. Zu Ehren Beymes aber muß gesagt werden, daß er viel zu sachlich dachte, als daß er den Triumph auszukosten und sich fernerhin der königlichen Huld zu erfreuen gesonnen gewesen wäre. Im Gegenteil, gerade weil er sah, daß es sich bei der Ministerkrise nur um seine Person handelte, hielt er es für angemessen, den König seinerseits um Entlassung zu bitten. Es ist nicht seine Schuld, wenn ihm die königliche Genehmigung versagt wurde. — So blieb zunächst alles beim alten. Der Minister v. Voß besorgte die Finanzangelegenheiten, der Minister v. Schrötter hatte das Innere, Zastrow Krieg und auswärtige Angelegenheiten. General v. Köckritz war wieder im Kabinett, außerdem ein zweiter Offizier Oberst v. Kleist, und als einziger Zivilist Beyme. Die Unzulänglichkeit des Generals v. Zastrow, die schon den früheren preußischen Gesandten in Paris, Lucchesini, veranlaßt hatte, zu demissionieren, besonders Zastrows damals völlig unerwünschte Hinneigung zu

Frankreich, ließ es auch Beyme geraten erscheinen, Hardenberg an die Spitze der Verwaltung zu stellen. Wiederum ein Beweis, daß Beyme nicht nachtragend war. So wandte er sich in einem Brief v. 27. Januar 1807 an Hardenberg, in dem er ihn bat, sich an die Spitze des Ministeriums zu stellen und zugleich die Leitung der auswärtigen Geschäfte zu übernehmen. Hardenberg möge sich durch die Meinungsverschiedenheiten, die früher zwischen ihnen bestanden, und die eine Entfremdung verursacht hätten, nicht abhalten lassen, sich ihm wieder zu nähern. Seine eigene Stellung im Kabinett biete kein Hindernis, denn beide e i n e das gleiche Anliegen, das Beste für König und Staat zu bewirken. Hardenbergs Antwortschreiben an Beyme war zwar verbindlich gehalten, doch fehlten in ihm nicht die Angriffe auf Haugwitz und das Kabinett mit seinen angeblich retardierenden Tendenzen im Geschäftsgang. Ganz unumwunden empfahl er Beyme, er möge seinen Patriotismus dadurch bewähren, daß er seinen jetzigen Wirkungskreis verlasse und den König um anderweitige Verwendung bitte.

Was dem ungestümen Wesen Steins nicht gelang: die Macht des Kabinetts zu brechen, erreichte das diplomatische Geschick Hardenbergs. Vorerst freilich war es ihm noch nicht möglich, den König seit dessen Anwesenheit in Memel ohne Zeugen zu sehen. Allerdings wurde ihm gestattet, den Konferenzen mit dem Leiter der Auswärtigen Angelegenheiten, General v. Zastrow, beizuwohnen. Hier von konnte jedoch Hardenberg keinen Gebrauch machen, da er von dem Generaladjutanten v. Köckritz erfahren hatte, daß Zastrow dem König sein Ministerium zur Verfügung gestellt habe für den Fall, daß Hardenberg seinen Vorträgen beiwohne. Wiederum war es Beyme, der einen Ausweg aus dieser unhaltbaren Situation fand. Denn Zastrows ablehnende Haltung Rußland gegenüber war unter den gegebenen Umständen nicht zu rechtfertigen, ihn aber völlig auszuschalten, widersprach der Klugheit in Hinsicht auf seine Beziehungen zu Napoleon. Also blieb nur die Zwischenlösung: vorerst Teilung der Geschäfte zwischen Hardenberg und Zastrow. Hierzu erreichte Beyme Hardenbergs Einverständnis. Ubrigens sollte Zastrow bald jeden Einfluß verlieren.

Kaiser Alexander, der am 2. April 1807 in Memel eingetroffen war, hatte Zastrow, dessen franzosenfeindliche Haltung ihm bekannt war, völlig ignoriert und nach der Hoftafel zwei Stunden mit Hardenberg konferiert. Und als am 4. April die beiden Monarchen nach Kydullen, ins russische Feldlager abreisten, weigerte sich der tief gekränkte Zastrow zu folgen. So reisten mit dem König nur Hardenberg und zwei Geheime Räte aus dem auswärtigen Departement. Die Mitglieder des Kabinetts — Kleist, Beyme und Köckritz — blieben in Memel zurück. Beyme ist aber keineswegs absichtlich ausgeschaltet worden, sondern nur in Memel zurückgelassen worden, weil seine dortige Anwesenheit für dringend erforderlich gehalten wurde. Dennoch sollte diese Tatsache für ihn insofern zum Verhängnis werden, als Hardenberg nun die Möglichkeit gegeben war, mit dem König endlich in persönlichen Kontakt zu kommen, was ihm bisher nie gelungen war. In seinen Denkwürdigkeiten stellt er fest, daß es damals das erste Mal gewesen sei, daß die Kabinettsgeschäfte durch einen Minister erledigt wurden. Und Hardenberg wußte sie auch so meisterhaft und dem Könige genehm zu besorgen, daß dieser an der neuen Geschäftsführung Gefallen fand und Hardenberg am 28. April 1807 außer den auswärtigen auch alle inneren Geschäfte übertrug. In allen entscheidenden Fragen hatte nun statt Beyme Hardenberg den Vortrag. Diese gewiß überraschende und bedeutsame Tatsache hatte jedoch noch keineswegs die Enthebung Beymes von seinem Posten als Kabinettsrat zur Folge. Als solcher amtierte er auch noch, als Stein, der nach dem Tilsiter Frieden Juli 1807 vom König wieder in sein Amt eingesetzt worden war, am 1. Oktober in Königsberg eintraf. Am 30. September 1807 hatte Stein beim König Audienz in Memel, an die sich mündliche Verhandlungen zwischen Stein und dem König anschlossen. In diesen hatte Stein zur Bedingung gestellt, daß keine Kabinettsregierung

neben ihm stattfinden dürfe. Der König stimmte mit äußerstem Widerstreben zu, wollte sich aber keinesfalls von Beyme trennen. Durch General v. Köckritz ließ er Beyme von der neuen Geschäftsordnung in Kenntnis setzen. Beyme zeigte sich über diese Maßnahme keineswegs bestürzt, ganz im Gegenteil: er hieß sie gut und beeilte sich, sein Amt im Interesse der Sache zur Verfügung zu stellen. Die Reorganisation des Staates erfordere stärkste Konzentration, und diese sei nur möglich, wenn alles durch einen Kopf geschehe, schreibt er in seinem Abschiedsgesuch, indem er auch zum Ausdruck bringt, daß er es angesichts der ihm nicht günstigen öffentlichen Meinung und der Feindschaft des Frhrn. v. Stein als Gnade und Belohnung empfinde, aus dem Kabinett entlassen zu werden. Sogleich wurde dem Wunsche Beymes jedoch nicht entsprochen, er wurde am 5. Oktober 1807 noch ausdrücklich als Kabinettsrat bestätigt. Bald jedoch, 19. Oktober 1807, erfolgte seine Ernennung zum Chefpräsidenten des Kammergerichts in Berlin, allerdings sollte er noch so lange im Kabinett verbleiben, bis der König nach Berlin zurückkehren würde. Stein hätte vielleicht im Laufe der Zeit einen modus vivendi mit Beyme gefunden und es gern gesehen, wenn er sich dessen Sach- und Geschäftskennntnis noch länger hätte bedienen können. Davon zeugt auch das freundliche Schreiben Steins v. 7. Oktober 1807 an Beyme: „Ew. Hochwohlgeb. wünsche ich zu Ihrer neuen Bestimmung Glück, erbitte mir Ihren Beistand und Rat in meinen neuen Dienstverhältnissen und ersuche Sie, von meiner Ihnen gewidmeten Hochachtung und Ergebenheit überzeugt zu sein.“ Diese verbindlichen Worte dürfen aber noch nicht darüber hinwegtäuschen, daß der alte Groll gegen Beyme bei Stein noch immer bestand und im dienstlichen Verkehr zwischen diesen beiden so verschiedenartigen Naturen wohl hin und wieder zum Ausdruck kam. Auch Friedrich Wilhelm hatte nach so langem Sträuben schließlich resigniert und sich den Steinschen Wünschen gefügt.

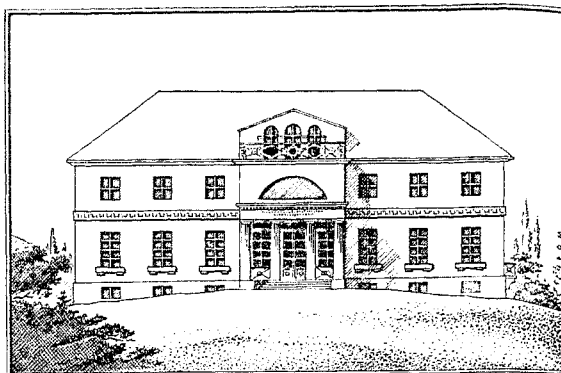
Der Geschäftsgang war jetzt der, daß Stein dem König einmal wöchentlich Vortrag zu halten hatte, in Gegenwart des Ministers des Äußeren, Grafen Goltz, der an Stelle von Zastrow getreten war, des Generaladjutanten und eines Kabinettsrats — das war Beyme. Sein Wirkungskreis war jetzt wesentlich beschränkt. Die laufenden Eingänge sollten, nachdem sie an den König gelangt und vom Generaladjutanten v. Köckritz erbrochen waren, an Stein gesandt werden, und Beyme nur die Sachen erhalten, die ihm von Stein zugewiesen wurden. Es ist verständlich, daß ein Mann wie Beyme, der einst eine wichtige Schlüsselstellung innehatte, der alle Fäden in der Hand hielt, sich auf die Dauer in solcher Position nicht wohlfühlen konnte und den Moment herbeisehnte, um nach Berlin gehen und die Leitung des Kammergerichts übernehmen zu können. Vorerst aber war dies nicht möglich. Denn Stein mußte Ende Februar 1808 nach Berlin, um die Verhandlungen der Generalfriedenskommission mit dem Grafen Daru zu leiten, und auf Beymes Schultern ruhte wiederum die ganze Arbeitslast und Verantwortung. Als er Mitte Mai selbst in dringenden Familienangelegenheiten nach Berlin reisen wollte, schlug der König seinen Antrag ab, da er der Einzige sei, „der die Verbindung des Ganzen mit seinen einzelnen Teilen vor Augen habe“. Daß diese Äußerung des Königs Beymes Tatendrang wieder einen Auftrieb gab, und seiner Eitelkeit, die man ihm wohl nachsehen darf, schmeichelte, ist verständlich. Er fühlte sich wieder als Herr der Lage und wagte es, in einem Schreiben an den König die Geschäftsführung Steins zu kritisieren, ja er geht so weit, den König zu bitten, Steins Rückkehr vor Ende Mai zu befehlen. Noch einmal, aber zum letzten Male, war in der Person Beymes das alte Kabinett in seiner früheren Bedeutung hervorgetreten. Stein wurde wirklich für Ende Mai zurückbeordert, gleichzeitig aber auch Beymes Gesuch in einem huldvollen Schreiben vom 1. Juni 1805 genehmigt. Friedrich Wilhelm tat es schweren Herzens, und es sollte sich bald zeigen, daß Beyme eine Lücke hinterließ, die sich nie völlig schloß. Am 4. Juni hat Beyme Königsberg verlassen, und damit endet die Epoche der alten Kabinettsregierung, nicht die Geschichte des Kabinetts, die ich nicht weiter verfolgen will. Die Nachfolger

Beymes, die Geh. Oberfinanzräte v. Klewitz und Sack, waren nicht mehr Kabinettsräte im alten Sinne, vielmehr Gehilfen des Ministers für die dem Monarchen zu haltenden Vorträge, Klewitz auf finanziellem, Sack auf juristischem Gebiet. Von den damals außer Beyme noch im Amt befindlichen fünf Kabinettssekretären blieb nur einer, Niethe, auf dem Posten, ein recht pedantischer und umständlicher Herr, der Schrecken aller, die mit ihm zu tun hatten. Die übrigen wurden anderweitig untergebracht, Coulon und Allouchery dem Minister des Auswärtigen überwiesen, Villaume an die kurmainzische Kammer zurückversetzt, in der er früher Assessor gewesen war. Er starb 1833 als Direktor im Kassendepartement des Finanzministeriums.

Beyme übernahm nicht sogleich die Leitung des Kammergerichts, sondern zog sich zunächst auf sein Gut Steglitz zurück. Diesen schönen Landsitz hatte Carmer im November 1784 von einer Frau Oberst v. Fronhöfer geb. v. Holzendorff erworben, das Gut verpachtet, sich aber die Wohnung im Schloßchen und die Parkbenutzung vorbehalten. Im Februar 1795 verkaufte Carmer Schloß und Gut an den Geh. Oberfinanzrat Grafen v. Kameke, von dem es Beyme erwarb. Es entsprach der fortschrittlichen Gesinnung Beymes, daß er aus freien Stücken noch vor der gesetzlichen Bauernbefreiung eine Feldbereinigung durchführte, die die Bauern und Kossäten gegen angemessene Entschädigung zu selbständigen Eigentümern machte. Den entsprechenden Vertrag mit den sieben „Wirten“, unter denen sich eine Witwe Schöps geb. Dorothea Charlotte Blisse befindet, schloß Beyme am 2. April 1806, so daß wir den Zeitpunkt des Erwerbs auf Ende 1805 festsetzen dürfen. Nach dem Abschluß des Vertrages, der die Hufenstücke der Gutsherrschaft von denen der Bauern trennte, wurde also aus dem bisherigen Gutsbezirk eine Dorfgemeinde. Der 1050 Morgen umfassende Gutsbezirk wurde im Norden begrenzt durch die heutige Südendstraße, im Osten durch die Bismarckstraße und den Stadtpark, der damals noch zum Birkbusch gehörte. Vom Birkbusch zog sich die Grenze die Bäke entlang (heute Haydn-Park—Brahmsstraße—Hindenburgdamm) bis zur alten Dorfstraße, der heutigen Schloßstraße. Die Nordwestgrenze werden der heutige Fichteberg und die Lepsiusstraße gebildet haben. Der den Bauern zugesprochene Teil der Dorfllur umfaßte ungefähr 1240 Morgen. Innerhalb des ehemaligen Gutsbezirks erinnern die Fronhöfer- und Beymestraße an die früheren Besitzer. Gelegentlich eines Besuches Friedrich Wilhelms III. in Steglitz soll nach Stölzel der König im Park einen Tulpenbaum gepflanzt haben, den man angeblich mit einer Erinnerungstafel aus Erz versah. Sie ist heute nicht mehr vorhanden. Als nach der Begrüßung Kaiser Alexanders in Berlin am 25. Oktober 1805 beide Majestäten auf ihrer Fahrt nach Potsdam Steglitz passierten, ließ Beyme 24 Salutschüsse abfeuern. Nach seiner Verabschiedung 1820 übertrug Beyme Schinkel den Umbau des Schloßchens, das später Wrangel als Mieter, nicht als Besitzer, im Sommer bewohnte. Nach Beymes Tode verkaufte seine Tochter, Frau v. Gerlach, die Gutsländereien an den Staat, der dann fast das ganze Gebiet aufteilte und verkaufte. Nur Schloß und Fichteberg und 100 Morgen Wald blieben im staatlichen Besitz.

Zwischen Beyme und dem König entwickelte sich in der Steglitzer Zeit ein vertraulicher Briefwechsel, in dessen Mittelpunkt Zastrow stand, der sich in aufdringlicher Weise wegen seines vermeintlichen Einflusses als Minister des Auswärtigen auf Napoleon empfohlen hatte. Wie aus Beymes Briefen hervorgeht, hat er sich in keiner Weise an den von Zastrow gegen Stein angestellten Intrigen beteiligt, ihn auch nicht dem König als Außenminister empfohlen.

Steins Wirken als Minister sollte kaum ein Jahr währen. Sein Brief vom 15. August 1808 an den Fürsten Wittgenstein mit der Aufforderung, in Hessen und Westfalen einen Aufruhr zu schüren, war Napoleon in die Hände gefallen und bot ihm den erwünschten Anlaß, Steins Entlassung zu fordern. Diesem Ersuchen entsprach der König auf Steins eigenen Wunsch durch die Kabinettsordre vom



### Gutshaus in Steglitz

1804 von Heinrich Gentz für Beyme erbaut

(Umzeichnung des im Märkischen Museum befindlichen, signierten und datierten Originalentwurfs)

24. November 1808. Es folgte nun das Ministerium Dohna-Altenstein, das im allgemeinen nicht günstig beurteilt wird, schon weil es den Vergleich mit dem großen Vorgänger nicht standhielt. Bekannt ist jener Spottvers, der die darin handelnden Personen glossiert:

„Man nehme einen Nagler an,  
Der einen Sarg vernageln kann.  
Dann setze man als Leichenstein  
'Nen xbeliebigen Alten Stein,  
Sodann pflanz' man noch Beyme drauf,  
Dann steh'n die Toten nimmer auf!“

Friedrich Ferdinand Alexander Burggraf zu Dohna-Schlobitten, geb. 1771, stand seit 1790 im preußischen Staatsdienst, zuletzt als Kammerpräsident in Marienwerder. Sein gleichaltriger Kollege Karl Frhr. von Stein zum Altenstein aus alter fränkischer Dynastenfamilie begann seine Laufbahn bei der Kriegs- und Domänenkammer im damals preußischen Ansbach, wurde 1799 von Hardenberg gleich seinem Schwager, dem Geh. Legationsrat Karl Ferdinand Friedrich Nagler nach Berlin ins Ministerium berufen. Nach der Katastrophe von 1806 waren beide der königlichen Familie nach Königsberg und Tilsit gefolgt. Der nunmehr zum Geh. Staatsrat und Direktor der zweiten Sektion des Ministeriums ernannte Nagler spielte in diesem Kabinett eine besondere Rolle. Dem Umstand, daß Nagler sich in hohem Maße der Gunst der Königin erfreute, deren Korrespondenz er auch führte, wird auch wohl sein Schwager Altenstein wesentlich die hohe Stellung zu verdanken haben. 1823 erwarb Nagler den preußischen Adel und starb 1846 als Staatsminister.

An Steins Stelle als Finanzminister trat Altenstein, Dohna wurde Innenminister, August Friedrich Ferdinand Graf v. d. Goltz Außenminister, während Scharnhorst das Kriegswesen übernahm. Beyme wurde Geh. Staats- und Justizminister, Großkanzler und Chef der Justiz. Stein selbst hatte ihn vor seinem Abgang für diesen Posten vorgeschlagen. In der Ernennungsurkunde v. 25. November 1808 hob der König als Grund der Wahl die ihm und dem Staate bisher bezeugte Anhänglichkeit und bekannte Fähigkeit zur Verwaltung eines höheren Justizpostens hervor. In einem Brief an Kirchhausen, der nun Beymes Stelle als Chefpräsident des Kammergerichts einnahm, bezeichnete es der Leiter des ostpreußischen Departements Frhr. v. Schrötter als eine Notwendigkeit „bei der sonstigen Anarchie im Geschäftsgange“ Beyme ins Ministerium zu ziehen. Daß übrigens Stein Beyme angelegentlich dem König empfahl, ist symptomatisch für die in der Zusammenarbeit mit Beyme gewonnene hohe Meinung Steins von den Fähigkeiten des ehemals gehaßten Kabinettsrats, besonders auf organisatorischem Gebiet. Stein hat dann auch Beyme für die einzige Persönlichkeit gehalten, die





(L. Buchhorn dir.)

imstande sei, beim König alle Reformpläne durchzusetzen, die ihm am Herzen lagen, so u. a. die Bildung der ländlichen Kommunalbehörden und die Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit, für die, wie Stein wußte, Beyme längst eingetreten war. Am 28. Dezember 1808 übernahm Beyme zunächst nur die Geschäfte der außer Wirksamkeit getretenen „Immediat - Friedensvollziehungscommission“ und damit das Justizdepartement diesseits der Weichsel. Jenseits fungierte noch der Kanzler v. Schroetter als Chef der Justiz, bis am 9. Januar 1809 auch die dortigen Justizbehörden (die Regierungen zu Königsberg und Marienwerder sowie das Hofgericht zu Insterburg) von Beymes Ernennung Nachricht erhielten mit der Anordnung, bis zur Rückkehr des Königs nach Berlin ihre Berichte nach Königsberg einzusenden. Bei der Verwaltung des Justizministeriums hatte Beyme als grundlegend und maßgeblich das sog. politische Testament Steins v. 24. November 1808 angesehen, das von Aufhebung der Erbuntertänigkeit, der Fronen, der Patrimonialgerichtsbarkeit und der allgemeinen Nationalrepräsentationen, die jedem Untertanen ein Recht an der Teilnahme am Staatsleben zusichert, handelt. Für den Minister für auswärtige Angelegenheiten blieb das noch unter Steins Amtsführung erlassene Regulativ v. 21. September 1808 bindend. Sachen, die in alle Verwaltungszweige eingriffen, sollten im Staatsministerium gemeinsam beraten werden. In der Praxis war es allerdings so, daß während eines ganzen Jahres das Staatsministerium nicht zusammentrat, weil ein Fall, der eine gemeinschaftliche Beratung erforderlich gemacht hätte, nicht vorlag. Wenn man es auch nicht offen aussprach: man vermied damals schmerzlich das Kabinett und erinnerte sich fast mit Wehmut der Zeiten, da Beyme die Fäden der inneren Verwaltung fest in der Hand gehalten hatte. Er war es auch, der dem König am 25. August 1808 in einem Immediatgesuch den Vorschlag unterbreitete, dem Staatsministerium den Charakter eines Zentrums der gesamten Staatsverwaltung zu geben. Im Zuge dieser Reform sollte die Abteilung für Kultur und Unterricht zu einem eigenen Ministerium ausgestaltet werden. Zunächst mochte der König bei seiner typischen Abneigung gegen größere Gremien sich noch nicht entscheiden; ein

erneuter Versuch Beymes am 31. März 1809, der vermutlich zum Erfolg geführt hätte, kam zu spät. Denn das Ministerium Dohna-Altenstein stand bereits vor seinem Sturz. Napoleon drängte Ende 1809 mit unerbittlicher Härte auf Zahlung der während der Kriegszeit rückständig gebliebenen Kontributionen, doch waren die dem König nach dem Tilsiter Frieden noch verbliebenen Provinzen am Ende ihrer Leistungsfähigkeit, und ein Versuch, in Holland eine Anleihe aufzubringen, war fehlgeschlagen. Eine der älteren Schwestern der Königin Luise, die Erbprinzessin Therese von Turn u. Taxis, hatte den Kaiser um Aufschub gebeten, jedoch die brutale Antwort erhalten: „Si le roi ne peut pas payer, il n'a qu'à me céder la Silésie.“ Das Ministerium befand sich daher in einer äußerst schwierigen Lage und sann vergeblich auf Mittel zur Vermeidung einer Gebietsabtretung. Wittgenstein unterbreitete in einer Denkschrift an den König v. 12. März 1810 den Plan, 25 000 wohlhabende Leute sollten eine Vermögenssteuer von 4000 Taler bezahlen, von denen 25 v. H. in bar und 75 v. H. in Staatspapieren angenommen werden sollten. Diese Zwangsanleihe von insgesamt 100 Millionen Talern sollten mit 5 v. H. verzinst und nach einem besonderen Plan amortisiert werden. Aus einem Schreiben des Fürsten an den König v. 16. März 1810 geht hervor, daß Beyme sich von diesem Unternehmen keinen Erfolg versprach, weil er daran zweifelte, daß sich 25 000 Personen, die eine Zahlung von 1000 Taler zu leisten vermöchten, ausmitteln ließen. Angesichts der drohenden Haltung Napoleons und um das Schlimmste zu verhüten, kam es zu jenem Konferenzbeschuß v. 12. März 1810, der die Unterschriften von Goltz, Altenstein, Dohna, Beyme und Scharnhorst (!) trug, und darauf hinauslief, sich mit einer Territorialzession abzufinden. Der in diesem Beschuß von Beyme konzipierte Passus: „Unter dieser Bedingung (nämlich engste Verbindung mit Frankreich) wäre eine Territorial-Cession, so wenig wir auch sonst dazu raten könnten, sehr zu verantworten“, klingt sehr pythisch. Daß dieser unselige Beschuß nicht zur Auswirkung gelangte, bleibt das Verdienst des Fürsten Wittgenstein. Er hatte in ständiger Verbindung mit dem auf seinem Gut Tempelhof weilenden Hardenberg gestanden und mit ihm über die Möglichkeiten beraten, wie den französischen Forderungen zu genügen sei. Mit Unterstützung des französischen Gesandten in Berlin, Comte de St. Marsan, war es auch gelungen, Napoleon zu bewegen, der Ernennung Hardenbergs zum Staatskanzler mit ausgedehnten Vollmachten seine Zustimmung zu geben. Hardenberg hatte sich völlige Handlungsfreiheit ausbedungen, weil er seine Kräfte nicht durch Kämpfe mit widerstrebenden Elementen verzetteln dürfe, wobei er wohl besonders an Beyme dachte. Wenngleich er in diesem einen vorzüglichen Justizminister sehe, müsse er bei der Aktivität dieses Mannes doch Übergriffe in fremde Gebiete fürchten. Wittgenstein, der damals in freundschaftlichem Verkehr mit der Familie Beyme stand, war bestrebt, Beyme im Kabinett zu halten, schon um dem König den Schmerz der Trennung von ihm zu ersparen. Er sondierte in dieser Angelegenheit bei Hardenberg, anscheinend mit gutem Erfolg. Dieser hätte Beyme nicht mehr abgelehnt, wenn er sich von Altenstein und dessen politischen Ansichten getrennt hätte. Hierzu konnte sich Beyme jedoch aus Gewissensgründen nicht verstehen. So entließ Friedrich Wilhelm mit K.O. vom 4. Juni 1810 Altenstein, Nagler und Beyme. An Beymes Stelle trat Kirchhausen als Justizminister, der Titel Großkanzler fiel weg, da er sich mit dem des Staatskanzlers nicht vertrug. Mit Beyme starb also der letzte Großkanzler. Dem ersten, Cocceji, war am 8. März 1747 die „Charge eines Großkanzlers des Königreichs und aller übrigen Lande“ zugleich mit dem Schwarzen Adlerorden verliehen worden. Die Bestallung sagte freilich nichts Näheres über die mit dem Großkanzleramt verbundenen Rechte und Pflichten aus, Cocceji wurde nur angewiesen, in der Leitung des Justizwesens fortzufahren. Demnach handelte es sich lediglich um einen besonderen Ehrentitel.

Die Entlassung wurde Beyme mit folgendem gnädigen Handschreiben seines Königs angezeigt:



„Mein lieber Staatsminister und Großkanzler Beyme! Wichtige Betrachtungen bewegen Mich, Euch Eurer bisherigen Dienstleistungen zu entbinden. Da Ich aber, wie Ihr wisset, Eurer Anhänglichkeit an Meine Person die vollkommenste Gerechtigkeit widerfahren lasse, und diese sowohl als den Eifer, mit welchem Ihr Mir bisher gedient habt, dankbar anerkenne, so will Ich Euch als einen Beweis dieser Gesinnungen, eine jährliche Pension von 3000 Thlr. vom 1. Juni d. J. an auf Eure Lebenszeit bewilligen, wogegen Eure Besoldung von eben dem Tage aufhört. Zu Eurem Nachfolger habe Ich den Kammergerichtspräsidenten v. Kirchhausen mit dem Charakter als Justizminister ernannt. Diesem werdet Ihr also alles übergeben, was auf Euer Departement Bezug hat. Ich verbleibe übrigens Euer wohlaffectionirter König

Friedrich Wilhelm

Charlottenburg, d. 4. Juni 1810.“

Beymes Arbeit am Wiederaufbau der Monarchie fand damit ihren einstweiligen Abschluß. Zu erwähnen wäre noch sein nicht geringer Anteil an der Errichtung der Berliner Universität. Wie uns Bassewitz berichtet, war in Berlin allgemein bekannt, daß Beyme als erster den König für diesen Gedanken zu gewinnen wußte. Bassewitz spricht auch von dem im Beymeschen Nachlaß vorgefundenen umfangreichen Briefwechsel mit namhaften Persönlichkeiten und angesehenen Gelehrten über die Art der Einrichtung der Universität. Auch der Regierungspräsident von Berlin Theodor Gottlieb v. Hippel bestätigt, daß der Plan der Stiftung der Universität Berlin hauptsächlich von Beyme ausgegangen und gefördert worden sei.

Nach Ausbruch der Freiheitskriege fand Beyme eine vorübergehende Verwendung als Zivilgouverneur von Pommern. Am 3. Juni 1814 wurde er wie die übrigen Zivilgouverneure von den Geschäften entbunden und mit dem Eisernen Kreuz II. Kl. am weiß-schwarzen Bande ausgezeichnet. Am 17. Januar 1816 erfolgte mit gleichzeitiger Verleihung des Roten Adlerordens II. Kl. mit Eichenlaub seine Nobilitierung (Wappen: Schild geviert mit Mittelschild, in dem auf grünem Boden ein grünbelaubter Baum steht. Im 1. und 4. Quartier in Silber zwei schwarze Flügel mit dem goldenen Kleestengel, im 2. und 3. in Gold ein grüner Lorbeerkrantz. Auf dem Schild zwei Helme, auf dem rechten mit schwarz-goldener Decke der von dem offenen Flug umschlossene Lorbeerkrantz, auf dem linken mit grün-goldener Decke der Baum). Am 20. Juni 1816 wurde er gemeinsam mit dem Justizminister v. Kirchhausen mit der Justizreform in den Rheinprovinzen beauftragt. Als am 20. März 1817 der Staatsrat für Justizangelegenheiten eingerichtet wurde, erfolgte am selben Tage Beymes Berufung als Mitglied. Am 3. November 1817 wurde er zum Chef der Justizkommission zur Prüfung der Justizverwaltung in den Rheinprovinzen ernannt und zugleich mit der Revision des Allg. Landrechts und der Gerichtsordnung beauftragt und erhielt Sitz und Stimme im Staatsministerium. Als der Fürst-Staatskanzler an die den König beherrschenden reaktionären Elemente ein Zugeständnis nach dem andern machte, schloß Beyme sich der von Wilhelm v. Humboldt und Boyen geführten Opposition an. Mit diesen zusammen verfaßte er die Denkschrift gegen die Karlsbader Beschlüsse. Damit wurde seine Stellung unhaltbar. Nachdem er am 16. Januar 1819 mit dem Roten Adler-Orden I. Kl. mit Eichenlaub ausgezeichnet worden war, erfolgte Silvester 1819 seine Entlassung aus den Geschäften. Am Augsburger Konfessions-Jubelfeste am 25. Juni 1830 verlieh ihm die Friedrich-Wilhelm-Universität in Anerkennung seiner Verdienste um ihre Gründung die philosophische Doktorwürde.

Am Sonnabend, dem 8. Dezember 1838, 6.30 Uhr abends entschlief Karl Friedrich v. Beyme in seinem Berliner Heim. Noch um 10 Uhr des gleichen Abends wurde die Leiche nach Steglitz überführt und am 13. Dezember in Dahlem beigesetzt, wo seine erste Gattin Charlotte Ernestine ihre Ruhestätte gefunden hatte. Die Särge wurden



Carl Frhr. vom Stein zum Altenstein

1894 nach Parsow in Pommern überführt. Seine zweite, 1835 gestorbene Gattin ist auf dem ehemaligen Friedhof in Steglitz, Schloßstraße 44, bestattet worden.

Das jetzt noch blühende Geschlecht Beyme hat als Ahnherrn den bereits erwähnten jüngeren Bruder Franz Friedrich Beyme. Dessen Urenkel Ernst Friedrich und Julius Theodor Gustav, beide Fideikommißherren in der Provinz Westpreußen, erhielten am 27. Januar 1906 den preussischen Adel, ebenso ihr jüngerer Bruder Friedrich, Fideikommißherr auf Ostrowo, Kreis Hohensalza, im Jahre 1913. Das Wappen ist dem Karl Friedrichs angeglichen. (In Silber auf grünem Boden ein natürlich befruchteter Eichbaum. Auf gekröntem Helm mit grün-silbernen Decken ein offener silberner Flug.)

Beyme, wie auch sein Kollege Lombard, aus kleinen Verhältnissen stammend, hatten es doppelt schwer, sich den adligen Würdenträgern der Monarchie gegenüber durchzusetzen. Hinzu kam, daß Beymes Äußeres nichts Anziehendes hatte. Von kleiner gedrungener Gestalt und krummbeinig, besaßen nur seine großen schwarzen hervorstehenden Augen etwas Faszinierendes. Neben Altenstein hielt ihm eigentlich nur sein königlicher Herr die Treue. Freilich büßte er auch sie ein, als er entschieden ablehnte, den reaktionären Maßnahmen des Königs und des Fürsten-Staatskanzlers seine Unterstützung zu leihen.

Wir sehen in Beyme einen Staatsbeamten bester preussischer Tradition, aufgeschlossen für die aufkommenden liberalen Ideen seiner Zeit. Seine aufklärerisch-humanistische Gesinnung wies ihn auf die Seite der Reformer. Rühmend wert an ihm ist auch die Tatsache, daß er nicht wie manche hochgestellte preussische Persönlichkeit in dem siegreichen Korse einen Gott sah, den keine Macht der Welt zu stürzen vermöchte. Im Gegenteil, er hielt Preußens innere Kraft nicht für gebrochen. Daher sein Votum gegen einen Waffenstillstand in der Konferenz von Ostrode am 21. 11. 1806, daher auch seine Forderung nach der unglücklichen Schlacht von Friedland, den Widerstand fortzusetzen. Und als nach der Schlacht von Aspern der österreichische Oberst v. Steigentesch mit erneutem Bündnisantrag und verlockenden Versprechungen seines Kaisers in Königsberg eintraf, war es Beyme, der leidenschaftlich für den Krieg eintrat und Steigentesch an Scharnhorst und

Gneisenau verwies, in der Hoffnung, es werde diesen gelingen, den König für ein Bündnis zu gewinnen. Wenn Max Lehmann in seiner Stein-Biographie kein gutes Haar an ihm läßt, und Ulmann ihn abfällig kritisiert, weil er sich angeblich einer russophilen Politik widersetzt habe, so sind diese Urteile wenig fundiert und gar zu hypothetisch, besonders wenn diese Historiker behaupten, er habe nur dann Festigkeit im Entschluß gezeigt, wenn er sicher gewesen sei, damit die Meinung des Monarchen getroffen zu haben. Lehmanns Auffassung, Beyme sei ein Hindernis der Reformprogramme gewesen, kann leicht durch Tatsachen widerlegt werden, wie auch die Otto Hintzes, Beyme habe es verschuldet, daß Preußen als nicht bündnisfähig gegolten habe. Wer der Meinung ist, daß Beymes Leistungen für den preußischen Staat sowohl als Staatsmann wie auch als Jurist und Rechtsreformer sehr beachtlich gewesen sind, befindet sich in guter Gesellschaft, nämlich in der von Max Lenz, der Beymes Leistungen Gerechtigkeit widerfahren läßt. Aber auf einen noch unverdächtigeren Kronzeugen, keinen geringeren als Hardenberg, darf man sich berufen, der offen bekennt: „Ich muß dem Geh. Kabinettsrat Beyme die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß alles, was Gutes und Kräftiges geschah, bis ich selbst Anfang April 1807 das Departement wieder übernahm, allein in diesem Zeitpunkt von ungefähr einem Monat fällt.“ Der historische Beyme ist ein anderer als der Beyme der zeitgenössischen Presse. In die innere Gesetzmäßigkeit seiner Zeit gestellt, verfiel er keineswegs dem Einfluß seiner Umwelt, ordnete sich nicht widerstands- und urteilslos den realen Faktoren des herrschenden Systems unter und wurde nicht zu dessen bläsem Schemen. Im Gegenteil, Beyme gehört zu den profilierten und gestaltenden Männern seiner Zeit, und die Gerechtigkeit gebietet, ihm die Achtung nicht zu versagen, auf die seine Persönlichkeit und sein Wirken Anspruch erheben dürfen.

#### Zwei Briefe des Geh. Kabinettsrat Beyme an die Gräfin Lichtenau

„Ich bedaure es sehr, daß ich heute eine sehr unangenehme Veranlassung erhalte, Euer Hochgeboren zu schreiben. Es ist nämlich vom Carlsbad aus die Nachricht hieher gekommen, daß die Frau Gräfin sich erlauben sollen, auf eine sehr indelicate und unehrerbietigen Weise über Se. Majestät den König, und das gegen Sie beobachtete Verfahren ganz laut zu sprechen. Ich kenne zwar Ew. Hochgeborenen Diskretion und kann mich daher auch nicht bestimmen, solchen Erzählungen Glauben beizumessen. Da ich sie aber nicht ganz verwerfen kann, so halte ich es für meine Pflicht, dieselben zu warnen. Ist es Verleumdung, so ist meine Warnung unschädlich. Sollte aber irgend etwas daran sein, so kann dieselbe Ihnen nützlich werden.

Denn ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß, wenn diese Nachrichten sich bestätigen sollten, Se. Majestät der König, bei aller Ihnen bisher bewiesenen Schonung und Milde, sich genötigt sehen würden, gegen ihre Neigung, wieder strengere Maßregeln eintreten zu lassen. Charlottenburg, 6. Aug. 1801.“

„Es geht mir in der Seele nahe, daß Ew. Hochwohlgeboren auch nur einen Augenblick besorgen können, daß meine Gesinnungen gegen Sie die geringste Änderung erlitten haben. Ich beteure Ihnen, daß dies nicht der Fall ist, und daß, wenn ich Ihnen gestern nicht so teilnehmend als sonst erschienen, solches nur eine unwillkürliche Folge der mich jetzt mehr als gewöhnlich belastenden Geschäfte gewesen sein kann. Es ist in meiner Lage oft unmöglich, aus einer Stimmung, die einen in dem Augenblick, da man einen Besuch erhält, ganz erfüllt, in eine ganz entgegengesetzte, die der Besuch erfordert, so ganz überzugehen, daß der Zwang nicht sichtbar sein sollte. Entschuldigen Sie dies gütigst und zählen Sie immerdar auf meine unbegrenzte Teilnahme. Berlin, 22. März 1804.“

#### Quellen und Literatur

Akten des Preuß. Geh. Staatsarchivs (Rep. 92, Hardenberg); Friedr. v. Coelln, *Galerie preuß. Charaktere*, Germanien 1808; Joh. Kasp. Friedr. Manso, *Gesch. d. preuß. Staates*, Frankfurt 1819–20, 3. Aufl.; Theodor v. Hippel, *Beitrag zur Charakteristik des Königs Friedr. Wilh. III.*, Bernburg 1841; R. Fr. Eylert, *Charakterzüge aus dem Leben Friedr. Wilh. III.*, Magdeburg 1842; v. Minutoli, *Beitrag zu einer künftigen Biographie Friedr. Wilh. III.* sowie einiger Staatsdiener u. Beamten seiner nächsten Umgebung, Berlin, Posen, Bromberg, 1843; Georg Heinrich Pertz, *Das Leben des Frhrn. vom Stein*, Berlin 1849; Magnus Friedr. v. Bassewitz, *Die Kurmark Brandenburg während der Jahre 1809 und 1810*. Aus dem Nachlaß hrsg. v. Karl v. Reinhard, Bd. 1–3, Leipz. 1851–1860; Aufs. Beyme v. Caro in der *A. D. B.* 1875; Leopold v. Ranke, *Hardenberg u. die Geschichte d. preuß. Staates v. 1793–1813*, ebda. 1879–81; Paul Baillet, *Preußen u. Frankreich von 1795–1807*, ebda. 1881; Adolf Stölzel, *Carl Gottlieb Svarez*, Berlin 1885; Ders. Brand, = *Preußens Rechtsverwaltung u. Rechtsverfassung*, II. Bd., ebda. 1889; Carl v. Clausewitz, *Nachrichten über Preußen in seiner großen Katastrophe*. 2. Kap. *Charakteristik der bedeutendsten Männer = Kriegsgeschichtl. Einzelschr.*, hrsg. v. Gr. Generalstabe, H. 10, Berlin 1882; Max Lehmann, *Der Ursprung d. preuß. Kabinetts* = H. Z. 63, 1889; Hermann Hueffer, *Die Kabinettsregierung in Preußen u. Joh. Wilh. Lombard*, Leipz. 1891; Heinrich Ulmann, *Russ.-preuß. Politik unter Alexander I. u. Friedr. Wilh. III.* bis 1806, ebda. 1899; Max Lehmann, *Frhr. v. Stein*, 3 Bde., ebda. 1902–05; Otto Hintze, *Preuß. Reformbestrebungen vor 1806* = H. Z. 76, 1902; Max Lenz, *Gesch. d. Univ. Berlin*, Halle 1910; Paul Haake, *König Friedr. Wilh. III.*, *Hardenberg u. die preuß. Verfassungsfrage* = FBPG 26, 1913, 28, 1915, 30, 1918, 32, 1920; Heinr. Otto Meisner, *Zur neueren Gesch. d. preuß. Kabinetts* = FBPG 36, 1924; Ludwig Dehio, *E. Reformdenkschrift Beymes aus dem Sommer 1806* = FBPG 38, 1926; Erich Botzenhart, *Die Staats-u. Reformideen des Frhrn. v. Stein*, Tübing. 1927; Karl Disch, *Der Kabinettsrat Beyme u. die auswärtige Politik i. d. J. 1805 u. 1806* = FBPG 41, 1928; Hans Grantzow, *Pläne u. Ansichten zur Entwicklung Berlins*, 4. H. o. O. u. J.; Aufs. Beyme v. Hans Haubherr in NDB, 1955; Briefadlige Taschenbücher v. 1913 u. 1939. — Wohlberedt, *Grabstätten* . . . S. 132 und 249.

#### Kurt Pomplun:

### Das Gutshaus in Steglitz

ist ein schlichter Bau, dem die Um- und Ausbauten der letzten Jahrzehnte nicht gerade zum Vorteil gereichen. Allein die Nordfront entspricht im großen und ganzen noch dem ursprünglichen Entwurf von Heinrich Gentz (1766–1811), dessen Originalzeichnungen im Märkischen Museum liegen. Es gibt sehr exakte Stiche nach diesen Zeichnungen, die von Elsner stammen und 1810 bzw. 1811 datiert sind.

Aus dem Aufriß der Südfront ist nun ersichtlich, daß der Architrav des Portikus eine Inschrift erhalten sollte, die Gentz nach einer noch heute gebräuchlichen Architektengepflogenheit durch die sinnlose Aneinanderreihung von Versalien skizziert, aber zum Schluß durch die Jahreszahl MDCCCIII eindeutig datiert hat. Die Ausführung des Baues dürfte ein Jahr später erfolgt sein, da wir aus dem Jahre 1804 einen von David Gilly gezeichneten Konkurrenzentwurf kennen und überdies aus Johann Christian Gä-

dickes „Lexicon von Berlin und der umliegenden Gegend. Enthaltend alles Merkwürdige und Wissenswerthe von dieser Königsstadt und deren Gegend. Ein Handbuch für Einheimische und Fremde“, Berlin 1806, unter dem Stichwort Steglitz von „einem schönen 1804 erbauten herrschaftlichen Wohnhause und neu angelegtem Garten“ erfahren.

Die bekannte Begegnung Schiller/Beyme („Mittags bei Beyme“) hat allerdings nicht in diesem Hause stattgefunden, sondern in Beymes Potsdamer Wohnung, Nauener Straße 26, am Wilhelmsplatz. Eine Tatsache, die wir nicht nur aus Schillers Eintragung in seinem „Calender“ wissen, sondern darüber hinaus durch seinen Brief vom 16. Juli 1804 an Hufeland bestätigt wird (vgl. a. Kania: Goethe u. Schiller in Potsdam. In: Mitt. Ver. f. G. Bln. 42. Jg. [1925] 114 ff.).

## Hundert Jahre „Aktienbudiker“

Ein Beitrag zur Berliner Theatergeschichte

(mit 2 Abb. im Text und in einer Bildwiedergabe auf Tafel II)

Am 9. Juli d. J. waren 100 Jahre vergangen, seit die große Berliner Lokalposse ihren Siegeszug über die deutschen Bühnen antrat. Ein wichtiges kultur- und theatergeschichtliches Ereignis. Seinem Gedenken ist die folgende anspruchsvolle Abhandlung gewidmet.

Der Schauplatz des Ereignisses war das „Neue Königsstädtische Sommertheater Franz Wallners“ (eröffnet am 11. 5. 1856 in der Blumenstraße 11 im Bouchéschen Blumen Garten), in nächster Nähe der „Grünen Neun“<sup>1)</sup>, Blumenstraße 9 b. Der Titel des Stückes lautete: „Wie gewonnen, so zerronnen“, Bilder aus dem Volksleben in drei Abteilungen nach der Wiener Posse „Der Actiengreißler“ von Anton Langer<sup>2)</sup>. Für die hiesige Bühne bearbeitet von David Kalisch, Musik von A. Conradi. Nach wenigen Aufführungen wählte Kalisch den zugkräftigeren Titel „Der Aktienbudiker“. — Im Jahre 1856 zählte Kalisch als Mitgründer des Kladderadatsch (1848) schon zu den volkstümlichsten politischen Tagesschriftstellern an der Spree. Als Verfasser politischer Fossen hatte er sich kurz vor und während der Revolution durchgesetzt mit „100 000 Thaler“ (23. 12. 1847), „Berlin bei Nacht“ (12. 4. 1849), „Junger Zunder — alter Plunder“ (26. 9. 1850) und den burlesken Einaktern „Berliner auf Wache“ (7. 11. 1848), „Der Markt der Ideen“ (30. 12. 1850) und „Ein Märzgefangener“ (27. 3. 1851). Die Aufführungen hatten dem Königsstädtischen Theater am Alexanderplatz zu letzten großen Erfolgen, aber wegen ihrer politisch-demokratischen Tendenz auch wohl zu seinem Ende verholfen<sup>3)</sup>.

Trotz des erneut einsetzenden Druckes der Zensur blieb Kalisch in den Couplets der neuen Fossen zeitgebunden und nahm den Kampf mit dem Rotstift der wieder emsig tätigen Lektoren am Polizeipräsidium mutig auf<sup>4)</sup>. Da er keine Fähigkeiten zur Fügung einer dramatischen Handlung besaß, hatte ihn wohl Franz Wallner auf das Volksstück des Wieners Anton Langer hingewiesen<sup>5)</sup>, der als ein trefflicher Schilderer des Wiener Volkslebens galt.

In derb-komischen Szenen gibt Langer tiefe Einblicke in das Wiener Gemüt. Dem kritischen Auge und Ohr des Korrespondenten der Spenerschen Zeitung mußte sich allerdings der Reiz des harmlos-anmutigen Wiener Späßes, wie er in zahlreichen Vorstadttheatern und auf Sommerbühnen geboten wurde, entziehen<sup>6)</sup>. Am „Actiengreißler“ tadelt er die „für alle Wiener Volkspossen“ hausbackene Moral und die hohlen Tugendphrasen, die vom Berliner Publikum belacht und schließlich ausgezischt werden würden. Trotz mehrfacher Wiederholungen würden immer noch zahlreiche Zuschauer in die Sommerbühne des Theaters an der Wien, die Arena, durch Langers „Actiengreißler“ gelockt.

Soweit der strenge Kritiker den Grund für den Erfolg in der Tendenz des Stoffes, den „Zug zur Mode“ erkennen zu können glaubt, muß ihm zugestimmt werden. Gewaltig schoß die Zahl der Aktiengesellschaften an den Metropolen des Handels, in Paris, Wien und Berlin im Zuge der industriellen Entwicklung empor und erzeugte manche stinkende Sumpfbüthe in den Schichten der neuen Gesellschaft. Zum Börsenglück gesellten sich die durchtriebenen Ränke des Börsenschwindels und Börsenbetruges. In Paris wurden sie trefflich charakterisiert in der klassischen Komödie von H. de Balzac — Mercadet (1851), in François Ponsards<sup>7)</sup> satirischem Lustspiel „L'honneur et l'argent“ (1853) und „La bourse“ (1856), welches nach Behauptung des Wiener Berichterstatters der Spener eine starke Ähnlichkeit mit dem „Actiengreißler“ aufweist. — In Berlin vermehrte sich

die Zahl der Aktiengesellschaften namentlich infolge des Baues neuer Eisenbahnlinien. Die Aktualität des Schicksals eines kleinen Mannes aus dem Volke, der durch Börsenglück aus der Sphäre solider Kleinbürgerlichkeit gerissen und gar schnell wieder erbarmungslos in den Zustand größter sozialer Not zurückgeschleudert wird, wird für Franz Wallner als Theaterpraktiker bestimmend gewesen sein, dem führenden Berliner Possenautor David Kalisch das österreichische Stück zur Bearbeitung zu übertragen. Zugleich wollte er jedoch den entscheidenden Schritt tun, um seine langgehegte Lieblingsidee zu verwirklichen: Aus Wiener „G'müt“ und Berliner Geistigkeit einen Trank mischen, daß ganz Berlin sich „vor lauter Plaisir auf den Kopf stellen soll“<sup>8)</sup>.

Das oben angeführte ablehnende Urteil eines Berliner Korrespondenten über das Langersche Stück läßt uns für die Größe des Wagnisses das rechte Verständnis gewinnen.

Handlung und Charaktere werden fast unverändert übernommen: Das Schicksal eines aus seinen soliden Kreisen durch eine Erbschaft gerissenen Glücksritters, dessen pseudo-sozialer Aufstieg ein jähes Ende findet, als die in ihrem Kern bereits faulende Gesellschaft, in die er einzudringen sucht, ihn ablehnt und der durch eine edle Tat sich im alten Kreise eine neue sittliche Grundlage schafft, vom Glücke zum Narren erniedrigt, innerlich aber stets ein anständiger Mensch bleibend.

Die Leistung Kalischs beruht auf der sprachlichen Übertragung des Textes aus dem anmutigen Wienerischen in handfestes Berlinisch. Das beweist er schon mit der Wahl des endgültigen Titels „Der Aktienbudiker“. Greißler bedeutet im Österreichischen „Gemischtwarenhändler“<sup>9)</sup>, in Berlin ist das Wort um 1850 noch in gleicher Bedeutung gebräuchlich (vgl. Auftittslied des Budikers, im Jahrbuch unserer Vereinigung 1954 S. 59 links abgedruckt: „Und Käse ganz antiker, ick bin man een Budiker“).

Eine Gegenüberstellung einer Anzahl ausgewählter Stellen aus dem Wiener Original und der Berliner Bearbeitung möge von der Art der Übertragung eine Vorstellung geben:

1. Wien: Schaut's dieses Genick an, heut' auf der Börs' hab ich mir's brochen.
2. Berlin: Die Pauke hat ein Loch.
1. Wien: Trinken Sie schwarz oder weiß ... Sehr weiß, wenn ich bitten darf, auf'n Schwarzen krieg' ich — Wallungen —.
2. Berlin: Halb einfach — halb doppelt — weiß-schwarz regt er mir zu sehr auf. (Eine versteckte Anspielung auf die preußischen Farben als Sinnbild der Reaktion.)
1. Wien: D'Losung verraten? Ein Deutschmeister? — Den hett i mit'n Gewehrkolben ein Infanteriedeuter geb'n, daß ihm 's Naturell z'bröckelt wär.
2. Berlin: Die Parole verraten? Dunderwetter nochmal, ich hätte ihm mit dem Kuhfuß eenen Wink ins Naturell jegeben, daß er seine sämtlichen Gliedmaßen int Schnupptuch hätte zu Hause tragen müssen.
1. Wien: Börsenmänner mit'n Adlerblick.
2. Berlin: Jejen Ihren scharfen Blick muß sich ein Adler ins Blindeninstitut zurückziehen.

1. Wien: Couplet:  
Was die Herren all's begehren / Wenn man  
in einen Dienst tritt ein, / Dazu gehören,  
um mit Ehren / Zu bestehn, Madeln fein.
2. Berlin: Couplet:  
Kein weiblicher Erdenbewohner / hat soviel  
zu dulden wie wir / Die Welt nennt uns  
Küchendragonen / Doch Welt, wie verachte  
ich Dir!
1. Wien: Er glaubt, weil er reich is, darf er nur Ha-  
ferl<sup>10)</sup> sagen — i aber sag nit Haferl, son-  
dern Häfen, von mir kriegt er's Häfen.
2. Berlin: „Braucht er bloß Teller zu sagen und denn  
liegt ooch schon die Wurscht druf.
1. Wien: (mit einem Seufzer)  
— Wir sind leider schwache Geschöpfe,  
unser Dasein ist ewiger Kampf mit den  
Männern, und uns're Bestimmung ist, end-  
lich doch zu unterliegen.
2. Berlin: (desgl.)  
Ich habe mir die jrößte Mühe gegeben, ihn  
an die Luft zu setzen, aber sein Kontrakt is  
noch nich ganz abjeloofen.

Wiener Gemütlichkeit wird überall ersetzt durch preu-  
bische Robustheit und Naturwüchsigkeit. Aber hinter  
beiden Texten steht verborgen: Viel Herz.

Den Couplets wird vom Kritiker der Voß nach der  
75. Aufführung große Bedeutung zugemessen. Sie ver-  
treten den antiken Chor, den Narren, der mit törichtem  
Munde Weisheit predigt und die Ereignisse der Gegen-  
wart in den Kreis seiner Betrachtungen zieht.

Die Träger der Darstellung waren Helmerding (Titel-  
rolle), Reusche (Spekulant) und die Soubrette Susanne  
Göthe<sup>11)</sup> (Dienstmädchen Karoline). Sie paßte sich nicht



**Helmerding**  
als „Aktienbudiker“

ganz dem lokalen Milieu an und wurde bald durch  
Amalie Wollrabe ersetzt<sup>12)</sup>. Voll wurde die starke Rolle  
jedoch erst später durch Anna Schramm<sup>13)</sup> ausgefüllt. —  
Den großen Triumph konnte jedoch Helmerding als Dar-  
steller der Titelrolle, des Inhabers eines Viktualien-  
kellers unter den „Frankfurter Linden“, für sich ver-  
buchen. Die Darstellung einer ersten und ergreifenden  
Szene im III. Aufzug, in der er seine Brieftasche gänz-  
lich leert, um wenigstens einmal eine gute und selbst-  
lose Tat vollbracht zu haben, wurde im Ton so vorzüg-  
lich getroffen, daß er mehrfach hervorgerufen wurde. Sie  
bewies, daß in diesem Komiker die Fähigkeiten zu  
einem großen Menschendarsteller schlummerten, die er  
leider zu oft an billige Massenware verschleudern mußte  
und die er erst am Ende seiner Laufbahn als Schuh-  
macher Weigelt in A. L'Arronges „Mein Leopold“ (E. A.  
am Wa. Th. 23. 12. 1873) noch einmal voll ausspielen  
konnte.

Die Inszenierung leitete Wallner selbst. Sie gefiel  
durch nette Einfälle, z. B. das Hereinplatzen Helmerdings  
in eine Landpartie im Grunewald als phantastisch ge-  
putzter Sonntagsreiter auf klapperdürren Rosinante. Bei  
der 100. Aufführung des Stückes (17. 11. 1856) preist Hel-  
merding in einem „Komischen Prolog von D. Kalisch“,  
als Kladderadatschmüller an der Litfaßsäule stehend,  
u. a. als besonderen Reiz des Stückes an:

„Mit komischem Prolog von Helmerding —  
Det is der Aktien-Wollüstling. —

Im zweiten Akt, im Grunewald, kommt er zu Pferd,  
Det Pferd is alleene die vier Jroschen wert.  
Der Braune macht mir jedesmal zu ville Pläsir,  
Es is een zu miserables Tier.“

Besonders wirksam war in diesem Bilde die Ver-  
schmelzung der (Kulissen)bühne mit der Naturbühne des  
Bouchéschen Gartens, d. h. die Vereinigung von Kunst-  
und Naturbühne. Die Anregung hierzu hatte Wallner  
wohl aus der Aufführung des Langerschen Stückes in der  
Wiener Arena erhalten<sup>14)</sup>. Der Dekorationsmaler Borg-  
mann hatte schöne Dioramenbilder in „Daguerreotypi-  
scher Treue“ gestellt: Die Frankfurter Linden mit der  
neuen Kirche (ehemal. Georgenkirche am Alexander-  
platz) und die Landschaft aus dem Grunewald.

Die äußere Gestaltung der Aufführung lenkt den Blick  
zugleich auf den Bau des Theaters selbst<sup>15)</sup>. Er wurde in  
der kurzen Zeit vom 3. 3. — 7. 5. 1856 nach Plänen des  
Theaterbaumeisters Titz durch den Zimmermeister Vogt  
errichtet und am 11. 5. (Pfingstmontag) unter der Bezeich-  
nung „Neues Königstädtisches Sommer-Theater“ eröff-  
net. An Sonn- und Festtagen fanden wie in allen Som-  
mertheatern im Garten vor den Aufführungen und mit-  
unter auch noch nach ihnen Konzerte statt.

Die Bühnenmaße betragen: 40 Fuß Tiefe (= 12,40 m),  
44 Fuß Breite (= 13,64 m). Der Zuschauerraum maß in  
der Länge 100 Fuß (= 31 m), in der Breite 60 Fuß  
(= 18,6 m). In der Abbildung erkennt man das flache  
Schweizerdach und acht in Lauben verwandelte Prosze-  
niumslogen; hinter dem Orchester lagen noch sieben  
Parkettlogen, dann folgten das I. Parkett, dessen Sitze  
mit rotem Sammet überzogen waren, das II. Parkett,  
Balkon, Parterre und eine Fremdenloge. Die Preise wur-  
den in Silbergrößen gezahlt:

Fremden-Loge: 1 Thaler. / 1. Pro.Lo. 20 Sgr.; Pa.Lo.  
15; I. Park. 12½ Sgr.; II. Park. 1; Balk. 7½; Part. 4;  
(Stehplätze). An Wochentagen: Von 15 Sgr. bis 3 Sgr.  
(Eintritt für den Garten immer 2½ Sgr.)

Das Theater hatte 1000 Sitzplätze und 500 Stehplätze.  
Die Seiten des Zuschauerraumes waren bis zur halben  
Höhe der Säulen mit Draperien umschlossen, die Sä-  
ulen mit künstlichem Weinlaub umwunden, „welches  
über dem Publikum ein Blätterdach bildet. An den Sä-  
ulen sind auch Konsolen, riesige Blumenkörbe ange-  
bracht, und an den Ampeln hängen Tragebalken mit  
imitierten exotischen Gewächsen herab.“ Über diese  
Draperien hinweg hatte der Zuschauer nach allen Sei-



ten hin freie Aussicht auf den in Blüte stehenden Garten, „was einen höchst überraschenden Anblick gewährt.“ Auf dem Vorhang konnte man „in vergoldetem Rahmen“ Schloß Stolzenfels am Rhein bewundern. An den Bühnenseiten und an der Decke prangten die Porträts der erfolgreichsten Verfasser heiterer Volksstücke und Singspiele, wie Bäuerle, Raimund, Nestroy, Karl von Holtei, Louis Schneider und Angely.

Die Auswahl der Porträts weist wieder auf die künstlerische Absicht Wallners hin, eine Synthese aus Wiener und Berliner dramatischer Volksdichtung schaffen zu wollen. — In den mit Efeu umwundenen Nischen prangten als Zeichen der staatstreuen Gesinnung die Büsten des Königspaares, wie es einst in monarchischer Zeit moralische Verpflichtung war für Besitzer von Stätten öffentlicher Lustbarkeit (auch in Tanzlokalen!).

Zweifelloos wirkt diese Gestaltung auf modernen Geschmack kitschig. Ein derartiges Empfinden besaß man aber vor 100 Jahren nicht. Der Eigner suchte vor allem aus Gründen zweckmäßiger Werbung starke und gefällige Blickpunkte für den Besucher zu schaffen. Auch die Gestaltung des Zuschauerraumes in Wiener Vorstadtheatern weist mitunter eine Überladung mit dekorativem Beiwerk auf<sup>14)</sup>.

In den zeitgenössischen graphischen Darstellungen wirken die Theaterbauten fast immer recht stattlich, den Wünschen der Privatbesitzer entsprechend. In Wirklichkeit waren sie klein. Der Berichterstatte der Spenerschen Zeitung<sup>15)</sup> kennzeichnet das Sommertheater als ein „Plätzchen mit Tischen und Stühlen bedeckt, von einem kleinen Orchester im Rücken begrenzt; ein sandiger Pfad längs der Seitenwand führt zum vorderen Eingang.“

Nach den Erfahrungen der verschiedenen Spielzeiten wird der Bau des Sommertheaters in den nächsten Jahren vervollkommen, durch Titz in ein „Flora-Theater“ umgewandelt (Sommer 1858, Voß 4. 7. 1858), d. h. Blumenschmuck wurde in noch stärkerem Maße herangezogen. Im nächsten Jahr wird der Raum von Glasfenstern umgeben, um ihn gegen Zugluft zu schützen (Architekt Titz und Zimmermeister Richter).

Die Gestaltung des Baues schloß sich dem in vormärzlicher Zeit eingebürgerten „Tivolytypus“<sup>17)</sup> der Sommertheater an. Er war nach Pariser und Hamburger Vorbild geschaffen (1815, bzw. 1825) und wies eine geschlossene Bühne und einen gedeckten Zuschauerraum auf. In Berlin war er schon vertreten durch das Elysium in der Gegend der Bendlerstraße (1833–35), gegründet vom Materialwaren- und Delikateswarenhandler Carl Ludwig Heinzelmann, der nach Aufgabe seiner künstlerischen Aspirationen sich in Eberswalde dem Vertrieb des von ihm erfundenen Eberswalder Spritzkuchens widmete.

Der Vorhang dieses kleinen Musentempels senkte sich unter Wallners Leitung am 17. 9. 1864 zum letzten Male, und vermutlich wohl für immer. Die Sommerresidenz der Grünen Neune hatte keine Möglichkeit mehr, in ihrer bisherigen Eigenart fortzubestehen. Das gesamte Hintergelände der Blumenstraße (nebst dem Garten von Bouché) war aufgekauft worden von Kladderadatsch-Hofmann und dem Bauunternehmer und Grundstücksspekulant Schmidt, so daß es auch für das Wintertheater keine Ausbaumöglichkeiten mehr gab<sup>18)</sup>. Wallner vertauschte die Grundstücke Blumenstraße 9b, auf dem sich das Wintertheater befand, das Grundstück des Sommertheaters und ein kleines, wohl Nr. 9b benachbartes Grundstück, gegen die Baustelle, auf der sich dann Ende 1864 der Bau des neuen Wallner-Theaters erhob. Quer durch das ganze Hintergelände vom Schnittpunkt der Blumen- und Alexanderstraße aus (parallel zur Holzmarktstraße) wird die neue Wallnertheaterstraße geführt. Sie zerschneidet den Garten von Bouché und vernichtet ihn.

Doch diese Tatsachen wären in dieser Abhandlung kaum mehr zu erwähnen, wenn nicht vom Jahre 1869 bis 1879 auf Plänen und in Wohnungsanzeigen sich die Bezeichnung Königstädtisches Theater für das Grundstück Blumenstraße 11, d. h. also das alte Grundstück von Bouché, mit Bezeichnung des Einganges in der Wallnertheaterstraße 15 befände.

So wollen wir im zweiten Teil unserer Abhandlung die Beantwortung einer theatergeschichtlich nicht unwesentlichen Frage versuchen.

### Was wurde aus der „Grünen Neune“?

Im Jahrbuch des Vereins für die Geschichte Berlins (Der Bär von Berlin 1955, S. 74–75) vertritt Lothar Hirschmann in der Abhandlung „Pariser Trux und literarisches Experiment“ die Auffassung, daß das in der Blumenstraße Nr. 9 im Jahre 1869 eröffnete Nowack-Theater (später Residenz-Theater, abgerissen 1937) der Nachfolger der Wallnerschen Grünen Neune ist. Seine Ausführungen stellen im ersten Teil eine Kurzfassung der Dissertation von Gerhard Muhle, die Geschichte des Residenz-Theaters in Berlin 1871–1887 (Berlin 1955) dar. Auch Muhle stellt die gleiche Behauptung auf und schickt daher der Arbeit auf sieben Seiten einen Überblick über die Geschichte der Grünen Neune voran (nebst je 1 Bild des Inneren der Grünen Neune und des Residenz-Theaters)<sup>19)</sup>.

Im Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte 1954 berief sich der Verfasser der Abhandlung „Das Theater Franz Wallners“ (S. 54 ff.) aus wohlwollenden Gründen (S. 65, Anm.) auf die Erklärungen des Schauspielers Hugo Wauer, eines Zeitgenossen Wallners, das Residenz-Theater sei in keiner Weise identisch mit der Grünen Neune. Es ist nicht aus dem Literatur-Verzeichnis der Dissertation ersichtlich, ob die für Studien über Berliner Theatergeschichte wichtigen Werke von A. Raeder und H. Wauer<sup>20)</sup> eingesehen werden konnten. Die beiden Werke bleiben daher auch für diese Untersuchung unberücksichtigt; die Namen der Verfasser werden jedoch in Klammern zugefügt, falls ihre Behauptungen sich an Hand von Plänen, Adreßbüchern und Fremdenführern als richtig herausstellen. Eine Skizze erleichtere die Orientierung.

#### Es steht fest:

1. Das spätere Residenz-Theater befand sich auf dem Grundstück Nr. 9 (die Nummern 9, 9a, 9b, 10, 11 beziehen sich immer auf die Grundstücke in der Blumenstraße. — Die Nummern 15, 16, 17 immer auf die Grundstücke der späteren Wallnertheaterstraße).

Auf dem Grundstück Nr. 9 wird am 22. 6. 1844 der Grundstein für das Privattheater der Concordia gelegt<sup>21)</sup>. (Grundbuchakte, Muhle, Wauer).

2. Nr. 9 wird käuflich von einem Bürgerkonsortium für die Theatergesellschaft Thalia erworben (22. 9. 1859, Grundb.), von diesem an die Firma Siegheim & Avellis (20. 4. 1869, Grundb.) und dann weiter an den Theaterdirektor A. Rosenthal mit dem dort 1869 eröffneten Nowack-Theater verkauft (31. 3. 1873 Grundb.). Siegheim & Avellis erwerben aber auch Nr. 9a (30. 11. 1870 Grundb.; 1869: Besitzer Sabin, Wohnungs-Anz.), so daß die Lage des Res.-Th. immer unter diesen beiden Nummern zu ermitteln ist. — Niemals wird jedoch Nr. 9b, d. h. die Grüne Neune, hinzu erworben. — Der Eigentümer von 9b ist zur Zeit der Eröffnung des Nowack-Theaters bereits der oben erwähnte Spekulant Schmidt, der Gesellschafter des Verlegers Hofmann.

Die Grundbuchakte von Nr. 9 ist vollständig (seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts). Nr. 9b wird in ihr kein einziges Mal erwähnt. Nicht einmal in dem am 30. 11. 1937 sehr sorgfältig angelegten Grundbuchheft, in dem Gebietsabtrennungen und Zuschläge vermerkt sind, ist eine Notiz über 9b zu finden. Eine Akte über 9b ist aber auch nicht einmal registermäßig zu erfassen; die Akte bez. Nr. 11 (Bouché, später zugleich Wallnertheaterstraße 15) ist nicht mehr vorhanden. Die Angliederung



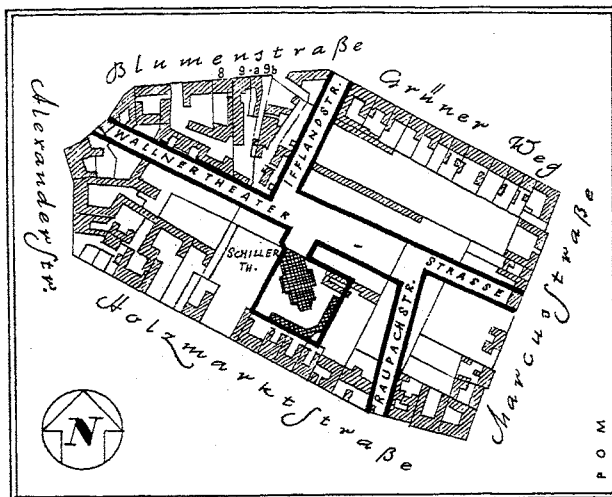
von 9b muß schon vor Jahrzehnten erfolgt sein, und zwar zwischen 1870 und 1872, da 9b bisher nur noch 1869 im Wohnungsanzeiger zu ermitteln ist. 1873 ist Nr. 9b verschwunden; für dieses Jahr ist eine „neue Straße“ (zwischen Wallnertheaterstraße Nr. 13 u. Nr. 15) verzeichnet, die spätere Ifflandstraße, die im wesentlichen die Regulierung des alten Weges zum Bouché-Garten darstellt. Spekulant und Rentier Schmidt ist Eigentümer der Grundstücke Wallnertheaterstr. 1–10, 14 und 15; Nr. 15 gehört spätestens 1873 zu Nr. 11, aber nicht zu 16 und 17, die im Wohnungsanzeiger immer als zum Residenz-Theater gehörend bezeichnet werden. Auf dem Plan von Straube ist bereits für 1871 ein Königstädtisches Theater vermerkt, Eingang Nr. 15, d. h. auf dem Restgrundstück von Bouché (Nr. 11). Diese Einzeichnungen bleiben mit gleichem Namen und Straßenangaben auf Plänen und in Wohnungsanzeigern bis 1879, dann tritt 1880 die Bezeichnung Heinsdorff-Theater<sup>22)</sup> auf, 1888 Théâtre American<sup>23)</sup>, 1896 Alhambra-Theater, Besitzer Strowe<sup>24)</sup>, 1898 nur Alhambra, 1903 Ballhaus Alhambra, 1909 desgl., 1922 ist der Besitzer von 1909 nur noch als Rentier festzustellen (Besitzer von Nr. 15).

Die Einzeichnungen auf den Plänen decken sich dem Augenschein nach immer mit der Lage der Grünen Neun, wobei jedesmal das Residenz-Theater besonders bezeichnet wird. Es bliebe nur noch die Möglichkeit, daß die Grüne Neun im Zuge der zu vermutenden Schmidtschen Grundstücksregulierung (1869/70) abgerissen und das Sommertheater sich als Königstädtisches Theater weiter entwickelte, denn der Führer durch Berlin von Robert Springer (Leipzig 1861, Weber, S. 300) bemerkt: „Das freundliche Sommertheater ist jetzt in Bouchés Blumengarten, nachdem das frühere Gebäude aufgegeben (sehr unklar, doch kann eben nur das Sommer-Theater gemeint sein; Verf.), auch zum Wintertheater hergestellt.“ Die Lage des Sommertheaters ist auf keinem Plan verzeichnet, auch nicht zur Zeit der Direktionsführung durch Wallner. Dem widerspricht jedoch:

1. Das Werk des Berliner Architektenvereins „Berlin und seine Bauten“ schon in 1. Aufl. 1877 S. 338/39 (wiederholt in 2. Aufl. Berlin 1896, S. 509 ff.):
  - a) Das Res.-Theater entstand aus Umbau eines Privat-Theaters (d. h. hier des Theaters einer Privatgesellschaft);
  - b) Das Königst. Th. (1877!) aus dem ersten von Franz Wallner geleiteten Theater hergestellt (d. h. also: der Grünen Neun);
2. Eine Notiz im Programmheft des Berliner Schiller-Theaters (4. Reihe, Nr. 60) vom 24. 2. 1914: Das Wintersaison-Theater Wallners (Nr. 9b) ist 1914 die Alhambra.
3. A. Raeder erwähnt Direktor Strowe vom Alhambra-Theater „dem früheren Königst. Wallners“ (S. 173 unten)<sup>26)</sup>;
4. derselbe, „neben der ehemaligen Grünen Neune steht heute das klassische Theater der Sittenstücke, das Res.-Th.“ (1886! S. 158 oben).

Das Ergebnis unserer Untersuchung ist demnach: Die Ausführungen Wauers über das Schicksal der Grünen Neun sind dem Kern nach richtig. Doch zieht er zeitlich weit auseinanderliegendes in der Erinnerung sehr stark zusammen, so daß er das Endprodukt der Entwicklung der Grünen Neun fast unmittelbar an das Ende der Wallner-Ara anschließt. Der Abdruck der entscheidenden Stelle bei Wauer diene noch einmal dem Vergleich: S. 109

„Sein altes Theater aber, die frühere Grüne Neune, kauften der Kladderadatsch-Hofmann und der Bauunternehmer Schmidt, von denen, als Wallner 1864 sein neues Heim bezog, ich das alte mietete, um darin Vorstellungen mit meiner „Theater-Akademie“ zu geben. Bald aber übernahm es Schmidt allein, und indem er die ganze, nach der damals noch nicht existierenden Ifflandstraße gelegene Wand abbrach und an



den vorhandenen Raum einen noch einmal so großen anbaute, verwandelte er das alte Wallner-Theater in das jetzige Ball-Lokal „Alhambra“, das seinen Eingang in der Wallner-Theater-Str. 15 erhielt.

Die „Alhambra“ ist also das alte Wallner-Theater und somit auch die Grüne Neune.

Der zwei Dritteile des Alhambra-Saales einnehmende Raum ist der Schmidtsche Anbau, das von diesem durch eine Säulenreihe getrennte andere Drittel aber war das alte Wallner-Theater, und der nördlichste Teil dieses Saaldrittels war die Bühne des alten Wallner-Theaters. —

Es erhebt sich nun aber noch die Frage: Wie konnte es zu diesem Irrtum in 2 wissenschaftlichen Darstellungen kommen? Der Verfasser der Dissertation wird sich mit gutem Recht auf die anlässlich der Eröffnung des Nowack-Theaters veröffentlichte Notiz der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung berufen:

1. „Wiedereröffnung der Grünen Neune unter dem Firmennamen Nowack-Theater“ (16. 12. 1869, Nr. 294);
2. „Nachdem man mit Freude festgestellt hatte, daß man sich in den festlich neu dekorierten Räumen des „ältesten Wallner-Theaters“ befände — — —“ (25. 12. 1869, Nr. 302). Man befand sich aber nur auch in einer Grünen Neun, denn gerade Nr. 9 führte nach 1859 die oft erwähnte Grüne Laterne, „vermutlich, um ihrer bescheidenen Mutter (d. i. Wallners Theater) auch den Namen „Grüne Neune“ streitig zu machen“ (Wauer S. 106).

Die Raumgestaltung des Nowack-Theaters stammte auch von Baumeister Titz, der 1858 die Grüne Neun umgestaltet hatte. Darauf erfolgte ein Neubau bzw. eine völlige Umgestaltung 1871 durch den Architekten Bohm. Eine Ähnlichkeit mit der Grünen Neun ist unverkennbar<sup>19)</sup>. Doch hatte die Grüne Neun drei Reihen Proszeniumslogen (statt 2 Reihen, wie im Res.-Th.), die Ränge hatten weit mehr Sitzreihen. Dies mag sich dem flüchtigen Blick bei der Eröffnung des Nowack-Theaters entzogen haben. Aus Gründen der Werbung und vielleicht auch aus Theater-Aberglauben legte Direktor Nowack Wert darauf, den unendlich volkstümlichen „Genius Loci“ der unmittelbar benachbarten, nun jedoch verfloßenen Kunststätte an sein Grundstück zu bannen. Man hatte keine Veranlassung, einer sich entwickelnden Legende Einhalt zu gebieten. Vielleicht war die Pressenotiz der Norddeutschen auch „gelenkt“. Solche Mittel der Werbung wurden von Privat-Theatern früher häufig angewendet.

Gefördert wurde die Verbreitung der Legende durch den Berliner Volksmund. An sich war ja die Grüne Neun immer nur eine „Grüne Neun b“, dem Volksmund ging aber nur das geflügelte Wort „Ach Du Grüne Neune!“<sup>25)</sup> lieblich ein. Niemals wäre ihm ein Ausdruck: „Ach Du Grüne Neune b“ gemäß gewesen.

Das Blumenstraßen-Dreieck war ein kleines Theaterforum, bei dessen Erforschung der Theaterarchäologe mit dem Spaten oft recht tief eindringen muß, um nicht ein Opfer grundsätzlicher Irrtümer zu werden.

Schon 1910 bemerkt Hugo Wauer resignierend: „Den weitverbreiteten Irrtum, das jetzige Residenz-Theater sei die ‚Grüne Neune‘ und aus dem alten Wallner-Theater hervorgegangen und eine grüne Laterne habe die Benennung verursacht, will ich versuchen, durch das hier Folgende zu berichtigen. Helfen wird es wohl nicht“<sup>27)</sup>.

Der Verfasser dieser Abhandlung, die in ihren Ermittlungen viel umfassender ist, als hier dargestellt werden konnte, hofft, nun nach 46 Jahren bei seiner Bemühung um die Ausfüllung einer theatergeschichtlichen Legende etwas mehr Erfolg zu haben.

#### Anmerkungen:

- <sup>1)</sup> Über den Ursprung dieser Bezeichnung vgl. C. Meyer, Das Theater Franz Wallners (Jb. Brandenb. Landesgesch. 1954, S. 65, Anm. 7). —
- <sup>2)</sup> Langer, A., geb. 12. 1. 1824, Wien. Gründer des Sommer-Theaters in Hernals (Arenatypus, d. h. Bühne ganz frei, keine Decke). Ursprüngl. Kritiker, dann Verfasser von Volksstücken für Wiener Volkstheater. Ab 1850—51 bekannt als Schriftleiter der satirisch-komischen Wochenschrift „Hans Jörgel von Gumpoldskirchen“, im Wiener Volksdialekt. Weiteres bei Wurzbach, Österr. Biographie, Teil 14, S. 108, Wien 1863 u. A. D. B. Bd. 17, S. 674, 1883. — <sup>3)</sup> u. <sup>4)</sup> vgl. C. Meyer, Alt-Berliner politisches Volkstheater 1848—50, Schaubühne Bd. 40, Emstetten 1950. —
- <sup>5)</sup> Wallner, Agnes, Lebenserinnerungen, S. 101, Berlin 1900. —
- <sup>6)</sup> Spener-Ztg. 4. 6. 1856 „Reiseskizzen“ Folge VI mit interessantem Bericht über eine Aufführung des „Actiengreißlers“ in der Arena. —
- <sup>7)</sup> Ponsard, Francois, 1814—67, Frz. Dramatiker, satirisches Lustspiel „L'honneur et l'argent“ (1853), geißelt die Laster der Zeit, die Gier nach Gold und Ehrenstellen. „La bourse“ (1856) mit gleich großem Beifall aufgenommen. — <sup>8)</sup> Wallner, Agnes, Erinnerungen, S. 100. —
- <sup>9)</sup> Greißler, österr./schles. = Gemischtwarenhändler; früher Gräußler zu Grus = Korn (Kluge/Götze, etymolog. Wörterbuch Berlin 1951). —
- <sup>10)</sup> Budiker, frz. La boutique = Kramladen; Gewölbe; armselige Wirtschaft. ital. bottega. — <sup>11)</sup> Österr. Haferl = kleiner Topf; Häfen i. Zushg. mit Häfen brechen = Niederlich sein, sich Ausschweifungen hingeben (Wörterbuch, Grimm). Die österr. Redensart „von mir kriegt er's Häfen“, soviel wie: Ich werde ihm die Liederlichkeit heimzahlen. — <sup>12)</sup> Feust-Göthe, Sus., 1836—86, zuletzt Komische Alte am Hamburger Thalia-Theater. — <sup>13)</sup> Wollrabe, A., aus bekanntem Schauspielergeschlecht; verehel. Gräfin Löwenstein-Scharfeneck. — <sup>14)</sup> Schramm, Anna, geb. 1833; 1861—67 führende Soubrette bei Wallner, die bekannte spätere Hofschauspielerin. — <sup>15)</sup> Spener, 4. 6. 1856 in „Reiseskizzen“ Folge VI. — <sup>16)</sup> Den Nachweis der seltenen Wiedergabe (Leipziger Illustrierte Zeitung 14. 6. 1856, S. 403, m. Beschreib.) ver-

#### Literatur

##### Texte

1. „Der Actiengreißler“, Originalposse von A. Langer, Mus. Ad. Müller, Wien o. J., Th.-Sig. der Wiener Nationalbibliothek.
2. „Der Aktienbudiker“, Bilder aus dem Volksleben nach der Wiener Posse von A. Langer „Der Actiengreißler“ für die hiesige Bühne bearbeitet von David Kalisch. — Landesarchiv, Zens. Bibliothek. Wallner, Agnes, Lebenserinnerungen, herausg. Blum, Hans, Berlin 1900
- Raeder, Alwill, 50 Jahre Deutscher Bühnengeschichte 1836—1886, Berlin 1886
- Wauer, Hugo, Humoristische Rückblicke auf Berlins gute alte Zeit von 1834—1870, Berlin 1910
- Berlin und seine Bauten, 1. A. 1877; 2. A. 1896, Berlin, herausg. vom Architektenverein
- Gregor, Joseph, Das Theater in der Wiener Josefstadt, Wiener Drucke 1924
- Berliner Osten, der; bb. Gensch, Berlin 1930
- Springer, Robert, Berlin, Leipzig 1861
- Baedeker, Berlin, 1885
- Muhle, Gerhard, Geschichte des Residenz-Theaters in Berlin, 1871 bis 1887, Diss. Fr. Univ. Berlin 1955
- Der Bär von Berlin, Jb. des Vereins f. d. Gesch. Berlins, Jg. 1955
- Grundbuchakte: Königstadt Band 40, Nr. 2521 (betr. Blumenstr. 9)
- Wohnungsanzeiger (später Adreßbücher) für Berlin, Jg.: 1856, 1859, 1862, 1869, 1871, 1873, 1876, 1880, 1883—1884, 1893, 1895—96, 1903, 1909, 1916, 1922
- Stadtpläne von Berlin:
- Straube (ca. 1871)
- Delius (Verl. Thiele, ca. 1873)
- G. Meinke (1874), Plan (ca. 1877)
- Adreßbuchplan 1879, Sineck (1856, 1882, Verl. Reimer), Schropp (ca. 1888), Straube (1891)

dankt der Verfasser dem Leiter der Ratsbibliothek Berlin-Mitte, Herrn Raabe. Vgl. auch Spener 11. 5. 1856. — <sup>16)</sup> Z. B. Die Arena in Fünfhaus bei Wien, Bild bei Gregor, Tafel 16. — <sup>17)</sup> Vgl. die leider noch immer nicht gedruckte Dissertation von Peters, Wolfg., Berliner Sommertheater bis 1848, angekündigt: Schaubühne Bd. 38, Emstetten. — <sup>18)</sup> A. Wallner, S. 104. — <sup>19)</sup> Aus dem Berliner Tagestelegraph, 13. 10. 1858, Ernst Litfaß. Mit richtiger Angabe der Hausnummer Blumenstr. 9b. — Res. Th., wohl aus Berliner Adreßbuch, mit richtiger Hausnummer: Blumenstr. 9. — <sup>20)</sup> Raeder, Alwill, 50 Jahre deutscher Bühnengesch. 1836—1886, Berlin 1886. — <sup>21)</sup> Die Urkunden des Grundsteins wurden bei Aufräumungsarbeiten im Schutz des Resid.Th. gefunden (Berl. Lokalanzeiger 2. 2. 1938). — <sup>22)</sup> Heinsdorff, Louis, Eröffn. 20. 9. 1878, Familienunternehmen. — <sup>23)</sup> Théâtre American, Nr. 15, auf Plan Schropp 1888, in seinem Verhältnis zum American-Theatre Dresdener Str. 55 noch nicht geklärt. — <sup>24)</sup> Strewe, Direktor des Schweizer Gartens am Friedrichshain, 1893. Dort schon ein anderes Königstädt. Theater, am 24. 12. 1869, Spener. / Strewe ist Eigentümer der Häuser Blumenstr. 13, (1895) Wallnertheaterstr. 15, 1883 Alhambra-Theater; 1896 Nr. 14, Iflandstr. Nr. 5, 6 und 7. Nachkommen noch 1916 Iflandstraße 5/6. — <sup>25)</sup> Die Redewendung ist gebräuchlich bis heute, ohne Kenntnis von ihrem Ursprung. — Der Verfasser der Abhandlung hörte sie erst kürzlich aus dem Munde einer Jugendlichen. Auf die Frage: „Woher hast Du das?“ wurde geantwortet: „Das weiß ich nicht, das sagt man doch so.“ — <sup>26)</sup> Wauers und Raeders Notiz: „Auf dem Platz des alten Wallner-Theaters erhob sich das Bundeshallen-Theater (Raeder S. 166) konnte nicht geprüft werden. 1876 ist auch Nr. 15 ein Restaurant Bundeshalle“ (Wohnungsanzeiger). 1870 wird ein Bundeshallen-Sommertheater genannt. Die Stätte ist noch nicht ermittelt. (Einakter, Ballett, Cancan.) — <sup>27)</sup> Die Befürchtung war berechtigt. Schon 1930 taucht die Koppelung Residenz-Theater und Grüne Neun wieder auf im Werk „Der Berliner Osten“, bearb. von Gensch, S. 264.

Mario Krammer†:

## Clemens Brentano und Berlin

Bilder aus den Tagen der Romantik

(mit 7 Abb. im Text)



von Brentano

*Im 6. Bande unseres Jahrbuchs für brandenburgische Landesgeschichte (1955) konnten wir die ersten 10 Kapitel dieser Arbeit unseres verstorbenen Mitgliedes Dr. Mario Krammer abdrucken. Wir danken Frau Krammer nochmals für die Überlassung des Manuskripts und wissen, daß ein weiter Leserkreis auf den Schluß der Veröffentlichung wartet.*

*Das Kapitel X behandelte die politische und geistige Lage Preußens nach dem Tilsiter Frieden und schloß: „Fontane hat in Erinnerung an England seiner obigen Bemerkung sogar hinzugefügt, daß es besser wäre, wenn staatlich-gesellschaftliche Mächte wie Königtum, Kirche, Adel bei uns eine höhere Verehrung genießen würden. Wir krankten, fand er, mit unserer Hochschätzung des Geistes an einer ‚Impietät‘, die künftigen Erschütterungen des Staatslebens Tür und Tor öffnen müßte.“*

### XI.

Im Jahre 1810 brauchte man solche Befürchtungen kaum zu hegen. Jedenfalls waren Clemens und sein Schwager Savigny für eine Bewahrung und Belebung des geschichtlichen Erbgutes, das sie sogar im Verein mit anderen Angehörigen zumal des Adels gegen den Reformeifer der Regierung, der westeuropäischen Vorbildern nachstrebte, verteidigt haben. Beide empfanden wohlthuend, was für ein deutscher Geist hier den Rahmen der Gesellschaft erfüllte. Wer wie Clemens aus Bayern kam, fand in Halle bereits einen anderen, deutscheren Ton unter den Beamten und im Volke. In Berlin durfte man frei weg seine Gesinnung bekennen. Das alles verlieh dem Leben hier den hoffnunggebenden Charakter. Daß hier noch an die Fortdauer des deutschen Geistes geglaubt wurde, zeichnete Berlin vor den Städten und Ländern des Westens und Südens aus, die mehr oder weniger stark französisch beeinflusst waren, wie das Rheinland, Schwaben und Bayern. Auch den Kontrast zwischen Berlin und Kassel empfand Savigny als „grell“. In Landshut hatte es ihm in mancher Hinsicht gut gefallen. Die Kleinheit des Ortes brachte es mit sich, daß die Berührung zwischen Lehrern und Schülern hier häufiger und enger waren als hernach in Berlin. Die Studenten waren dankbar, aber ungenügend vorgebildet; wie Clemens fand, konnte keiner „orthografisch schreiben“. Die eingeborenen Professoren saßen abends beim Bier und Kartenspiel. Bettine redete dem Schwager zu, nach Berlin zu gehen: „dann wären wir an einem ordentlichen Ort zusammen. Hier ist die Universität nichts als eine Gesellschaft katholischer Pfarrer.“ Den romantischen Geist ver-

trat mutig der berühmte Theologe Joseph Michael Sailer, der Lehrer des Kronprinzen Ludwig und spätere Bischof von Regensburg, wegen seines verständlichen Geistes auch mit Savigny befreundet. Wenn er auch dem rheinbündischen Geist der Regierung entgegenwirkte, so war doch für Clemens die undeutsche Luft in Bayern unerträglich geworden. Ihr, meinte er, müßte Savigny entzogen werden, dem dort auch vieles nicht gefiel, anderes aber doch, so daß er später mitunter an Landshut und Bayern „wie an ein altes Gebürgsvaterland“ nicht ohne Sehnsucht zurückdachte. Aber immer wieder hielt Clemens ihm und der Gundel das glänzende und lockende Gegenbild Berlins vor und freute sich im voraus darauf, wie „unendlich wohl“ es den beiden „in dieser bequemen, wohlfeilen, an allem guten Willen und Lebensbedürfnis ebenso überfließenden als an Reichtum, Hoffart und undeutscher Gesinnung blutarmen Stadt“ werden würde. Die Berliner Hausfrauen würden sich ihrer annehmen und Savigny würde hier einen ganz anderen Wirkungskreis haben.

Clemens erwartete daher im Februar 1810 dringlich eine baldige Nachricht vom Schwager, ob er nicht so glücklich werden wolle, „in ein Land zu gelangen, wo die Wissenschaft geehrt wird und wo sich kein elender Mensch darf blicken lassen, der das Schicksal seines Vaterlandes nicht bedauerte und seine Feinde nicht haßte. Ich weiß nicht“, fährt er fort, „ob es Euch so in Bayern je gewesen, wie es mir immer war; man kann es erst fühlen, wenn man es verlassen hat, wie es einem die Kehle zuschnürte... Ich kann mir niemals denken, wie es Euch je in einem so lächerlich verknaupelten, an allem Trefflichen des deutschen Volkes so undankbaren Stamme wohl werden wird; und wo ist außer hier in Deutschland noch Deutsches in wissenschaftlicher Hinsicht? Zugleich bedenkt, wie groß der Nutzen Eures baldigen Hierseins für die entstehende Universität sein könnte. Humboldt ist ein alles Gute wollender, aber nur zu leitsamer Mann. Eure Nähe wird ihm von ungemeinem Nutzen sein, und sein großer Wunsch, Euch bald hier zu haben, rührt hauptsächlich aus dem Gefühl, daß er, der so lang außer gelehrter Verbindung in Deutschland war, von Euch Rat und Hülfe bedarf. Etwas was Euch hier von großem Vergnügen sein wird, ist, daß Ihr die ganze Würde Eures Studiums in diesem Lande in die Höhe bringen werdet; denn es ist hier seit langem die Neigung, daß Leute, die längst im Amte sind, noch gern studieren... Ich habe schon viel Assessoren und Justizräte sagen hören, daß sie sich auf Eure Anherkunft freuten, weil sie Eure Vorlesungen anhören und mehr in den Geist ihres Standes eindringen möchten; denn es ist hier eine Art von Schande, nicht mehr zu wissen als was man zu tun hat, und die Gelehrten genießen hier einer allgemeinen, schier größeren Achtung als alle anderen Stände...“

Hier hebt Clemens wieder hervor, welchen hohen Rang die Bildung in Berlin einnimmt. Aber damit allein war es nicht getan. Deutscher Geist sollte die neue Hochschule erfüllen. In den Staaten des Rheinbundes, für die es kein

Deutschland gab, stand das geistige Leben wie in Frankreich ganz unter Aufsicht der Regierung. Konnte nicht auch in Preußen französisches oder rheinbündisches Wesen herrschend werden und aus der Universität lediglich eine staatliche Anstalt zur Fachausbildung von Ärzten, Lehrern, Beamten usw. und zur Mehrung nützlicher Kenntnisse machen? Das war es, was die Romantiker befürchteten. Demgegenüber betont Clemens, daß hier und nur hier „der alte deutsche Stil“, „die Würde der alten Universitäten“ — in denen er die „schönsten Werke der alten Kaiser“ sieht, erhalten bleiben soll. Clemens denkt dabei wohl an jene hohen Schulen des Mittelalters zu Köln, Bologna, Paris u. a., die unter Schutz und Aufsicht des Kaisers und Papstes standen, sich aber selbständig verwalteten und der Erkenntnis des in Gott gegründeten Ganzen der Welt zugewendet waren. Die bei der Errichtung der Universität Berlin maßgebenden und mitwirkenden Persönlichkeiten dachten im Grunde ähnlich. So wollte Humboldt nicht den Staat, dem er mißtraute, sondern die Nation zur Eigentümerin der Universität machen. Fichte und Schleiermacher schlossen gleichfalls den Staat aus vom Einfluß auf die akademische Verfassung und Bildung. Die als freier Bund der Lehrer und Lernenden gedachte Universität sollte der nationalen Erziehung dienen. Im Gegensatz zum Mechanismus des Staates war für Humboldt die Nation ein Element schöpferischer, geschichtsbildender Freiheit. Das Ursprüngliche des nationalen und menschlichen Lebens wurde nach Fichte in uns durch philosophische Erziehung freigemacht und das Volk damit zum Widerstand gegen den fremden Dränger befähigt. Die Nation ist etwas Geistiges, eine „Vorstufe zu Gott“, ein „notwendiger Durchgangspunkt des göttlichen Lebens bei seinem Hinüberfließen ins Einzelwesen“. Ähnlich dachte auch Adam Müller, der romantische Staatslehrer in Berlin. Indem die Universität darauf bedacht ist, das Göttliche „immer fort in frischer Klarheit“ heraustreten zu lassen im Menschlichen, ist sie „die wichtigste Anstalt und das Heiligste“, was es überhaupt gibt. Hiernach versteht man es, wenn Savigny — auch darin mit Clemens übereinstimmend — von der Berliner Universität sagt: „in liberalerem Sinne ist wohl kaum je eine gestiftet worden.“

Wir sehen, wie sich Humboldts und Fichtes Anschauungen von der Nation mit Clemens und Achims volkhaft-künstlerischer Richtung berühren. Dort überwiegt die gedankliche Prägung, hier die plastische Gestaltung. Was jene programmatisch verfochten, wurde bei Clemens dichterische Schau. Er schrieb zu der geplanten Einweihungsfeier der Universität am 15. Oktober 1810 — dem Geburtstag des Kronprinzen — jene „Kantate“, die von Reichardt vertont, aber nicht aufgeführt wurde. Die Einweihungsfeier wurde in letzter Stunde abgesagt. Ohne Sang und Klang trat die Universität ins Leben. Dafür erschien die Kantate als Sonderdruck in Quarto splendid gedruckt, und fand großen Absatz. Sie war ein ebenso politisches wie poetisches Bekenntnis — das ist für fast das gesamte Wirken von Clemens in jener Berliner Zeit bezeichnend.

Indem sie zum Ausdruck brachte, daß Friedrich Wilhelm hier als „deutscher König“ eine freie Schule nach altdeutscher Weise zur Erkenntnis von Gottes „Wesen“ gegründet habe, und „französische“ Einflüsse abwehrte, sprach sie Gesinnungen und Forderungen aus, hinter denen ein weiterer Berliner Kreis stand, jene von Arnim, Adam Müller und Kleist geführte „Partei“, die in der „Deutschen Tischgesellschaft“ ihren Klub und in den „Berliner Abendblättern“ ihr Blatt besaß. In ihr vereinte sich junkerliche Opposition gegen Hardenbergs Neuerungen mit romantischem Geist. Die Abendblätter sekundierten Clemens, indem sie in der Nummer vom 15. ein Gedicht von Arnim zur Gründung der Universität brachten und ausdrücklich auf Clemens' Kantate hinwiesen. Vielleicht ist von dieser Seite überhaupt der Gedanke ausgegangen, die Universität feierlich einzuweihen, mit einem zündenden großen Gedicht, das ganz im Sinne dieser Gruppe gehalten war und werbend für ihre Anschauungen wirkte. In der unerwarteten Absage der Feier mag man einen Streich der Gegner erblicken, die wie der neue Kultusminister Fried-

rich von Schuckmann „mystische Schwärmerei“ als unpreußisch und unerlinisch ablehnten und daher auch den Versuchen des Müller-Brentanoschen Kreises entgegen-traten, außer Savigny noch andere Kandidaten, wie Stef-fens, Schubert und Müller selbst, an die Universität zu bringen und von da aus das geistige Leben der Stadt und des Staates zu beherrschen. Wir kommen auf Clemens in seinen Beziehungen zum Kreise der Abendblätter später zurück.

In der Berliner Universitätskantate von Clemens Brentano treten einander Chöre und Einzelstimmen und zwar der Vorsteher, der Lehrer und Schüler, der Muse und des Dichters, der Bürger und der Stadt usw. gegenüber. Mit welchen hohen Hoffnungen die Universität im Kreise der Romantik begrüßt wurde, bringt die Kantate schön zum Ausdruck. Wie ein rechter Tempel der Freien Künste erhob sich in Clemens' Augen die Hochschule im Mittelpunkt des Reichs, auf dem Forum Fridericianum, in den idealen Ausmaßen eines königlichen Palastes, stolz und frei. Berlin erhielt gleichsam eine neue Weihestätte, gegenüber von Friedrichs Apolloheiligtum einen zweiten Altar. Und war jener Tempel dem Bühnenwerk der Antike geweiht, das die Große Oper erneuert, so war der neue etwas wie eine Burg des nationalen Geistes. Das alte, eben zerfallene Deutsche Reich lebte in der Universität wieder auf und weiter. Es war Preußens Ruhm, die hohen Schulen der alten Kaiser um eine neue in ihrem Sinn gemehrt zu haben.

Die Universität war gedacht als ein hoffnunggebender Hort in trüber Zeit und eine dauernde Nährquelle des deutschen Wesens, seiner denkerischen, künstlerischen und kämpferischen Entfaltung, ähnlich wie es das Bay-reuther Festspielhaus nach der Absicht seines Gründers sein sollte, dessen Werk ja die großen Stoffe der Roman-tik gestaltet hat. So grüßt und preist in der Kantate die Muse unsere „königliche Stadt“ mit den Worten:

„Von hohen Schlössern  
Ragt dein Diadem,  
Du hältst umarmt  
Den König und sein Haus;  
In deinen Hallen weilt  
Des Landes Rat und Tat;  
Der Künste Geist,  
Der Deutscher Geist  
Schwenkt über dir  
Sein leuchtendes Panier  
Und stärkt dir das Herz!“

Es war wie eine politische Eroberung. In einer zentralen, allen gebildeten Menschen in sich sammelnden Anstalt wurde gesellschaftliche Macht und Form, was Clemens und Achim vordem nur im Buch, im „Wunderhorn“ als ihr Ver-langen nach volkhaft-geistiger Erneuerung niedergelegt hatten. Freilich, vieles von dem, was bei Errichtung der Universität geträumt und gehofft wurde, hat sich nicht er-füllt, so sehr sie auch 1813 dazu beigetragen hat, das Feuer der Erhebung zu schüren. Clemens Brentano und Berlin sind sich einander nie näher gekommen als in diesem Jahr der Universitätsgründung, da er mit seinem Dichten und Denken, vereint mit seinen Lieben, hier ein Heim, die Stätte weittragender Wirksamkeit, den Hafen, den er suchte, gefunden zu haben schien. In diesen Zusammen-hang gehört es auch, daß damals in Berlin erzählt wurde, Clemens sollte in Berlin „Professor der Ästhetik“ werden. Sicher ist in seinem Kreise der Gedanke aufgetaucht, ihn neben Müller und den Schellingschülern an die Universität zu bringen, damit hier wie vom Staate, der Wirtschaft und der Natur so auch von der Kunst im Sinne der Romantik gelehrt werde. Die reichen Schätze seiner Bildung und Belesenheit, seines universalen und eindringenden kriti-schen Urteils hätte Clemens vom Katheder vor einem Ber-liner Publikum reich und fruchtbar entfalten können. Man denkt hier an August Wilhelm von Schlegels grundlegende Berliner Vorlesungen in den Jahren 1801—1804 über Lite-ratur und Kunst, die ein geschlossenes „System roman-tischer Kunst- und Weltanschauung“ aufbauten. Clemens

war vielleicht zu sehr Dichter, um den Aufgaben eines akademischen Lehrers voll zu genügen, obwohl man sie damals anders und freier faßte als später. Aber gerade weil er nicht Philologe war, hätte er die enge Verbundenheit dieser Dinge mit dem Leben der Nation durch die Macht seiner Persönlichkeit aufrechterhalten und verhindert, daß sie zur abseitigen Domäne der Germanisten wurden.

Als Clemens die Kantate schrieb, stand das Land noch unter den Nachwirkungen der Niederlage. Preußen war schwer mitgenommen. Clemens kam in ein verändertes Berlin. Arnim und er litten mit unter der allgemeinen Not, aber sie sorgten sich nicht. In der Kantate heißt es von Berlin:

„Ich weiß, der Zeiten Not,  
Du hast sie kaum verschmerzt;  
Noch streckest du,  
Ermüdet wie der Kämpfer  
Nach schwerem, segensem Streit,  
Die weiten Glieder sinnend hin.“

Aber während die Stadt gleichsam noch schlummert und träumt, läßt sich „der Götter Glück“ auf sie nieder. Sie wird der Geburt eines göttlichen Kindes gewürdigt:

„Es hebet sich ein Berg in deinem Schoß,  
Deß Gipfel himmlisch strahlend glänzt,  
Ein deutscher Musenberg!  
Schon stampft das Flügelroß  
Und der Begeistrung Quell  
Rauscht kühlend über deine hohe Stirn.“

## XII.

Hoffnunggebend stand auch die Gestalt der Königin Louise über dem Lande. Schon die ältere Romantik hatte ihr, in der Person des Dichters Novalis († 1801), gehuldigt. König und Königin waren für ihn (vgl. seine „Fragmente“) ein „klassisches Menschenpaar“. Ohne diese beiden „Genien“ ist ihm die „Auflösung der modernen Welt“ gewiß. Jede Frau des Landes, sagt er, müsse der Königin Bild in ihrem oder ihrer Töchter Wohnzimmer aufstellen, um das „Urbild“ ihrer Gattung immer vor Augen zu haben. Die „gute Gesellschaft“ in Berlin sollte außerdem eine „Loge der sittlichen Grazie“ stiften als „Bildungsanstalt der jungen weiblichen Welt“. Hier hätte Schadows reizvolle Gruppe der Königin mit ihrer Schwester Friederike wie ein Götterbild zu stehen. Mit jeder Trauung — schlägt Novalis weiter vor — wäre eine „Huldigungszeremonie“ vor dem Bilde der Königin zu verbinden. Berlin sollte durch den Kult des Königs und der Königin seinen Alltag veredeln, wie es die Alten mit Hilfe ihrer Götter vermocht hätten. Uns berührt es wie eine Nachwirkung Goethes, wenn Novalis so die ideale Welt der „Urbilder“ ständig „in das Leben mischen“ will und hierin einen Weg zu „echter Religiosität“ wie in der Antike erblickt. Wir erinnern uns daran, daß Jean Paul, als er mit der Königin zwischen den antiken Statuen in Sanssouci wandelte, an die Gestalt der Aphrodite gemahnt wurde. Novalis führt uns aber auch in die geistige Sphäre Schillers. Von ihm hat er den Begriff der „sittlichen Grazie“ übernommen. Schillers Verlangen nach einem Menschen, in dem sich Anmut und Würde vereinten, dessen Tugend nicht Zwang, sondern Natur, der eine „schöne Seele“ war, schien in der Königin von Preußen erfüllt zu sein.

In den Tagen des Glückes hatte Novalis so geschrieben. Die gefeierte Louise hatte nach Jena und Auerstedt von Berlin fliehen müssen und drei Jahre im fernen Osten verweilt. Erst am 23. Dezember 1809 war sie, sehnlichst erwartet, an der Seite ihres Gemahls in die Hauptstadt wieder eingezogen. Heinrich von Kleist und Adam Müller feierten ihren Einzug; er galt ihnen als ein Wendepunkt auf dem Wege zum Kampf um die Freiheit. In Kleists Gedicht an den König zur Feier seiner Rückkehr heißt es von den Türmen Berlins

„Sie sind gebaut, o Herr, wie hell sie blinken,  
Für beßre Güter in den Staub zu sinken!“

Bald darauf, am 10. März 1810, feierte die Zeltersche Liedertafel den (letzten) Geburtstag der Königin. Man sang das Lied „Ergo bibamus“, das Goethe für diesen Tag gestiftet hatte. Wenn es da vom „heutigen Tag“ heißt:

„Er führet die Freude durchs offene Tor,  
Es glänzen die Wolken, es teilt sich der Flor,  
Da scheint uns ein Bildchen, ein göttliches vor“,

so ist mit diesem „göttlichen Bildchen“ die Königin gemeint, die vom Gemeingefühl dieser Runde wie eine himmlische Erscheinung empfunden wurde. Am selben Tage überreichte Kleist ihr jenes Gedicht, das Tränen ihren Augen entlockte. Hier heißt es, sie dürfe wegen des allgemeinen Schicksals nicht wie die anderen die Götter verklagen:

„Denn eine Glorie, in jenen Nächten,  
Umglänzte Deine Stirn, von der die Welt  
Am lichten Tag der Freude nichts geanht.“

Ihre wahre Größe hat erst das Unglück geoffenbart; sie ist der „Stern, der voller Pracht erst flimmert, wenn er durch finstre Wetterwolken bricht“. Aus dem Kampf der Zeit war sie als „Siegerin“ hervorgegangen. Sie trug allen die „Fahne der Hoffnung“ voran. Denn in ihr verkörperte sich die Unberührbarkeit und Unzerstörbarkeit des deutschen Menschen, jene siegende Idealität, der Schiller dichterischen Ausdruck gegeben hatte. Hier durchdrangen sich Poesie und Wirklichkeit. Ihr Dasein bürgte gleich dem Auftreten der Jungfrau von Orléans für den gottgewollten Fortbestand des Landes. Ihr war keinerlei Vision zuteil geworden; aber was sie hielt und wovon sie anderen mitteilte, war ihr Glaube an ein „vollkommenes Wesen“, an „ewige Gesetze“ und eine Weltordnung, wo nur „Wahrheit und Gerechtigkeit“ Bestand haben und die den Triumph eines Dämonen nicht duldet. Jeder empfand, daß sie eher als ihr Gemahl, wenn es nottun sollte, letzter Entschlüsse im Sinne Kleists fähig war.

In der Franzosenzeit war — nach einem Worte Hufelands — die Königin für viele in Berlin die Sonne, die ihnen den Himmel noch glänzend machte. Mochte sie politischen Realisten lächerlich vorkommen, den Romantikern war sie heilig, und sie beweinten sie schmerzlich, als sie am 19. Juli 1810 den Ihren durch den Tod entrisen wurde. Schönen Ausdruck hat dieser Trauer Berlins Clemens Brentano gegeben und in seiner damals hier entstandenen Kantate „Auf den Tod Ihrer königlichen Majestät Louise von Preußen“.

Clemens hat den umjubelten Einzug des Königspaares von einem Fenster des Schlosses aus mit angesehen. Er schreibt davon an Savigny und erwähnt den Einzug in der Kantate. Vielleicht hat er auch an der Feier des zehnten März in der Liedertafel teilgenommen. Adam Müller und Kleist standen ihm nahe. Er wußte, was diese Frau denen bedeutete, die auf eine deutsche Erneuerung hofften. Er sagt von ihr ähnlich wie Kleist: „Die ein Gestirne klar, stand in der Zeit.“ Auch ihn ergriff das Poetische ihrer Erscheinung, der Huldigung, die ein Volk ihr darbrachte, der Trauer, die eine Stadt um sie trug. Am Tage ihrer Bestattung war Berlin totenstill. Das Ganze war wie ein mythisches Erlebnis. Ein finsterer kalter Dämon hatte die Lichtgöttin und Wärmespenderin verschluckt, doch nicht vernichtet. Heilbringend war sie zur Sonnwendzeit wiedergekehrt in ihre Stadt, aber nun schien sie für ewig erloschen zu sein. Es war, als sanken schwarze Schatten über das Land.

Doch nun gerade begann sie — und das verkündete Clemens' Gedicht im Namen des Berliner romantischen Kreises — als unsichtbarer Schutzengel der Stadt und des Landes ihr „unsterbliches Leben“. Ihre Erscheinung, die inneren Adel mit äußerer Schönheit verband, ihre Haltung im Unglück hatte den Glauben an höhere Kräfte geweckt, seelisch-leibliche, die in ihr wirksam waren und mit denen allein der fremde dämonische Eroberer bekämpft werden konnte. Gestalt trat auf gegen Gestalt. Wir erinnern wieder an den Spruch: Nemo contra Deum nisi Deus ipse! Das Verlangen der Romantiker nach Erneuerung der



Nation fand in der Gestalt der Königin jenes Symbol, ohne das keine Taten der Geschichte gelingen. Wirklich scheint die Königin, heroisiert oder legendisiert, in die Herzen der Freiheitskämpfer eingegangen zu sein. Theodor Körner — einer von Brentanos Freunden, dem Clemens vielleicht diese Anschauung vermittelte — rief beim Ausbruch als Lützower Jäger die Königin in einem Gedicht an als den „Schutzgeist deutscher Sache“ und forderte, da der Krieg ein „Kreuzzug“ sei für „Tugend, Recht und Wahrheit“, daß ihr Bild gleich dem einer „Heiligen“ auf den Fahnen schweben solle, wie einst ein gleiches Bildnis auf der „Oriflamme“ auch im „gerechten Krieg“, nämlich dem der Jeanne d'Arc, gegen fremde Unterdrücker, ein Volk zum Siege geführt hat. Hier ist ganz deutlich, wie Schillers „Jungfrau“ auf die Entstehung und Entfaltung des Louisenkultes eingewirkt hat.

Als nationales Symbol wurde die Königin von dem Berliner romantischen Kreise an Stelle Friedrichs des Großen erhoben. In ihr fand man jene Vereinigung von preußischem Königtum und deutschem Geist, wie sie manchem als Wunschbild vorschwebte. Während noch Gilly, Genelli und Schadow bald nach Friedrichs Hinscheiden Denkmäler voll idealer Schönheit entwarfen, in denen er als verewigter Genius erscheint, haben schon um 1800 geistige und politische Führer wie Novalis, Friedrich Schlegel, Ernst Moritz Arndt ihn abgelehnt wegen seiner undeutschen Art, die der französischen Vernunftkultur zuneigte. Der Zusammenbruch von 1806 schien ihnen recht zu geben. In sieben Wochen fiel, was in sieben Jahren aufgebaut war. In eben dem Jahre 1810 hielt Adam Müller in Berlin Vorlesungen über unser künftiges Verhältnis zu Friedrich. Wenn er sagt: „Wir wollen seine königliche Leiche bestatten und seinem Gedächtnis den irdischen Frieden geben, der ihm gebührt“, so klingt das, als wolle er einer anderen Macht Raum schaffen. An die Stelle des Heroenkultes, in dem Adam Müller Götzendienst erblickt, war die „Idee des Gemeinschaftlichen“ getreten, die das Ganze tragende Kraft der „Nationalität“. Als Symbol dieser Idee in ihrer musikalischen Grenzenlosigkeit wird ihm eine hohe Frau genehmer gewesen sein — Nationen hat man von je gern in Frauen verkörpert — als der plastische, scharf umrissene, antikische alte Heros.

Vor allem war auf dem Boden der Friedrichsverehrung — wie das klassische Beispiel Johannes von Müllers lehrt — eine Verständigung mit dem französischen Rationalismus möglich. Darum wurde in Berlin gleichzeitig Friedrich ausgeschaltet, Louise erhoben. Beides gehört zusammen. Adam Müller und Clemens Brentano gingen Hand in Hand. Auch der Große Kurfürst von Kleist, dem Freunde Müllers, im „Prinz von Homburg“, ist nicht „wie die Antike starr“, sondern hat etwas vom lösenden Geist des deutschen Barocks. Kleists Drama wurde im gleichen Jahre 1810 in Berlin vollendet. Es steht in einer Reihe mit Müllers und Brentanos Kundgebungen. Wenn Kleist hier verkündet, es sei Pflicht auch des romantischen Menschen, sich einzuordnen in das Gefüge staatlicher Gesamtheit, so erinnern wir uns, daß Adam Müller am Beispiel Hans Sachsens dargetan hatte, daß es auch dem verträumten Dichter wohl anstehe, am Schicksal des Vaterlandes tätigen Anteil zu nehmen. Kleist knüpft daran freilich die Bedingung, daß innerhalb der staatlichen Sphäre dem schönen, menschlichen Gefühl, der „Poesie“ Raum gelassen wird und also dem einzelnen eine letzte schöpferische Freiheit gegenüber dem Staate gewahrt bleibt. In diesem herrlichen Widerspiel zwischen Freiheit und Bindung liegt bereits jene Versöhnung zwischen objektiver Staatlichkeit und freiem, individuellem Einzeldasein angedeutet, die hernach den Grundgedanken von Hegels philosophischer Lehre in Berlin bilden sollte. Auch der „Prinz von Homburg“ bedeutete eine Absage an jenen Geist des friderizianischen Staates, der restlose Unterordnung der einzelnen forderte. Vielleicht spielt dabei eine Erinnerung mit hinein an Friedrich Wilhelm den Ersten, der ja in der Tat zeitweise gewillt gewesen ist, den „Brutus zu spielen“ und den eigenen Sohn der Staatsraison zu opfern.



Adam Müller

Nach dem Gemälde von G. v. Kügelgen (1806-07)

Ganz erloschen ist Friedrichs Gedächtnis auch in diesen romantischen Tagen nicht. Er lebte fort in den Herzen der Älteren. Zelter stiftete seine Liedertafel am 24. Januar, dem Friedrichstage des Jahres 1809. Dann hat die härtere Wirklichkeit des Krieges, der ja im Sommer 1813 ein „Kampf um Berlin“ war, die Augen vieler zurückgelenkt auf die Gefährdungen des Siebenjährigen Krieges, wo der Feind auch in der Mark stand. Jetzt, wo der rheinbündisch-französische Einfluß in Preußen zurückgedrängt war, erschien Friedrich in anderem Lichte. Im Jahre 1814 widmete Achim von Arnim der „Deutschen Tischgesellschaft“, die die romantisch-nationalen Geister Berlins vereinte, ein Lied zu Ehren Friedrichs, worin es heißt: während alle Deutschen gebeugt geblieben seien, habe sein „Kriegsgeist“ die erhoben, „die ganz Deutschland retten“, nämlich die Preußen. Aus demselben Jahre stammen die „Geharnischten Sonette“ des jungen Friedrich Rückert. Hier läßt der Dichter den alten Fritzen ähnlich wie den alten Barbarossa, von dem er eben damals (1813) auch gesungen hat, unter der Erde sitzend mit Sorge an sein geknechtetes Volk denken. Wie er hört, daß Preußen seine Stricke zerreißen will, steigt er auf aus dem Grabe, ruft sie zu den Fahnen und schreitet ihnen in „Wetternacht“ wie ein altgermanischer Gott voran. Hier erscheint Friedrichs Gestalt romantisch erneuert. In dieser Färbung hat sie weitergelebt. Mit dieser Gesinnung konnte sich Rückert als ein Franke im deutschen Süden schwer halten, es zog auch ihn nach Berlin, das er ähnlich wie der Graf Platen als „Heldentadt“ und ähnlich wie Clemens als „Brennpunkt neuer Deutscht“ rühmt.

Wir kommen auf die Louisenkantate zurück. Clemens widmete sie der Kaiserin Maria Ludovika von Österreich, uns durch Goethes verehrende Verse bekannt, von der es hieß, sie habe die verewigte Königin geliebt, ohne sie zu kennen. Die Vertonung war keinem geringeren als Beethoven zugedacht, dem Hausfreund von Clemens Schwägerin Antonie in Wien, an die Clemens am 30. Mai

deshalb schrieb. Wie Bettine war auch Clemens ein Verehrer seiner Musik. In einem Gedicht sagt er von Beethoven:

„Selbst sich nur wissend und dichtend  
Schafft er die Welt, die er selbst ist ...  
Einsam ist er und dient nicht ...“

Aber Beethoven lehnte am 10. Februar 1811 dankend ab; der Gegenstand sei für Wien „nicht wichtig genug, ein anderes ist's in Berlin“. Clemens ließ nun auch diese Kantate von Reichardt vertonen. Mit seiner Musik wurde sie in Berlin aufgeführt.

In der Kantate spricht der Dichter aus der Seele der Stadt: Berlin trauert am Tage der Beisetzung. Langsam rollt der Totenwagen durch die von Gärten und Volk umsäumten „Linden“. Auf dem hohen Tor, wo sonst die Victoria stand, weht eine schwarze Fahne. Vom dunklen Gerüst her klingt der klagende Chor der Schüler über den Platz. Dann wechselt das Bild. Wir sehen, wie vor ihrer letzten Fahrt Tausende im Dom, wo sie aufgebahrt liegt, neben den auf schwarzen Kissens schimmernden „Kleinodien des Reichs“, von ihr Abschied nehmen. Alle weichen ehrfürchtig zurück, als ihr Gatte naht, mit Tränen in den Augen. Wieder taucht das Bild des Zuges auf. Ihr jüngstes Kind, ein Säugling (Prinz Albrecht, geb. am 4. Oktober 1809), wird ihr schlummernd nachgefragt, die anderen Kinder folgen weinend und lächelnd: „Denn ihr verstehtet, ihr Unschuldige, das unsterbliche Leben!“ In diese Worte klingt die ergreifende Kantate aus.

Zwei Auffassungen sind in diesem Gedicht miteinander verbunden. Die Königin lebt fort als Jüngerin Christi; er erscheint selber als heldischer Besieger des gestalthaft umrissenen Todes, der sich gleich einer altdeutschen Zeichnung in großartigem Umriss vor uns erhebt. Aber tiefer in dem Dichter ist der heidnische, volkhafte Glaube verwurzelt an die übermenschliche, magische Natur der Entschlafenen, die sie wie eine Göttin erscheinen läßt, mit erhöhten Kräften und dadurch geschichtsbildend. In dieser Steigerung ist das Leben schön und unsterblich. Die Entschlafene ist eingegangen zu den Göttern, aber sie bleibt uns nahe, unserer Anrufung zugänglich, wir gedenken ihrer mehr mit Wehmut denn mit Trauer. Kleinmut und Zweifel darf uns auch angesichts des Todes nicht beschleichen<sup>1)</sup>.

Als Clemens einige Jahre später das Mausoleum zu Charlottenburg besuchte, schrieb er an Josef Görres über Rauchs Figur der ruhenden Königin: „Dies schöne Kunstwerk sollte das Bild einer schlummernden geliebten Gattin und Mutter, eine Erinnerung an das schöne Leben, nicht eine Betrachtung des Todes, es sollte nur elegisch, nicht tragisch sein, und es macht auch diesen Eindruck auf die edelste Weise!“ Ja, es zeugt, wie Clemens weiter schreibt, von der Liebe des Königs für das Volk, daß er diese Grabstätte jedem zugänglich macht, damit alle sich der „entschwundenen holdseligen Frau“ erinnern können, „welche in mancher gemeinsamen Not, wie ein Pfand des Himmels, daß es einst besser werden sollte, unter ihm einherging“. Das Irdisch-Überirdische ihrer Gestalt kam hier in feierlichem Rahmen zur Geltung. Im stillen Fichtenhain stand der Tempel der Mutter des Landes, in den strengen Formen der Antike, wo sie zu atmen, zu schlummern schien, ein erhöhter und verewigter Mensch.

Wieder sind es ihre Kinder, deren Clemens dabei besonders gedenkt. Er fährt fort: „Mir machte ein schön gearbeiteter Adler, der an der schmalen Seite des Ruhebetts zu Füßen der Königin mit ausgebreiteten Flügeln sitzt, einen eigentümlich rührenden Eindruck durch die sieben lebendigen Blumenkränze, welche als Gabe ihrer sieben Kinder auf dem Marmorboden lagen und welche er zu

hüten schien. Wenn es Euch nicht unangenehm ist, will ich Euch ein Lied über dies Monument in Euer Blatt schicken.“ Gemeint ist der „Rheinische Merkur“. Leider hat Clemens, so viel man sieht, diesen Gedanken nicht ausgeführt. Wir besäßen dann von ihm ein sicherlich schönes, ergreifendes Gedicht über unser Charlottenburger Mausoleum.

Der Luisenkult ist ein echt romantisches Erzeugnis, insofern er den christlichen Mythos zugunsten eines neuen zurücktreten läßt, der aus zeitlichem, ästhetischem Erleben geboren ist. Nach seiner späteren entschiedenen Hinwendung zur Kirche hätte Clemens einer solchen Anschauung nicht mehr zugeneigt. Sicher spielt sein altes Lebensmotiv der Erlösung durch die reine, mütterliche, schöne Frau hier mit hinein.

### XIII.

Bei aller Verehrung, die der Berliner romantische Kreis der Königin und auch dem Könige darbrachte, war man doch mit dem Geist der damaligen preußischen Regierungsweise wenig einverstanden, wenn auch deren Häupter, erst Stein, dann Hardenberg, unter entscheidender Mitwirkung der Königin berufen worden waren. Hardenbergs Ernennung (vom 4. Juni 1810) war ihre „letzte und bedeutendste politische Tat“ gewesen. Gegen die umstürzenden Reformgesetze dieser Minister richtete sich immer stärker der Widerstand des eingeborenen Adels. Unter seinen Vorkämpfern stand neben Ludwig von der Marwitz auch Achim von Arnim. Literarisch-journalistische Wortführer dieser Bewegung waren Adam Müller und Heinrich von Kleist. Die Berliner Romantik kam in enge Fühlung mit einer politischen, einer konservativen Partei. Dieser trat nun auch Clemens Brentano nahe und suchte ihren Strebungen auch seinerseits als Dichter und Schriftsteller zu dienen.

Den Freiherrn vom Stein hatte 1780 die Verehrung für Friedrich den Großen in den preußischen Dienst gezogen. Für den märkisch-pommerschen Adel besaß er allerdings kein Verständnis und schonte dessen Rechte nicht. Dafür wurzelte er, der Reichsritter aus dem rheinischen Westen, zu sehr in Überlieferungen des alten Reiches und stand insofern den Romantikern und der Familie Brentano innerlich nahe. Er erkannte an, wie sehr gerade die Heidelberger Romantik, also Clemens, Achim, Görres u. a. mit dem „Wunderhorn“ und sonstigen Schriften, das Volk bei uns gegen Napoleon entflammten. Er gehörte zum Freundeskreis von Clemens Bruder Franz und dessen Frau Antonia Brentano.

Verglichen mit ihm erscheint Hardenberg preußischer. Er war rationalistisch und liberal gesinnt, ein Anhänger des modernen französischen Staatsgedankens und der englischen Freihandelslehre. Seine Maßnahmen dienten der Stärkung des beweglichen Kapitals und der bürokratischen Verwaltung. Die immer noch zahlreichen Jünger der Aufklärung und der Freunde einer Annäherung an Frankreich fanden in ihm einen Halt. Im unbedenklichen, ungeschichtlichen Geist der Revolution wurden durch die Gesetzgebung der Reformzeit Einrichtungen wie die patriarchalische, vielfach wohlthätige Gutsherrschaft des Adels, sein Vorrecht, mit dem Degen zu dienen statt Steuern zu zahlen, der genossenschaftliche Zusammenhang der Zünfte, alles dies wurde beseitigt, an die Stelle gewachsener Verbundenheiten des Volkes eine atomisierte Gesellschaft der Untertanen gesetzt. Vertrat Berlin auf der einen Seite, wie Clemens fand, allein noch den Geist der Deutschtum, so schien es auf der anderen durch Hardenberg die Mitte eines in seiner Verfassung und Verwaltung den Rheinbundstaaten angenäherten Gemeinwesens zu werden.

hat und den er später, als reuiger Sohn seiner Kirche, zu opfern bereit war, „nicht stirbt“ (S. 7). Indem er als Dichter zur Schau der göttlichen Urbilder des Lebens vordrang, war er selber der Unsterblichkeit teilhaftig.

<sup>1)</sup> Nach den Schlußworten der Luisenkantate haben Schellberg und Fuchs ihrer Sammlung der Briefe von Clemens Brentano an Savigny u. a., die wir zu Anfang erwähnt und aus der wir geschöpft haben, den Namen gegeben: „Vom unsterblichen Leben“, mit der Begründung, daß der „Genius“, der Clemens zum Dichter gemacht

Wenn einem Menschen wie Clemens die beschworenen Rechte, für die der Adel kämpfte, nicht so viel bedeuten konnten wie seinem Freunde Arnim, so wird er noch in seinem romantischen Sinne die — in vielem notwendige und in wesentlichen Stücken bereits von Stein eingeleitete — Gesetzgebung der Reformzeit als einen Bruch mit der Vergangenheit verworfen haben. Wie bei der Gründung der Universität sollte auch sonst im Staatsleben der „alte deutsche Stil“ gewahrt, namentlich eine Nachahmung französischer Einrichtungen und Anschauungen vermieden werden. Ja, indem diese Staatskunst schließlich darauf aus war, den Menschen von den geschichtlichen Bindungen an Familie, Stand und Bruderschaft zu lösen und damit gegen die tieferen Kräfte der Erde abzusperren, förderte sie die Mehrung und Herrschaft eines flachen, engen, schwunglosen, nur noch „bürgerlichen oder philiströsen Typs, von dem keine Ströme unbewußten, atmosphärischen Lebens ausgingen“ und Staat und Geist befruchteten. Clemens selbst war jenen Mächten des Historischen so tief verbunden, daß es ihn trieb, in dieser kritischen Stunde unserer inneren Geschichte, gegen die von Berlin aus drohende Herrschaft des „Philisters“ über Deutschland mit den schneidenden Waffen des satirischen Geistes sein Veto einzulegen.

Als ein Kampforgan der neuen romantisch-politischen Richtung gründete Adam Müller „im Zusammenhang mit der Junkerpartei“ die „Berliner Abendblätter“, wohl im Sommer oder Herbst 1810, also etwa zu derselben Zeit, als die Königin starb und die Universität eröffnet wurde. Vom Oktober an zeichnete Müllers Freund Heinrich von Kleist als verantwortlicher Schriftleiter. Müller war wie Arnim ein Sohn Berlins. Indem er im selben Jahre 1810 sich in einer Reihe von Vorträgen gegen die Gestalt und Verehrung Friedrichs des Großen wandte, bekämpfte er auch damit Hardenberg. Die Gemeinschaft war ihm wertvoller als das Individuum, selbst das große Individuum. Er verteidigte die ständische Freiheit der Nation, ein Erbe des Mittelalters, gegen den, wie es schien, erstarkten Geist einer behördlichen Bevormundung und eines persönlichen Regiments. Dies konnte sich auf das selbstherrliche Vorbild des großen Königs berufen, der aber — anders als Friedrich Wilhelm der Dritte — wenigstens sein „eigener Premierminister“ gewesen war, also eine Ausnahmeerscheinung, während bei dem Mangel einer „ständischen Verfassung nationaler Natur“ das Geschick des Volkes jetzt vom „Talent des Staatsmannes“ abhing, der „die Geschäfte nur mit der Sorge um die Stunde“ abmachte. Hiermit ist auf Hardenberg unmittelbar hingedeutet. Wie für Fichte und Schleiermacher war für Müller die Nation Mittlerin zwischen dem Einzelnen und der ewigen Menschheit und insofern Christus zu vergleichen. Zwischen Gott und dem Einzelnen durfte sich nicht die rationale Konstruktion eines „Staates“ einschalten.

Die von Kleist und Müller herausgegebene Zeitung bestand vom 1. Oktober 1810 bis zum 30. März 1811 und war das erste Berliner Tagesblatt. Es erschien täglich mit Ausnahme des Sonntags. Die beiden älteren Zeitungen, die Vossische und die Spenersche, die diesen Mitbewerber ungern sahen, kamen dreimal wöchentlich heraus. Vor allem sind die Berliner Abendblätter die erste Berliner Zeitung in unserem Sinne, das Organ einer politischen Partei und Weltanschauung, kein bloßes Nachrichten- oder Literaturblatt. Neben der Zeitung schuf sich die Partei bald den ersten politischen Klub Berlins: am 18. Januar 1811, dem Tag der Krönung, stiftete Arnim gemeinsam mit Müller die „Deutsche Tischgesellschaft“. Am Blatt und am Klub nahm Clemens, der so noch mehr zum Preußen wurde, hervorragenden Anteil.

Clemens hat Kleist und Müller hier bald kennengelernt. In seinen Briefen an Savigny finden wir ein Schreiben vom 30. Jänner 1810 (S. 424), worin er Adam Müller in der ihm eigenen Weise charakterisiert: „Mit Adam Müller bin ich recht gut Freund, er ist ein sehr verständiger und scharfsinniger Mensch, ruhig, mit viel Sinn für alles Gute, hat einen Hang zum Anstand, zur Reinlichkeit und was man

vornehm nennt. Er besucht hier die ersten Häuser, und man ist gern bei ihm, denn er ist arm und zierlich und hat ein sehr gefälliges, schweigendes, würdiges Talent, gescheiten Menschen zuzuhören. Seine Frau (Sophie von Taylor) ist etwas älter als er (Müller war 1779 geboren), eine von einem polnischen Ehemann (dem preußischen Landrat Peter Boguslaus von Gaza-Radlitz, 1809) geschiedene, sehr gutmütige, von allem Schönen kindlich erfreute Frau.“ Clemens scheint in Müller einen ausgezeichneten Vertreter jenes „zierlichen“ Berlinertums verehrt zu haben, das ihm auch anderweit gefiel. Sie ergänzten einander in mancher Hinsicht. Man hört förmlich, wie die beiden, der lebhaft, süddeutsche Clemens und der gemessene, feine Berliner Müller miteinander plaudern, wenn er ihn in einem Brief an Görres schildert: „Müller ist ein gescheiter, zur Vornehmigkeit und Noblesse geneigter, etwas eindämmiger Mensch, der mir recht gut ist und mit dem ich mich oft amüsiere, denn er hat keine meiner Eigenschaften, ist statt dessen ruhig und hinlänglich und länglich, zu Zeiten sogar langweilig und weilig.“

Als Clemens in Berlin war, tauchte Kleist aus dem Dunkel der Verschollenheit wieder auf. Er hatte die hoffnungsbegleitenden Anfänge des Feldzuges von 1809 in Österreich miterlebt und während des Sommers in Prag als nationaler Publizist gewirkt. Dann hieß es, er sei dort „im Spital“ verstorben. Diese Kunde empfing auch Clemens in Berlin und teilte sie in seinem ersten Brief vom 26. September 1809 dem Schwager mit. Damals wußte er von Kleist anscheinend nur dies, daß er in Dresden, zusammen mit Müller, die literarische Zeitschrift „Phöbus“ herausgegeben hatte. Erst in Berlin lernte er seine Dichtungen näher kennen, „besonders den Anfang des Käthchens von Heilbronn und die schöne Erzählung Kohlhaas“ — deren Held ja ein Berliner oder richtiger Cöllner Bürger ist — und war nun „recht erfreut, ihn lebendig zu wissen und zu sehen“. „Er ist“, schreibt er an Görres, „ein sanfter, ernster Mann von zweiunddreißig Jahren, ohngefähr von meiner Statur, sein letztes Trauerspiel Arminius darf nicht gedruckt werden, weil es zu sehr unsere Zeit betrifft. Er war Offizier und Kammerassessor, kann aber das Dichten nicht lassen und ist dabei arm ...“ In einem Brief an Wilhelm Grimm nennt er ihn: „gemischt launig, kindergut, arm und fest, mit einem erlebten, runden, stumpfen Kopf.“ Ihn, den so leicht sich poetisch verströmenden Troubadour, ergriff es, zu sehen, wie schwer und mühsam Kleist arbeitete, oft ganze Tage — wie Arnim hinzufügte — mit der Tabakspfeife im Bett.

Am 4. Februar 1810 traf Kleist endgültig in Berlin ein. Er brachte die Handschrift des Prinzen von Homburg mit, den er hier vollendete. Die letzte Periode seines Schaffens begann, der schon im folgenden Jahr jener düstere Novembertag zu Wannsee ein Ende bereiten sollte. Clemens erlebte diesen Ausgang hier nicht mehr: er war bereits Ende Juli mit seinem Freunde Schinkel nach Böhmen gefahren. Aber in der Zwischenzeit ist er dem märkischen Junker und Dichter oft begegnet. In dem romantisch-feudalen Kreise der „Tischgesellschaft“ haben Achim und Clemens ihm neben Müller wohl am nächsten gestanden. Es ist reizvoll, sich dies berlinische Zusammenleben der drei Dichter auszumalen, wenngleich Achim und Clemens so geartet waren, daß sie Kleistens umdunkelte nordische Natur nicht recht verstanden, weder Achim „in seiner epischen, schollenfesten Klarheit und Freudigkeit“ noch Clemens in seiner „sinnlich-südlichen Einbildungskraft“, die ihn Goethe näher brachte als Kleist.

Zwei Beiträge von Clemens sind in Kleists Abendblättern erschienen; beide betreffen die Malerei. Auf diesem Gebiet ist Clemens selber schaffend tätig gewesen. Für die Ausgabe des Märchens „Gockel, Hinkel und Gackeleia“ von 1838 hat er die Bilder gezeichnet. Von seinem empfangenden Anteil an der Bildnerei des Mittelalters und der Neuzeit habe ich schon gesprochen. Ähnlich wie seine Brüder war er ein eifriger und kundiger Sammler. Noch





Schinkel 1815 (Selbstbildnis)

vor den Boisseree hat er altdeutschen Gemälden nachgespürt und manches gerettet, was damals infolge der Aufhebung vieler geistlicher Stiftungen mit Vernichtung bedroht war. Wir verdanken ihm die erste Nachricht über Matthias Grünewald. In seiner „Chronika“ hat er uns vom überwältigenden Eindruck des Straßburger Münsters und von den Gemälden des Meisters Wilhelm von Cöln erzählt. Sie sind, sagt er, „dermaßen zart, fein, scharf und lebendig, daß man schier glauben sollte, sie seien von Händen der Engel gemacht, und erbebt man bei ihrem Anblick, weil sie zu leben scheinen und doch nicht leben. Man fühlet da wohl, daß der Mensch etwas sein und schaffen kann, was viel herrlicher ist als sein gewöhnliches Sein und Schaffen, und man erschrickt darüber, daß diese Herrlichkeit so fremd und selten ist.“ Clemens hat einmal gesagt, er möchte gern durch alle deutschen Gauen wandern, „um die unzähligen untergehenden Gebilde der herrlichsten Kunst“ zu erhalten. Wo er konnte, kaufte er sie auf, so in Berlin selber gleich am Tage nach seiner Ankunft „einen ganzen alten Altar mit vielen schönen Bildern um zwei Gulden“. Bei antiquarischen Auktionen war er immer zu sehen. Eine schöne Madonna verschwieg Görres vor ihm, weil er sie selber erwerben wollte.

Auch den Meistern seiner Zeit war Clemens zugewandt, in denen der Geist großer alter Kunst fortlebte. Als 1810 Caspar David Friedrich in Berlin eine „Seelandschaft, worauf ein Capuziner“ ausstellte, legten Clemens und Achim ihre Empfindungen darüber in einem längeren Aufsatz nieder. Ihn brachte Kleist in den Abendblättern vom 13. Oktober 1810, aber stark verkürzt und mit einem veränderten Schluß. In dieser Gestalt ist der Beitrag in Kleists „kleinen Schriften“ zu finden. Doch stammt der schöne Anfang von den Worten „Herrlich ist es in einer unendlichen Einsamkeit am Meeresufer, unter trübem Himmel, auf eine unbegrenzte Wasserwüste hinauszuschauen“ bis zu der Stelle „das aber, wo hinaus ich mit Sehnsucht blicken sollte, die See, fehlte ganz“ wörtlich

aus Clemens und Achims Feder. Wenn Kleist im folgenden den Eindruck der Seelandschaft durch Hinweise auf die „Apokalypse“, auf „Youngs Nachtgedanken“, auf „Ossian und Kosegarten“ zu verdeutlichen sucht, fußt er — in der Heranziehung solcher Vergleichen — gleichfalls auf der Vorlage.

Danach gibt aber Clemens in seinem erhaltenen Text eine Folge von Szenen. Eine „Dame“ besucht mit einem „Herrn, welcher vielleicht sehr geistreich war“, die Ausstellung. Der Herr ist Clemens, die Dame vermutlich Lotte Pistor, seine muntere, gescheite Berliner Wirtin. Sie sprechen über das Bild. Dazu äußern sich weiter als Vertreter des berlinischen Publikums zwei junge Damen, zwei Kunstverständige, eine Erzieherin mit zwei Demoiselles, eine junge Frau mit zwei blonden Kindern und ein paar Herren. Dann plaudert die Dame wieder mit ihrem Führer, zum Schluß sagt ein „glimpflicher langer Mann“, der mit ihnen ist, offenbar Arnim, seine Meinung.

Diese szenischen Bilder berlinischen Kunstlebens sind witzig und lebendig ausgeführt. Sie waren aber für die Zeitung zu lang. Wenn der Aufsatz auch den starken Eindruck des Bildes in seiner Düsternis auf die Zuschauer nüanciert widerspiegelt, so nahm doch Clemens für Friedrich nicht entschieden genug Partei. Er bewundert und lehnt als Südmensch im Grunde diese Kunst, wo nur die Stimme des Todes vernehmbar wird, ab; er stimmt aber zu, wenn der Märker Arnim Friedrichs Kraft rühmt, „auch armen Gegenden ergreifende Wirkungen abzulauschen“. Kleist genügte das nicht. Friedrichs tragische Weltansicht sagte ihm zu. Berlin sollte für diesen Interpreten der nordischen Seele, seinen Freund von Dresden her, der hier zum ersten Mal ausstellte, erobert werden. Darum schrieb Kleist im Anschluß an Clemens und seinen Eingang, der die Melancholie des Bildes betonte: „Gleichwohl hat der Maler zweifelsohne eine ganz neue Bahn im Felde seiner Kunst gebrochen; und ich bin überzeugt, daß sich mit seinem Geiste eine Quadratmeile märkischen Sandes darstellen ließe, mit einem Berberitzenstrauch, worauf sich eine Krähe einsam plustert, und daß dies Bild eine wahrhaft ossiansche Wirkung tun müßte.“ Die Mark rückt hier mit dem verhangenen Reiz ihrer Landschaft — ähnlich wie später in Theodor Fontanes Augen — neben die sagenberühmte Heide der schottischen Highlands.

Dem anderen Meister der romantischen Malerei, Philipp Otto Runge, stand Clemens innerlich so nahe, daß er vorhatte, im Winter auf 1810 zu ihm nach Hamburg zu gehen. Im Januar 1810 schrieb er an ihn aus Berlin. Er wünschte, Runge möge seine Werke illustrieren. Keiner sei ihm lieber als er. Man hat gesagt, die Jahre seines Aufenthalts in Berlin wären für Clemens die Blüteperiode seines Schaffens gewesen. In der wohlthuenden und anregenden Nähe Arnims fühlte er sich ruhiger und heiterer denn je und arbeitete, nicht minder ausdauernd als jener, an seinen „Romanzen vom Rosenkranz“, jenem großen romantisch-katholischen Epos aus dem italienischen Mittelalter, das, wie es in der Nähe Dantes spielt, seine eigene „Divina Commedia“ werden sollte. Er selber hatte „Bilder in allen Galerien“ angesehen, um die Farben zu gewinnen, die ihm vorschwebten. Aber das genügte ihm nicht. Wie in den Büchern alter Zeit sollten Dichter und Maler hier Hand in Hand gehen und Runge das Werk nach Art der Dürerschen Randzeichnungen schmücken. Ihm sei, sagte Clemens, die Kunst tiefsinnig deutender Bildersprache eigen, so daß, wo seine Vignetten eine Dichtung begleiten, das Wort des Poeten sich „am Rande versteht“. Wenn Runge auf Clemens' Wunsch einginge, wollte er das Ganze zu Ende dichten. Hier wäre ein schönes Werk aus einem Geist entstanden. Runge sagte zu, wurde aber schon am 2. Dezember 1810 den Seinen durch den Tod entrissen.

Obwohl Clemens über Kleists Eingriff in seinen Friedrich-Aufsatz verstimmt war, widmete er Runge in den Abendblättern einen Nachruf, der unter dem Titel „Andenken eines trefflichen deutschen Mannes und tiefsinnigen Künstlers“ am 19. Dezember erschien und, was einzig dasteht, den gesamten Raum einer Nummer einnahm; er ist, wie

Richard Benz sagt, eine der bedeutsamsten Würdigungen, die hier erschienen sind. Im Rahmen dieses Beitrags kommt, was Clemens über Runge empfindet, am reinsten in einigen schönen Strophen zum Ausdruck, die seinem Gedächtnis gelten. Etwas Trostreiches war in Runges Persönlichkeit ebenso wie in der der Königin Luise. In ihm war die „verlorene Kunst der Vorzeit“ lebendig. Er war auf dem Wege, einen neuen Mythos zu gestalten, in der Nacht der Zeit Vorläufer eines kommenden Tages. Darum sagt Clemens von ihm:

„O trauert nicht um seinen frühen Tod!  
Er lebte nicht, er war ein Morgenrot,  
Das in der Zeiten trauriger Verwirrung  
Zu früh uns guter Tage Hoffnung bot!“

Der Totenklage um die Königin tritt die um den Künstler an die Seite. Clemens legt hier gleichsam im Namen des ganzen Freundeskreises einen Kranz nieder, auch im Namen Goethes — des „stillen, tätigen Hegers und Pflegers alles Trefflichen, das er durch sich selbst immer dargestellt“ —, der Runge so geehrt und geliebt hatte und den Clemens als Schirmherrn des romantischen Berlin feiert.

Die Würdigungen Friedrichs und Runges gehören zusammen. „Mit dem Bekenntnis zu ihnen beiden, zu Friedrich, als zuerst ein Bild von ihm in Berlin ausgestellt wurde, zu Runge beim tragischen Abschluß seines Werks, haben die Berliner Abendblätter eine einzigartige Zusammenfassung romantischer Leistung in der Zeit herausgestellt, wie sie noch für uns gilt“ (Richard Benz).

Leider blieben die „Romanzen vom Rosenkranz“ nun unvollendet. Nach dieser Berliner Zeit hat Clemens die Arbeit an ihnen nicht wieder aufgenommen. Wie als Romanzensänger ist er in Berlin aber auch als Märchen-erzähler aufgetreten. Als er 1816 zum dritten Mal in Berlin war, bot er dem Buchhändler Reimer eine Handschrift seiner Märchen an, wie er sie hier fünf Jahre zuvor flüchtig niedergeschrieben habe. Damals habe er sie vielen Kindern vorgelesen; er fügt hinzu: „Sie fragen mich noch oft danach.“ An Runge, der ja auch ein Märchen-erzähler war, hatte er am 21. Januar 1810 geschrieben, er möge seinen Kindern „von einem guten Mann mit schwarzen Haaren erzählen, der sich darauf freut, ihnen vielleicht einmal allerlei Märchen zu erzählen und Liedchen zu singen...“ Noch im Juni schreibt er an Runge, er sammle Kindermärchen und möchte seinen „Buttje und Machandelhom“ auch dabei haben. Diese Märchen sollte, so schlug er Reimer vor, Schinkel mit Zeichnungen schmücken. Sie umfaßten eine „ganz poetische Kinderwelt“, es sei darin „viel Landschaftliches und Phantastisches und auch Architektonisches, viele Lokalität am Rhein, und Schinkel fände viel Verführung gern zu arbeiten...“

Wie einst mit Runge, hätte Clemens gern mit Schinkel zusammengewirkt. Er schätzte und liebte ihn sehr. Neben Arnim ist es dieser Sohn unserer Mark gewesen, dessen „Reinheit, Wahrheit und Tiefe“ ihn immer wieder nach Berlin gezogen haben. In Clemens Augen war Schinkel „eine so reiche Kunstnatur, als sie das große italienische Mittelalter hervorgebracht“ hat, „der größte Architekt seit Jahrhunderten, einer der reichsten und vielleicht der tiefstinnigste Landschaftsmaler seit Claude Lorrain und in der Historienmalerei, so er will, gewiß größer als das Meiste, was lebt, wie eine Menge Zeichnungen beweisen...“. Schinkels Genie schien ihm in die bessere Welt der Renaissance zu passen. In Preußen erlaubten der „mangelhafte Sinn“ des Volkes und die „Armut des Landes“ ihm nur eine „bescheidene Entwicklung seines Ideenreichtums“.

Clemens hat mit Schinkel sowohl in den Jahren 1809 bis 1811 wie auch während seines letzten dritten Aufenthalts in Berlin (1814/19) verkehrt. Als er zum zweiten Mal hier war, lag von Schinkels großem architektonischen Werk noch so gut wie nichts vor. Im März 1810 wurde er von Hardenberg in die Oberbaudeputation

gerufen und erst 1815 Geheimer Oberbaurat. Er war zwar Schüler der beiden Gilly und als Architekt ausgebildet, hatte aber in der Franzosenzeit aus Mangel an Aufträgen nur gemalt. Man hat seine Bilder „Visionen eines Architekten mit den Mitteln der Malerei“ genannt. Von seinen bekannten Bauwerken entstand als erstes 1816/18 die Neue Wache. Clemens hat aus seinen Bildern und Entwürfen sein Genie erkannt, bevor es sich in Bauten nach außen hin hat beweisen können. So empfänglich war er für geniale Menschen, und diesen Zug seiner Natur — den Richard Benz schon hervorgehoben hat — finden wir auch bei Bettine. Beide haben zum Beispiel die „religiöse Sendung“ Hölderlins schon zu Lebzeiten den unglücklichen und verkannten Dichters verehrt. Aus Berlin schrieb Clemens an Runge über ein Gedicht von Hölderlin: „Niemals ist hohe, betrachtende Trauer so herrlich ausgesprochen worden.“ Hölderlins Dichtungen haben Clemens durchs Leben begleitet.

Als Clemens 1811 von Berlin weggang, reiste er mit Schinkel, er ließ ihm von Böhmen aus sagen, er habe sein „ganzes Herz und Seele obenein“. Es gehört wohl zu Clemens' Versuchen, in Berlin dauernd Fuß zu fassen, wenn er nach dem Kriege in Schinkels Lehre Architekt werden wollte, zu einer Zeit, wo sein Verhältnis zu Arnim sich etwas gelockert hatte. Es mag Clemens gereizt haben, unter der Führung des genialen Freundes in Berlin und anderweit an großen Bauwerken aus seinen Bildern und Entwürfen mitzuschaffen. Was ihn besonders zu Schinkel hinzog, war die Musikalität seines künstlerischen Wesens. Später haben sich auch ihre Wege getrennt. Als Schinkel von einer Reise an den Rhein und die Stätten der alten Kunst zurückgekehrt war, als ihn der Geist von Clemens' Heimat berührt hatte, schien er von „wunderbarem, milden Feuer“ durchglüht, das „eine Beziehung auf ein höheres untergegangenes Dasein, wie die Sehnsucht nach einem verlorenen Vaterland und Bürgerrecht, ausspricht, zu dessen voller Erkenntnis er aber vor der Freude an den Spiegelfragmenten dieser verlorenen Herrlichkeit in der Kunst nicht gelangen kann“. Schinkel erregte ihm Rührung und Wehmut, weil er das Schöne nur in der Verbindung mit dem Endlichen sah und nicht die alleinige Wahrheit in Christus. Diese Äußerung stammt aus Clemens' späterer Zeit, als die Erde für ihn ihren Zauber verloren hatte. Sie beleuchtet den Unterschied, der sich zwischen ihm und Schinkel auftat, der wie Goethe nicht aufhören mochte, das Unendliche im Endlichen zu verehren.

Aus Clemens' Absicht, seine Märchen von Schinkel bebildern, in Berlin als ein Denkmal ihrer Freundschaft, als ein Seitenstück zum „Wunderhorn“ herauszugeben, ist nichts geworden. Ebenso wenig ist er jemals Schinkels Bauschüler geworden. Als er später in München lebte, verkehrte er viel mit dem jungen Maler Eduard Steinle aus dem Kreise der Nazarener, der einige seiner Rheinmärchen bebildert hat, während Clemens wieder schöne Verse zu Steinles Legende von der heiligen Marina schrieb. Auch zu den „Romanzen vom Rosenkranz“ und anderen Werken Brentanos hat Steinle Zeichnungen geschaffen. Er war in Clemens Augen kein „Meister“, wohl aber ein „Schüler Gottes“, der aus innerer Reinheit schuf. Die Märchen hat erst Guido Görres nach Clemens' Tode gemäß seinem Testament 1846 herausgegeben.

#### XIV.

Neben der Politik, der bildenden Kunst, der Literatur usw. war der Anteil Kleists, Arnims und Brentanos dem Theater zugewandt. Iffland, der das Nationaltheater, das spätere königliche Schauspielhaus, leitete, war als Bühnenleiter wie als Bühnendichter kein Freund der Romantik. Kleist wurde nicht die Freude zuteil, auch nur seinen „Zerbrochenen Krug“ oder sein „Käthchen“ durch Iffland aufgeführt zu sehen, von dem politisch gefährlichen „Prinzen von Homburg“ ganz zu schweigen. Über die Aufgaben der Bühne hat Clemens sich grundsätzlich geäußert in seiner „scherzhaften Abhandlung“ über den Philister, die er



1811 in der Tischgesellschaft vorlas. Er betont den nationalen Charakter des Schauspiels wie aller „geselligen Künste“. Ein Volk hat nur dann ein gutes Theater, wenn es „selbst auf der schönsten Höhe seiner historischen Entwicklung“ sich befindet. Steht es dagegen unter dem „Druck der Philisterei“, d. h. hat sich kein schöpferisches nationales Leben entfaltet, so kann das Theater nicht gut sein. Iffland, der fünfundsechzig Stücke geschrieben hat, predigte von der Bühne her bürgerliche Moral. Schon aus geschäftlichen Gründen förderte er den dem Publikum immer zusagenden Kotzebue, den ja auch Goethe nicht verschmäht hat. Andererseits war Iffland der Herold Weimars in Berlin, wo er Wallenstein und Egmont verkörpert hat. Seine mutige Haltung in der Franzosenzeit, sein aufreibendes Sichmühen um die Aufrechterhaltung der Bühne in diesen Notjahren bleiben sein Ruhm. Doch die romantischen Abendblätter bekämpften ihn, bis er bei der Zensur ein Verbot der Theaterkritik erwirkte.

In diesen fruchtbringenden Jahren haben Arnim und Kleist, gemeinsam mit Clemens und im Zusammenhang mit ihren politischen Forderungen, den Gedanken einer märkischen Dramatik und Epik aufgebracht. Im Gegensatz zur Aufklärung und zum Klassizismus sollten Schönheit, Größe und schicksalhafte Bedeutung der Heimat in Gestalten seelenbildend hervortreten. Aus diesen Anregungen sind später die Werke von Alexis, Fontane und anderen hervorgegangen. Sie wirkten politisch ebenso sehr der Demokratie ihrer Tage wie dem Absolutismus der Reaktion entgegen. Und wie die Romantik jeder Mundart geneigt war als dem unmittelbaren Ausdruck des Volksempfindens, so erfüllte nun auch das berlinische Volk — mit seinem gesteigerten Selbstgefühl nach den Befreiungskriegen, wo es den „Kaiser Napoleon besiegt“ hatte — durch das Medium aus ihm aufgestiegener Literaten und Komödianten die Bühne mit lebensnahen Gestalten seiner Sphäre und Sprache, mit seinen Wendungen und Witzen, die sich bald auch den Hof, die Gesellschaft, das Land eroberten. So ist das Berliner Volksstück ein Kind der Berliner Romantik, wenn ihm auch, wie Gottfried Keller fand, die klärende Meisterhand eines Aristophanes von Berlin gefehlt hat.

Mit dem Aufblühen dichterischer Gestaltungen aus dem Leben der Mark einst und jetzt ist im neunzehnten Jahrhundert eine Belegung ihrer historischen Erforschung Hand in Hand gegangen. Schon Clemens hat in seiner Neigung, alte Quellen zu erschließen, hier, vermutlich aus den Schätzen seiner Bibliothek, vorgearbeitet und in der von Friedrich Wilhelm Gubitz zu Berlin herausgegebenen Zeitschrift „Der Gesellschafter“ etwa 1816 den „Traum des Domküstlers Andreas Otto zu Berlin 1520“ veröffentlicht. Er enthält eine Vision über den Aufstieg der Mark und Berlins anscheinend bis zur Zeit Friedrich Wilhelms I. und gibt den periodisch wechselnden Charakter der Stadt, ihrer Straßen, Bauten, Menschen und Trachten anschaulich wieder.

Vor allem hat Clemens, ähnlich wie Kleist, der Gestalt des Großen Kurfürsten eine Dichtung gewidmet. Sie knüpfte an den 14. Oktober 1810 an, den Gedenktag der Schlacht bei Jena, und war wohl auch für Kleists „Abendblätter“ bestimmt. Hier war aber gerade am Tage zuvor der Beitrag über Caspar David Friedrich in der von Kleist veränderten Gestalt erschienen. Verstimmt darüber mag Clemens die Lust verloren haben, sein Gedicht herauszubringen. Er hat es im volkstümlichen Ton gehalten; es ist realistisch, humorig und dabei echt romantisch. In ihm spiegelt sich die Trauer des Berliner Volkes über den Zusammenbruch des alten Staates wieder, die sich ständig nährt durch den schmerzlichen Anblick des „staatlichen“ Berlins mit seinen Denkmälern, Palästen und Domen, wo nachts im Mondlicht Geister der Vorzeit lebendig werden und Geschichte uns mit verpfichtendem Anhauch berührt. Berlin lebt überhaupt in diesem Gedicht. Wir blicken in die Stube des einfachen Mannes, in das mit Behagen ausgemalte Leben seines Alltags; wir genießen mit ihm beim „Schillknaster“ die Neuigkeiten aus der Stadt, die die Zeitung, natürlich das Abendblatt, ihm bringt.

Der „Held“ des Gedichtes, das den Titel trägt „Vom Großen Kurfürsten. Gesicht eines alten Soldaten in Berlin von der Wiederherstellung des preußischen Staates am 14. Oktober“, ist dem Leben nachgestaltet, ein Sergeant aus der Schule des Alten Fritzen, den eines trüben Tages eine tiefe Schwermut so überkommt, daß ihm nichts mehr Freude macht und er alle Welt mit übler Laune plagt. Er flüchtet sich nachts zum Denkmal des Großen Kurfürsten wie zu dem Bild eines Gottes. Hier schläft er ein und träumt. Ihm gesellt sich die Geistererscheinung eines trauernden Jünglings, eines Verwundeten von Jena, mit blutiger Fahne und Schwert. Durch die Luft geht es wie Schauer, die Spree scheint zu seufzen, das Schloß „hält Weh“. Der Jüngling löst den Sklaven am Sockel des Denkmals ihre Ketten und belastet sich selber damit. Die Zeiten der „Viktorie“ sind vorbei, die einst Unterworfenen frei, der ehemalige Sieger trägt jetzt selber Ketten. Man denkt an Friedrich Rückert und seine bald danach erschienenen Sonette, in denen auch das Volk „in Ketten geschlagen“ erscheint. Mit Hilfe des mitleidigen älteren Kameraden will der Jüngling die Ketten ins Zeughaus, zu den Gedenkstätten früherer Feldzüge, hinübertragen. Er durchschreitet den Hof des Schlosses, das ihn von sich scheucht, in schmerzlicher Erinnerung an Napoleons Einzug im Oktober 1806. In dem Jüngling verkörpert sich das Verhängnis der Niederlage. Im Lustgarten scheut er des Dessauers Anblick. Von den Stufen des Doms tönt ihm Fluch entgegen. Die Kriegermasken am Zeughaus schreien Wehe über ihn. Er darf in diesem Ehrenmal seine ruhmlosen Ketten nicht niederlegen. Weiter geht es die Linden entlang. Die Wanderer kommen zum Palais des Prinzen Heinrich, der heutigen Universität:

„Wie ragten die Gebäude all  
Und gaben ernsten Widerhall,  
Wie edel groß die reinen Schatten  
Sich auf den Plan gelagert hatten,  
Wie trennt sich klar vom Himmelsglanz  
Der hohen Zinnen Statuenkranz,  
Die Sterne schimmerten so klar,  
Der Mond war frei und offenbar.“

Die stille Größe des „Friedensplans“ scheint dem Jüngling den „Trost der seligen Nacht“ zu spenden. Aber in der Ferne steigt das Brandenburger Tor auf, ohne den Wagen mit der Göttin, die den Sieg in die Stadt brachte. Beschämt senkt der Jüngling die Augen. Der Morgen dämert herauf. Dem Friedlosen spendet endlich sein Begleiter die Erlösung. Er heißt ihn, seine Ketten zu Stralsund, wo Schill gefallen, abzuwerfen, die Fahne in Kolberg, wo Nettelbeck und Gneisenau gefochten, aufzupflanzen. Er selber werde auf dem Felde von Eylau, wo die Ehre der Armee sich wiederhergestellt habe, im Schoß der Erde seine Ruhe finden. Der Jüngling verschwindet Unter den Linden vor „Lestocks Haus“. Getröstet erwacht der Schläfer.

Es bleibt zu bedauern, daß diese Dichtung in Kleists „Abendblättern“ nicht erschienen ist. Nach Form und Inhalt hätte sie ihnen zur Zierde gereicht. „Mir ist“, schreibt Reinhold Steig, „keine Dichtung bekannt, in der das historisch-monumentale Berlin absichtslos in gleicher Verklärung erschiene.“ Wir sehen, wie stark der Landfremde, der Frankfurter, der Halbromane vom zwangsläufigen Zauber der Geschichte in Berlin ergriffen wurde. Er prägte sich ihm aus in Architektur und Atmosphäre der Stadt, aus denen die große Vorzeit lebendig aufstand. Wir denken auch hierbei an Theodor Fontane, der wie Clemens fremden Blutes war und dem aus der Vision von Rheinsberg der Gedanke seiner „Wanderungen“ emporstieg. Sie sind ein schöner Spätling der Romantik, auch aus ihnen sprechen Natur und Geschichte zu uns, die uns geschaffen haben und deren Stimme unüberhörbar in uns wiederklingt, wenn auch Fontane gewiß nicht das Letzte in dieser Bindung des Einzelnen an Land und Volk gesehen hat.

## XV.

Neben der Zeitung schuf sich der Wille der Berliner Romantiker zur Macht bald den politischen Klub. Die „Deutsche Tischgesellschaft“, zu deren Begründung Arnim gegen Ende 1810 in einem Rundschreiben einlud und deren Mitglieder sich alle vierzehn Tage einmal zum Mittagessen treffen sollten, ist wohl hervorgegangen aus dem täglichen Mittagstisch, den Arnim und Brentano als Junggesellen hielten und an dem Heinrich von Kleist — der wie sie in der Mauerstraße wohnte —, die beiden Freiherren von Eichendorff und andere teilnahmen. Auch sonst war jeder willkommen, der „durch Talente oder gesellschaftlichen Rang“ sich auszeichnete. Bereits Anfang 1810 hatte Clemens geschrieben: „Unsere Tischgesellschaft hat sich jetzt sehr vermehrt. Der Poet Kleist ist frisch und gesund unser Mitesser“. Ich komme noch auf Clemens' Verkehr und Wohnung in Berlin zurück.

Arnims Aufruf verhallte nicht ungehört. Zahlreiche angesehene Männer aus den ersten Kreisen traten der Gesellschaft bei. Welche Gesinnung diesen Club erfüllen sollte und wohl auch erfüllt hat, ergibt sich aus Arnims „Stiftungslied“. Es führt den Ursprung der Krone Preußens auf die Kreuzzüge zurück. Im Namen Christi haben deutsche Ritter hier einst das Reich errichtet in einem Lande, das sie den Heiden abgewannen. Deutscher Adel dient noch heute in christlicher Freiheit und Treue. Neu geheiligt wurde das Reich, als Friedrich I. die Krone von Gottes Tisch nahm. Die Krone soll des Volkes alte Rechte bewahren, damit die jungen Adler sich vereint zur Sonne erheben. Ihre Treue wehrt fremden Zwang ab. Gleichsam zur erneuten Weihe des Reiches ward uns die Königin Luise gesandt, gleich einer Heiligen, die die Macht der Liebe, des Glaubens und der Hoffnung verkörpert und weiter lebt. In christlicher Demut sollen wir dem Ganzen des gottgewollten Reiches uns einfügen: „Ernstes Leben muß uns weihen, was der Einzelne vermag, soll er dienend Allen leihen, viele Strahlen machen Tag.“

Preußen erscheint hier in mystischer Verklärung, fast wie eine Civitas Dei. Dies ist nicht mehr der aus dem Gesellschaftsvertrag zur Förderung irdischen Glückes erwachende „Maschinenstaat“ Friedrichs des Großen, der keinen Gott brauchte, da er ihn ersetzte, und von wo aus, wie das Beispiel Johannes von Müllers lehrt, der Übergang zur Idee des napoleonischen Weltreichs nicht allzu schwer war, das denselben Geist rationaler Menschheitsbeglückung atmete. Hegel, ein nachgeborener Sohn der Renaissance, der zu Jena in dem siegreichen Empereur die „Weltseele“ zu schauen glaubte, hat später den preußischen Staat als das Irdisch-Göttliche hingestellt.

Es verrät gleichfalls romantischen Geist, wenn, wie Clemens berichtet, schon in der zweiten Versammlung beschlossen wurde, jeder, der „einen unbekannten Zug vaterländischer Treue und Tapferkeit und überhaupt tüchtiger Gesinnung oder einen guten ehrbaren Schwank“ wisse, möge „solchen der Gesellschaft zu allgemeiner Ergötzung mitteilen“. Ein Buch wurde angelegt, in das immer die beste Geschichte eingetragen werden sollte und Clemens wegen seiner guten Handschrift zum Schreiber erwählt. Als solcher richtete er in seiner lustigen Art an alle Genossen und Gäste die Bitte, wenn ihnen zu Hause irgendeine gute Geschichte einfalle, „sich durch einen Knoten in das Taschentuch oder durch ein Papierchen in der Tabakdose“ für die nächste Tagung daran zu erinnern. Gewiß hat Clemens sich auf das erhoffte Zuströmen solcher Erzählungen gefreut. Wie das Buch lehrt, haben Arnim und er aus dem reichen Schatz ihrer Belesenheit zwei ergreifende altdeutsche Historien und dazu allerhand Scherzhaftes gespendet. Ähnlich wie die Lieder des „Wunderhorn“, wie die Volksbücher usw. sollten diese Geschichten auch politisch wirken, durch die unverfälschte Schau der ebenso kräftigen wie zarten Wirklichkeit früherer Tage die Gemüter vom Geschmack an den philiströsen Flachheiten der Aufklärung abziehen.



J. G. Schadow: Geburtstagsständchen der Familie Zelter  
für die Mutter (1804)

Auch Gesang war in diesem Kreise willkommen. Wir denken dabei an Zelters Liedertafel. Sie war bereits am Friedrichstage, dem 24. Januar 1809, errichtet, am 2. Mai eröffnet worden. Auch dies eine Tischgesellschaft, wo man sich allerdings nicht Histörchen erzählte, sondern im Chöre sang. Als hohes Vorbild verpflichtenden Altertums stand König Artus' sangesberühmte Tafelrunde dahinter. Der romantisch-historische, der nationale Geist, war auch hier zu Hause. Zelter gehörte der Arnimschen Gesellschaft an, wie andererseits Achim und Clemens an der Liedertafel Zelters gesessen und dafür gedichtet haben. „Deutscher Sinn, Ernst und Fröhlichkeit“ walteten hier wie dort; Sänger, Dichter und Komponisten sollten hier „Gegenstände des Vaterlandes und allgemeinen Wohls“ behandeln. Ursprünglicher Sinn der Liedertafel war, die Herzen vorzubereiten auf die Rückkehr des damals noch in Ostpreußen weilenden Königs, gleichsam eine Adventsstimmung zu unterhalten, solange er nicht da war. Als Friedrich Wilhelm und Luise am Tage vor Weihnachten 1809 eingezogen waren, fand zu ihrer Begrüßung ein Fest der Liedertafel im Beisein zahlreicher erlesener Gäste am 16. Januar 1810 statt.

Nach dem Rundschreiben Arnims sollten nur Männer „von Ehre und guten Sitten und christlicher Religion geboren“ — daher die Gesellschaft sich auch die „Christlich-Deutsche“ nannte — aufgenommen werden. Der christliche Geist war wesentlich neben dem deutschen. Auf „ewige Zeiten“ verbannt waren alle „ledernen Philister“. Also, wird man sagen können, bekämpfte die Gesellschaft das Philistertum in all seinen Erscheinungsformen. Sie sah in ihm ihren Widersacher und Gegenspieler. Es ist auffällig, daß dieser Verein seinen Sinn in dieser Aufgabe erblickt hat. Die Tischgesellschaft war keine Verbindung von Studenten, Künstlern oder Literaten. Sie hatte unzweifelhaft politischen Charakter, und wenn auch der Druck der Fremdherrschaft es verboten haben mag, im Einladungsschreiben offen von Not und Wiedergeburt des Staates zu sprechen, so war man doch einberufen und kam zusammen zu keinem anderen Zweck als um die Erhebung gegen Napoleon vorzubereiten.

Schon daß neben Arnim und Brentano hier Adam Müller an erster Stelle stand und dazu sein Freund Kleist, spricht dafür. Im übrigen waren die Mitglieder zum großen Teil Offiziere, an ihrer Spitze Carl von Clausewitz; ferner gehörten dazu die Brüder Ferdinand und Wilhelm von Röder; Leopold von Gerlach, Sohn des ersten Oberbürgermeisters von Berlin, nachmals General und konservativer Staatsmann; August von Hedemann, später Schwiegersonn Wilhelms von Humboldt und hoher Offizier; Kleists Freund Ernst Heinrich Adolf von Pfuel, aus dem Kreise Lebus, der Stein nahe stand, hernach Führer

des siebenten Korps und 1848 Ministerpräsident, auch Erneuerer der Schwimmkunst; die Majore von Möllendorff und von Bülow, Hauptmann von Tiedemann und andere mehr. Dazu Angehörige des Adels, wie der Fürst Radziwill, der den „Prinzen von Homburg“ bei sich spielen lassen wollte, der Fürst Lichnowsky, ferner Friedrich Wilhelm Abraham, zweiter Graf von Arnim-Boitzenburg, Kammerherr und Gesandter, bei dem Scharnhorst und Gneisenau verkehrten, Gneisenau ist von Kleist, Arnim und Brentano gleichermaßen verehrt worden. Er stand Clemens schon deshalb nahe, weil er katholisch war. Dann ein „von Voß“, vermutlich jener Graf August Ernst, von dessen Salon Clemens (s. Jahrb. 1955, S. 42) erzählt hat und wo es mehr politisch als literarisch zuging. Des Grafen Schwiegermutter war Frau von Berg, Freundin der Königin Luise und Schützerin Kleists. Dazu ein Graf Brühl, wohl Karl Friedrich, der später Intendant, damals Kammerherr, ein Jünger und Freund Goethes; ferner die Grafen Chasot, Dohna, Larisch, Nesselrode.

Von hohen Beamten begegnet hier der Staatsrat Friedrich August von Staegemann, ein Mitarbeiter Steins, ferner der Syndikus der Universität Johann Albrecht Friedrich Eichhorn, der auch unter Stein gedient hatte, 1813 die Landwehr organisierte und 1840/48 Kultusminister war; Clemens' Oheim, der Geheime Oberbergrat Carl von Laroche, ein Freund der Humboldts; der Staatsrat Alberti, ein Schwager Tiecks und auch mit dem Komponisten Reichardt verwandt, der gleichfalls Mitglied war; der Geheime Postrat Heinrich Pistor, Arnims und Brentanos Hauswirt, auch mit Alberti verschwägert; der Hofrat Dr. Ludolph Beckedorff, aus dem Kreise Adam Müllers, Prinzenzieher, später Ministerialrat, auch aus Kügelgens Erinnerungen bekannt. Daneben nur wenige Gelehrte, außer Savigny, seinem Schüler und Kollegen Göschen und dem Zoologen Lichtenstein ist nur Fichte zu nennen, dessen politischer Geist uns ebenso vertraut ist, wie der des Verlegers Georg Reimer. Von Musikern und Künstlern treffen wir außer Reichardt, Zelter und Genelli kaum jemanden. Das rein literarisch-poetische Element ist, abgesehen von den Hauern und einigen Liebhabern, nur schwach vertreten. Erwähnt sei noch Müllers Schulfreund, der Rendant Louis Vogel, mit dessen unglücklicher Frau Kleist im November desselben Jahres am Wannsee in den Tod ging.

Arnim sprach gewiß allen Mitgliedern aus dem Herzen, wenn er in einem weiteren Rundschreiben vom Frühjahr 1811, das zur Verlegung der Gesellschaft in den Tiergarten aufrief, mit dem Ruhm der fernen Landsleute schloß, die — wohl in Spanien, wo der Krieg gegen Napoleon hoffnungsgebend stand — für „die gute Sache“ fochten:

„Was sie tun und was sie leiden,  
Ist für uns auch mitgetan.  
In des Frühlings Siegesfreuden  
Stoßt zu ihrer Ehre an.“

Entschiedener noch als Arnim hat Clemens dem Geist der Gesellschaft die Richtung gegen die Philister gegeben. Er hat hier im März 1811 seine „scherzhafte“ Abhandlung „Der Philister vor, in und nach der Geschichte“ vorgelesen. Dieser umfangreiche Aufsatz echt romantischer Prägung, wo der höhnende Witz des Narren mit der Glut des Bekenners gepaart ist, stellt die Überarbeitung und Erweiterung einer „Naturgeschichte des Philisters“ dar, die der junge Brentano einst zu Jena 1799 im Schlegel-Tieck-Fichteschen Kreis mitgeteilt hatte. Es war Clemens' Gipfelpunkt in Berlin, als er hier seinen „Philister“ vortrug. Varnhagen hat darüber erzählt: „Als Brentano seinen Philister vortrug mit aller Kraft seines Talentes, geriet die Gesellschaft außer sich, jubelte und schrie vor Vergnügen. Damals war solche Satire, die später von Reilstab, Kopisch, Kossak usw. nachgeahmt wurde, noch ungewohnt. Alle Mitglieder erhoben sich, umdrängten Brentano und schmeichelten ihm wahrhaft huldigend. Es war sein größter Triumph, er schwamm in Wonne.“ Da

sehr viele die Abhandlung zu lesen und zu besitzen begehrt, wurde sie von Clemens in Druck gegeben. Siebzehn Exemplare wurden sofort subskribiert. Unter den Subskribenten waren Schleiermacher und Schinkel. Die gesamte Auflage von zweihundert Stücken war in kürzester Zeit vergriffen.

Indem Clemens dergestalt den Kampf gegen die Philister führte, setzte er fort, was Goethe und Schiller in ihren Xenien von 1796 begonnen hatten. In seiner Abhandlung erscheint auch Goethe als das große Gegenbild des Philisters. Die von Clemens und Arnim 1808 herausgegebene Heidelberger Einsiedlerzeitung „lief zuletzt gänzlich in ein Kampforgan gegen das Philistertum aus“. Später ist in Berlin der Geist E. T. A. Hoffmanns in seinen phantastischen Novellen dem rationalistischen „Philistertum“ zu Leibe gegangen, dem ja auch der „Kater Murr“ mit seinen Kameraden Fehde ansagt.

Wir blicken hinein in die seelischen Wurzeln der Befreiungskriege, wenn wir erkennen, daß im Jahre 1811 eine politisch-militärische Gesellschaft in Berlin zur Vorbereitung der Erhebung in erster Linie eine Überwindung des Berliner Philistertums für nötig hielt. Der Bürger lehnte im Geiste des achtzehnten Jahrhunderts noch immer alles ab, was nach „Schwärmerei“ schmeckte. Der „Geist der romantischen Poesie“, schreibt ein rationalistischer Zeitgenosse, „hat sich nie mit dem Berlinismus amalgamieren lassen“. In den Augen Friedrich Wilhelms III., auch eines Sohnes der Aufklärung, waren Scharnhorsts und Gneisenaus Gedanken über Volksbewaffnung nichts als „Poesie“, wir würden sagen „Romantik“. Wie er mußte auch das Volk fortgerissen werden. Darum wurde in dieser Stunde der Dichter zum politischen Führer und gerade ein Dichter wie Clemens. In ihm lebte die glühende Hingebung an das Grenzenlose und Irrationale des Volkstums. Wenn es ihm gelang, die Menschen in Berlin mit diesem Feuer zu entzünden, dann würde der Kampf gewaltig entbrennen, zu dem Berlin das Signal gab. Etwas von poetischer Haltung mußte über die Herzen kommen, etwas von der Fähigkeit, sich begeistern zu lassen, einzutauchen in das ozeanische Element der Nation. Die Philister-Abhandlung Brentanos steht in einer Reihe mit Fichtes Reden, Schleiermachers Predigten, Arnolds und Körners Liedern. Sie war ebenso wie das „Wunderhorn“ eine politische Tat. Nur wenn der Philister im Menschen ertötet, sein tieferes seelisches Leben freigemacht, das Jahrhundert der Aufklärung überwunden war, konnte eine neue Geschichtsperiode anbrechen. Unfähig eines solchen Aufschwungs waren die Berliner nicht, die Folgezeit hat es gelehrt. Schon in den Tagen des Siebenjährigen Krieges war hier neben kämpferischer Haltung eine unphiliströse Heldenverehrung erwacht. Aus dem Erlebnis Friedrich des Großen ist die legendäre Gestalt des „Alten Fritz“ erwachsen, von der die Romantiker nicht viel wissen wollten, die aber hernach in den Tagen von Alexis, Fontane und Menzel wieder erstanden ist.

Die Philistersatire war ein Weckruf. Sie zeichnet das Negative, aber sie gibt auch zu erkennen, welches ihr positives Ideal ist. Von Weimar, Jena, Heidelberg her — wir erinnern uns der Worte Steins, daß dort das Feuer genährt wurde, das die Franzosen vertrieben hat — mußte etwas an lockernden, in die Tiefe führenden Kräften zu uns hinüberströmen. Hier ist der innere Zusammenhang zwischen Poesie und Politik ganz deutlich und zu erkennen, wie der Schwung der Befreiungskriege letzten Endes aus der unbürgerlichen Haltung Goethes und der Romantik entsprungen ist, wenn auch Goethe für seine Person sich 1813 diesem Schwunge versagt hat. Clemens war einer derjenigen, die diese Ströme ins staatliche Leben Berlins hinübergeleitet haben. Neben ihm ist Adam Müller zu nennen, von dem wir wissen, daß er Gestalten der Antike und des Mittelalters heraufbeschworen hat, um seinen Zeitgenossen darzutun, daß auch geistige Menschen aus freier Hingebung am Ganzen mitzuwirken haben, das sie trägt.

Wir können aus Clemens' Worten entnehmen, welches die Wesenszüge des neuen, von ihm geforderten Menschen sind. In ihm ist die Liebe zu den Mächten der Geschichte und Natur mit allen andern Eigenschaften eines tiefen, freien und beschwingten Geistes verbunden. Er ist „begriffen in der Erforschung des Ewigen, der Wissenschaft oder Gottes“, in „seiner Seele spiegeln sich freudig alle Strahlen des Lichts“, er ist ein „Anbeter der Idee“, ein ewiger Student, sein Studieren „ein tätiges Leiden oder ein Empfangen aller Erkenntnis als einer unendlich zusammenhängenden, ewigen“. Er ist wie eine Kugel, gesund, natürlich, gebildet, eine Natur, deren „Haut (um es ledern zu sagen) im gleichen Maße einatmet und ausdünstet. Goethe scheint mir bis jetzt der zu sein, dessen ideelle Erscheinung ich am ersten eine solche nennen möchte“. Ein ewiger Student wie er ist weltoffen, „erkenntnisbegierig“, unabhängig, kein Philister, der ein „Feind aller Idee, aller Genies ist und aller freien göttlichen Schöpfung“, der das „Haus seines Lebens wie eine Schacke zugeklebt hat“, in dessen Augen alle Begeisterten „verrückte Schwärmer, alle Märtyrer Narren“ sind, der einen Beethoven für irrsinnig hält und „nicht begreift, warum der Herr für unsere Sünden gestorben und nicht lieber zu Apolda eine Mützenfabrik angelegt“. Nie hat die Philister der Regen ohne Regenschirm getroffen. Sie verstehen auch nicht, wie man in einen einmaligen Menschen oder in ein besonderes Land, unser Land, seinen Boden, seine Bäume, Bauten, Menschen, Überlieferungen usw. verliebt sein und alles dafür opfern kann, weil einem hier und nur hier das Schicksalhafte der Natur, das Ewige in Erdeschränken entgegentritt. Sondern die Deutschen müßten, so sagen jene, „von den Franzosen gebildet werden“. Sie haben gar nichts gegen die Franzosen, „wenn ihnen nur die Einquartierung nicht so viel kostete“; sie arbeiten gern daran, alles zu vernichten, „was ihr Vaterland zu einem bestimmten individuellen Lande macht. Sie vernichten wo sie können, alte Sitten und Herkömmlichkeiten, sie brechen die Wappen und Schilde der Zeiten und werfen sie denjenigen vor die Füße, denen sie die Geschichte gegeben. Alles was kein Geschick, was der Tod selbst nicht raubt, die hieroglyphischen Fußtapfen, in welchen die Geschlechter ihren Nachkommen den Bann der Liebe und Treue zu dem Flecke Landes, den sie bewohnen, vererben, wetzen sie aus...“ Alles persönliche Leben soll der Gleichmacherei des Mittelmaßes weichen. Aber ich preise den selig, sagt Clemens, der seinen eigenen Rock und Namen trägt, „den er ehren kann und hinterlassen den Seinigen“. Die Philister wollen „des Volkes Mund arm machen“ und das gewachsene Land mit seiner natürlichen, regellosen Mannigfaltigkeit „in ein rein gewürfeltes Damenbrett verwandeln, es ist so leichter ins Kleine zu reduzieren“.

Der Dichter schließt mit einer Hymne, die gewidmet ist „allen denen Gott im Busen Eine heil'ge Glut entflammt“, allen Helden, Rittern, Propheten, Dichtern, holden Frauen, allen Liebenden, Sinnenden, Tapferen, allen, in deren Herzen jene bald stille und bald gewaltig lodernde Flamme brennt:

„Die uns leiden, die uns streiten,  
Die uns dichten, die uns richten,  
Die uns göttlich handeln lehret,  
Uns in Tod zu wandeln wehret,  
Flamme Gottes in dem Krieger!  
Flamme Gottes in dem Sieger!  
Flamme Gottes in dem Richter!  
In dem Schöpfer, im Vernichter.  
O ihr heiligen Geisteslichter,  
Die dem Märtyrer die Schwellen  
Seines selgen Todes erhellen,  
Die in Simsons dunkle Augen  
Wie ein Sonnenfeuer tauchen  
Wenn der Herr sich sein erbarmet  
Und die Säulen er umarmet  
Und sein Heldengrab sich baut,  
Selig wer dies Feuer schauet!“

Die Gestalt des Kämpfers Simson, der noch im Tode die Philister schlägt, schließt und krönt das Werk. Es ist ein großes dichterisches Bekenntnis, in das Clemens noch eine Fülle von Betrachtungen und Späßen über einzelne Seiten des Philistertums in der Gegenwart hineingearbeitet hat, die wir hier nicht berühren können. Am Idealbild des Mittelalters, wo der Mensch noch aus und in dem göttlichen Reichtum lebte, sollte ein neuer Geist der Liebe zum Guten und Schönen des Kampfes gegen das Gemeine und Flache erwachsen, ein Geist, für den das Vaterland eine Stufe zum Ewigen war — ebenso wie die Geliebte oder der Freund.

Dieser Aufsatz, der wohl den stärksten politischen Vorstoß der Romantik gegen den Rationalismus und Liberalismus bedeutet, der sogar auf Hardenberg anspielte, als den Protektor dieser Richtung, weil „Staatsklugheit mit Niederträchtigkeit verbunden ein Hauptzug aller Philister“ sei, wirbelte in Berlin gewaltigen Staub auf und rief Gegner wach, die die rheinbündische und französische Presse in Bewegung brachten. Doch sind, soviel man sieht, der preußischen Regierung hieraus keine Schwierigkeiten erwachsen. Die Zensur schritt gegen den „Philister“ erst ein, als die Exemplare ausverkauft waren.

Damals zu Berlin in den Jahren 1810 und 1811 waren „die Bedingungen für eine Sammlung der romantischen Bewegung und für ihren endgültigen Durchbruch zur Bestimmung der Nation“ so gegeben wie noch nie. In Arnim und Brentano einerseits, in Müller und Kleist andererseits hatten sich zwei Strömungen vereint, von denen die eine mehr das „Altdeutsch-Volkhafte“, die andere das Tragisch-Schöpferische und „Christlich-Staatsgesinnte“ betonte. Beides klang zusammen und verband sich mit der Verehrung Runes und Friedrichs. In Runge verehrten die Berliner Freunde den neben Beethoven „größten Gestalter des romantischen Mythos“ aus dem Geist der neuen Gesamtkunst und zugleich den „volksnahen Märchen-erzähler“.

Die romantische Bewegung hatte etwas vom Charakter einer politischen Partei angenommen, wohl hauptsächlich auf Betreiben von Adam Müller, der für die Einordnung des Geistes in den Staat eintrat. Durch ihr Blatt und ihren Einfluß suchte sie Staat und Gesellschaft, Theater und Kunst, Dichtung und Wissenschaft nach ihrem Sinn zu gestalten. Von Persönlichkeiten, die ihr nahestanden, waren Fichte, Schleiermacher, Savigny an die Universität berufen worden. Gern hätte sie auch Adam Müller als Lehrer der Staatswissenschaften dort gesehen und Clemens Brentano als Lehrer der Ästhetik oder der altdeutschen Kultur. Er wurde damals in Akten und Zeitungen gelegentlich „Professor Brentano“ oder der „Privatgelehrte Brentano“ genannt. Gern hätte man auch die „ausgesprochen deutsche Fassung“ der Naturwissenschaft, die Naturphilosophie, in der Person von Henrik Steffens oder G. H. Schubert in Berlin heimisch gemacht, um — in Goethes Sinne — „ein organisches Weltbild dem mechanischen der englischen Naturwissenschaft gegenüberzustellen“. Ein stärkeres Durchdringen dieses Geistes hätte vielleicht die technisch-materielle Richtung des Jahrhunderts, der später auch Alexander von Humboldt von Berlin aus entgegengewirkt hat, nicht so einseitig hochkommen lassen.

Dafür begann damals an der neuen Universität ein anderer Geschichte zu lehren, der den politischen Strebungen der Berliner Romantik eher entgegengerichtet war, so sehr er sonst in seiner Art, die wirkende Natur in der Historie divinatorisch zu erfüllen, ihnen nahe kam. Am 26. Oktober desselben Jahres 1810, das in Berlin so manches aufpriesen sah, eröffnete Barthold Georg Niebuhr, nachdem er, von Haus aus Finanzmann, den Staatsdienst unter Hardenberg verlassen hatte, vor einem ungewöhnlich großen und glänzenden Hörerkreis, in dem auch Savigny nicht fehlte, jene berühmten Vorlesungen über Römische Geschichte, die sein schöpferisch-kritischer Genius, zumal in ihren Anfängen, ganz neu sah und von denen ein Wendepunkt der Historiographie datiert. Im





Kleist's Grab um 1850  
Skizze von Paul Meyerheim

Gewande der Wissenschaft trat dem aufmerksamen Hörer als politisches Erlebnis hier — ähnlich wie bei Adam Müller (s. Jhb. 1955 S. 40) — die Tatsache entgegen, wie ein Reich aufgebaut und getragen wurde durch opferwillige Mitarbeit seiner Bürger. Doch wich Niebuhr darin entschieden von den Romantikern ab, daß er als Lehre der altrömischen Geschichte gerade die Befreiung der Plebs, den Ausgleich der Stände, unter Servius Tullius hinstellte, hierin also im Sinne der Reformer Stein und Hardenberg sprach und gegen die Junkerpartei der Tischgesellschaft, die die Gebundenheit des hörigen Bauern an die patriarchalische Herrschaft des Adels verewigen wollte.

Niebuhr sah hier weiter und freier als Kleist, Müller und die Seinen, die für Ansprüche eines überlebten Rechts kämpften. Überhaupt wirkte sich die allzu enge, vor allem durch Müllers Ehrgeiz vermittelte Verbindung des romantischen Geistes mit der Junkerpartei verhängnisvoll aus. Der Kampf ihres Blattes gegen die Regierung spitzte sich zu. Hardenberg blieb Sieger. Die „Abendblätter“ hörten auf zu erscheinen. Kleistens Existenz war vernichtet. Seine Freunde mehr noch als seine Feinde haben ihn ins Unglück gestürzt. Die Berliner Romantik verlor ihre beste Kraft. Kleist ist wenig über dreißig Jahre alt geworden. Freilich, ein Bewußtsein seines Wertes und seines Verlustes ist selbst Achim und Clemens nicht aufgegangen. Beide betonten mit Worten der Trauer, wie ernst er es mit der Kunst gemeint habe, aber seine „störrische, ein wenig verdrehte Eigentümlichkeit“ war dem lebensfrohen Arnim unerfreulich und der kritische Clemens gar nennt ihn „grenzenlos eitel“, auch fügt er aus seiner eigenen Natur hinzu, Kleist sei wohl zugrundegegangen, weil er der Liebe nicht hatte, der Liebe zu „einem recht herrlichen Menschen“. Er muß auf ihn wie tönendes Erz gewirkt haben.

Kleist ging, abgesehen von sonstigen Gründen aus der Welt, weil im Verlauf des Jahres 1811 der Dämon des Kaisers endgültig zu triumphieren schien. Der König wurde genötigt, sich mit Napoleon gegen Rußland zu verbünden. Berlin erhielt wieder französische Besatzung. Viele preußische Offiziere verließen 1812 den

Dienst. Auch Müller war seit dem Mai 1811 weg, von Hardenberg nach Wien verdrängt, wohin ihm sein Freund Gentz vorangegangen war. So hat Müller, der Sohn Berlins, an Preußens Befreiungskampf nicht teilgenommen. Auch sein Genosse in der Leitung der Deutschen Gesellschaft, Arnim, hat trotz seines Dienstwillens wegen seiner politischen Haltung im Kriege keine angemessene Verwendung gefunden. Er war Hauptmann im Berliner Landsturm, der bald wieder aufgelöst wurde, er wirkte seit dem 1. Oktober 1813 einige Monate als Herausgeber des „Preußischen Correspondenten“, um danach als getreuer Vater der Seinen sich der Bewirtschaftung seiner Güter zu widmen. Sein Leben verlief fortan in der Stille, von den Mäusen erhellt, die nicht aufhörten ihn zu begleiten, und im Kreise einer blühenden Familie, an der Seite Bettinens, die zur märkischen Gutsfrau wurde.

Als der Stern Napoleons anfang zu erbleichen — gerade ein Jahr nach Kleistens Heimgang —, als das Feuer aufloderte, das die Romantiker entzündet hatten, war Clemens nicht mehr in Berlin. Er ging Ende Juli 1811 in Schinkels Begleitung nach Böhmen, wo die Brentanos die Herrschaft Bukowan besaßen. Er lebte hier, dann in Prag und Wien und kam erst im November 1814 über Wiepersdorf, Arnims Gut, nach Berlin zurück.

## XVI.

Noch gar nicht allzu lange vor seinem Weggang hatte Clemens an Görres geschrieben: „Im Ganzen wird wohl Berlin mein Sitz werden, besonders wenn Savigny kommt“. Mittlerweile war, Anfang Juli 1810, Savigny hier eingetroffen. Gundel mit den Kindern und Bettine waren im August gefolgt. Clemens war glücklich: „So habe ich nun endlich bald alle, die ich liebe“, schrieb er, „auf einem Fleck, denn meine Schwester Bettine kommt mit hierher, diese recht vortrefflichen Menschen, hinter denen ich oft etwas schamrötlich hergehe.“ Neben dem verehrten Schwager, dessen Klarheit und Reinheit er bewunderte, neben der geliebten Schwester, der Vertrauten seines Herzens, stand der Freund Achim von Arnim.

Mit Arnim wohnte er Mauerstraße 34 Zimmer an Zimmer. Dies Haus ist das zweite zur rechten Hand von der Behrenstraße aus gerechnet, heute natürlich in veränderter Gestalt. Zwei Häuser weiter stand jener Palastbau aus der Zeit Friedrich Wilhelms II., dessen Geschichte Hans Makowsky geschrieben hat. Hier hat von 1827 an Varnhagen viele Jahre gewohnt, mit dem Blick in die Französische Straße. Hauseigentümer wurde 1838 Adolf Graf Königsmark, dessen Schwiegersohn, der Lustspielführer und Theaterintendant Gustav Gans Edler Herr zu Putlitz, gleichfalls hier gewohnt hat. Wie es in Nummer 34 unter dem alten Kaiser ausgesehen hat, erfahren wir aus den anmutigen Erinnerungen der Frau Helge Evers-Milner („Ein Frauenbild aus der Menzelzeit“, Berlin, E. S. Mittler und Sohn). Ihre Großmama, Richard Menzels Schwiegermutter, hatte dort im Parterre ihr gepflegtes Heim mit vielen schönen Räumen, zu denen man über ein vornehmes Treppenhaus gelangte. Heute beherrschen die Bauten der Deutschen Bank diesen Teil der Mauerstraße. Geht man sie weiter nach Süden hinunter, so erinnert an einem Neubau eine Tafel daran, daß hier in Nummer 53 Heinrich von Kleist die letzte Zeit seines Lebens gewohnt hat.

Als Clemens und Achim in Nummer 34 wohnten, war es das Haus des Geheimen Postrats Heinrich Pistor, mit dem Arnim vom Joachimsthal her befreundet war. Auch Savigny hat im Juli 1810 vorübergehend dort gewohnt. Aus den Erinnerungen des Musikers Ernst Rudorff (1840—1916), dessen Vater, ein Schüler Savignys, der Professor der Rechte an der Berliner Universität Adolf Friedrich Rudorff (1803—1873), Pistors Tochter Betty geheiratet hatte, erfahren wir, wie das Pistorsche Haus damals aussah. Es hatte neun Fenster Straßenfront und, wie üblich, nur ein Stockwerk noch zum Bewohnen, darüber ein stattliches Dach mit großem Bodenraum. Pistors wohnten zu ebener Erde. Eine breite schwere Haustür führte von der Straße aus in den geräumigen Hausflur, der die untere Wohnung



in zwei Hälften teilte. Auf der einen Seite wohnten Pistor, die andere war Arnim und seinen Freunden eingeräumt. Anfänglich wohnte Clemens im gelben Staatszimmer nach der Straße hinaus. Weil es ihm aber hier zu hell und zu laut war, so daß er nicht einmal einen Brief schreiben konnte, zog er um in ein Zimmer am Hof, den zwei mächtige Walnußbäume beschatteten. Der Garten dahinter stand den Freunden zur Verfügung, er hatte eine schöne Lindenlaube in der Mitte und einen kühlen Gartensaal.

Leicht mag die romantische Einquartierung den Wirten nicht immer gefallen sein, denn Achim und Clemens konnten nur in einer geradezu phantastischen Unordnung leben. Bei Arnim war es am schlimmsten, am besten sah es noch bei Wilhelm Grimm aus. Clemens hatte sich eine Stube so eingerichtet, daß das eine Fenster vollends zugehängt wurde und nur eine Scheibe offen blieb, dann stellte er die Kommode mitten in die Stube, ein paar Kasten darum, welche als Tisch und Stuhl dienen mußten, denn den einzigen Stuhl, der sich darin befand, hatte er zerbrochen und festgebunden, um bequem sitzen zu können, und so waren „alle Gerätschaften zur Dichtung vorhanden“.

Frau Lotte Pistor mag innerlich mitunter über diese Zustände jenseits des Hausflurs geseufzt haben, aber sie trug es in Geduld ebenso wie die ungezügelte Art ihres Gatten. Heinrich Pistor (1778—1847) war in seiner Weise auch eine geniale Natur, ungewöhnlich begabt; von leidenschaftlicher Arbeitsamkeit und immer angespannten Geistes, war er neben seinem Dienst — in dem er Ausgezeichnetes leistete — unermüdlich forschend und werkelnd mit der Erfindung und Verbesserung physikalischer, mathematischer und astronomischer Instrumente beschäftigt. Er war der gastfreie Wirt der Berliner Romantik, der treue, kluge, der schmiedende, „rußige“ Pistor, wie Clemens ihn nennt. Mit ihm und seinen Damen kam er bald in vertrauten Umgang. Von Lotte Pistor hat Savigny gesagt: „Sie ist ein Engel und sie weiß es nicht.“ Auch Clemens war von ihr entzückt, der „freundlichen, festgürteten, wirtschaftenden Hausfrau“, ebenso von ihrer Schwester Mine Alberti. An Savigny in Landshut schreibt er im März 1810 aus Berlin: „Bei ihrer Einrichtung hier findet die Gundel alle Unterstützung an unsern lieben trefflichen Freundinnen, ja ich möchte sagen, Müttern und Schwestern, der Staatsrätin Alberti und Geheimrätin Pistor, die die besten Haushälterinnen und liebsten Frauen in Berlin sind und Euch schon so lieb haben, als hättet Ihr viel Salz mit ihnen gegessen. Ohne diese Leute würde ich das Liebste in Berlin entbehren, ich habe nie in der Welt solche treue Teilnahme und Freundschaft aus bloßer Güte und schuldloser Freude am Leben gesehen.“ Da sich die Schwester in Landshut nicht wohlfühlt, freut er sich um so mehr darauf, wie unendlich wohl es ihr „hier in dieser bequemen, wohlfeilen, an allem guten Willen und Lebensbedürfnis und Verstand und gastfreier Vertraulichkeit ebenso überfließenden, als an Reichtum, Hoffahrt und undeutscher Gesinnung blutarmen Stadt Berlin werden wird. „Du wirst hier“, fährt er fort, „ein paar Frauen finden, die gewiß Deine Freundinnen werden und Dich und Savigny und Kind schon recht sehnüchlich erwarten, um Euch mit Rat und Tat und einer so herzlichen vertraulichen Gefälligkeit zu unterstützen, wie Ihr sie vielleicht nie genossen. Es ist dies unsere geliebte Hausfrau, die Geheime Rätin Pistor, die rüstigste, gütigste Hausfrau und an Gemüt ein rechter Engel, und ihre Schwester, die Staatsrätin Alberti, eine der bravsten und angenehmsten Hauswirtinnen der Stadt“.

Man hat dem Berliner und der Berlinerin manches Böse nachgesagt. Vielleicht ist es mit ihnen nicht so schlimm bestellt. Unter den unzähligen Menschen seines weltumfassenden Verkehrs hat der alte, seelenkundige Goethe den berlinischen Maurermeister Karl Friedrich Zelter seiner allernächsten Freundschaft gewürdigt, und hier ist es einer der großen Dichter der Romantik, der das Lob der Berliner Hausfrau singt. Goethe wie Brentano wurden angezogen durch jenen guten Berliner Typ, der Lebenstätigkeit mit Geist und Gemüt vereint. Clemens hat wohl die Pistor und die Alberti mit im Auge gehabt, wenn er im Januar an Gunda allgemein schreibt, sie könne hier „in der

Haushaltung allerlei lernen, denn die geistreichsten Frauen halten hier Haus und ungemein zierlich“. Er hebt ferner hervor, wie die Berlinerin es versteht, selbst wenn sie Kinder hat, am Genuß und der Pflege der Kunst, z. B. in der Singakademie unter Zelters Leitung, weiter teilzunehmen. Wie es scheint, war Lotte Pistor auch die „gescheite Dame“, mit der er die Kunstausstellung besucht hat, die ihn versteht und seiner Denkweise gewachsen ist.

Man begreift es, wenn Clemens, der so sehr eines Heims bedurfte, aus dieser seiner Berliner Welt heraus schreibt: „Hier lebe ich mit meinem Herrn Bruder recht angenehm.“ Selbst der Geldmangel, der sich bei ihm und Arnim mitunter einstellte, machte ihm wenig Sorgen. „Wer Geld hat“, erzählt er, „borgt es dem andern, aber wir haben meistens beide keins. Der preußische Adel ist bettelarm geworden.“ Auch erforderte das von ihm als wohlfeil gerühmte Berlin keine großen Ausgaben; er gebe, sagte er, täglich für sich nur dreißig Kreuzer aus, „besser wäre Überfluß!“

Die anziehende Kraft des Pistorischen Hauses wurde für Clemens noch dadurch gesteigert, daß sie mit so manchen Größen der romantischen und gelehrten Welt versippt und bekannt waren. Lotte Pistor und Mine Alberti waren Töchter der Frau Johanna Reichardt aus ihrer ersten Ehe mit Peter Wilhelm Hensler. Von Reichardt, dem Komponisten und Schriftsteller, wissen wir, wie befreundet er mit Achim und Clemens war, an deren „Wunderhorn“ er mitgearbeitet hatte. Er lebte auf dem Giebichenstein bei Halle, war aber 1810 längere Zeit in Berlin, um eine Oper einzustudieren. Ihm zu Ehren gaben Clemens und Achim bei Pistor einen „Schmaus“, an dem auch Wilhelm von Humboldt teilnahm. Die Stiefschwestern der Lotte und Mine, Hanne und Rieckchen Reichardt, waren mit dem Naturphilosophen Heinrich Steffens (1773—1845), einem eingedeutschten Norweger, Schüler von Schelling und Professor in Halle, später Berlin, und mit dem Geologen Karl von Raumer (1783—1865), dem Bruder des Historikers Friedrich von Raumer, „einem der geistreichsten und gelehrtesten deutschen Jünglinge“, wie Clemens sagte, vermählt. Steffens und Raumer waren ihm beide gut bekannt. Reichardts Frau Hannchen verwitwete Hensler war eine Tochter des Pfarrers Alberti in Hamburg. Ihre Schwester Amalie war seit 1798 die Gattin von Ludwig Tieck, den Clemens und Arnim 1804 in Ziebingen besucht hatten. Eine andere Schwester war die Malerin Maria (1767—1812), die „als der erste Mensch aus dem romantischen Kreis“, unter dem Eindruck der christlichen Kunst zur alten Kirche zurückgekehrt und als Oberin der Barmherzigen Schwestern zu Münster gestorben ist; eine dritte Schwester heiratete den Maler Waagen zu Hamburg, den Vater des späteren Berliner Galeriedirektors Gustav Waagen; ein Bruder dieser Schwestern war der oft genannte Staatsrat Alberti, der in Mine Hensler also eine Nichte geheiratet hatte.

Kleist ist bei den freundlichen Pistor wie zu Hause gewesen und hat hier unter anderen Savigny kennengelernt. Auch in Savignys eigener Wohnung hat er verkehrt; wo Bettine ihn gesprochen hat. Sie lebte ähnlich wie ihr Bruder in der Welt der Töne. Poesie setzte sich für sie leicht um in Musik. Clemens nennt sie neben dem Fürsten Radziwill, weil sie ebenso wie er mit der Komposition von Goethes „Faust“ beschäftigt sei. Als sie im Abendblatt vom 5. Oktober 1810 Kleists feurige Ode auf den Einzug des Königs-paares las, hat dies Gedicht, wie es scheint, sie so ergriffen, daß sie es vertonen wollte. Am 14. Oktober fragte Kleist bei Arnim an, ob er die Komposition „von Fräulein Bettine“ erhalten werde. Es wäre schön gewesen, wenn der einsame Kämpfer und das junge lebensvolle Mädchen sich in derartigen Werken vereint hätten. Aber die sprunghafte Bettine hat ihr Versprechen, das sie Kleist gab, nicht gehalten. Ihr Lied wäre dann an Zelters Liedertafel gesungen worden. Ohnehin stand Bettine Zelter als ihrem Lehrer nahe. In einem Brief an sie freut sich Arnim, daß sie es von Savignys am Monbijou-Platz nicht weit bis zu Zelter in der Münzstraße habe. Zelter wieder kam zu Savignys am Weihnachtsabend 1810, als Bettines Verlobung mit Achim unter der Christpyramide gefeiert wurde.

## XVII.

Achim und Bettine waren sich im stillen längst einig. Sie kannten sich lange. Briefe gingen zwischen ihnen seit Jahren hin und her. Er hat sie wohl, die damals neunzehnjährig war, zuerst gesehen, als er auf seiner Reise durch Europa im Sommer nach Frankfurt kam, um Clemens und sein Vaterhaus zu besuchen. Zu Frankfurt sehen wir den jungen Arnim neben der geliebten Gündelode an einem schönen heiteren Abend übers Feld gehen. So etwas wie „der Arnim ist nicht in der Welt zum zweitenmal, die Gündelode auch nicht“, schreibt Bettine, die dem Bruder von dieser Begegnung erzählt und auch davon, wie die beiden Mädchen des Nachts darüber zankten, wer ihn nun wirklich liebte. Damals hat die „Andacht zum Menschenbilde“, die Bettine eigen war, sie in der edlen, elementaren Erscheinung Arnims — ähnlich wie in der Goethes — etwas Göttliches verehren lassen. Der Alltag ihrer Ehe später ist dem ungeschwächten Fortbestand dieses Kultes nicht immer förderlich gewesen, doch nahm Arnims Gestalt nach seinem frühen, von ihr tief betraurten Hinscheiden in ihren Augen wieder die Züge der Verklärung an, wie es bei den uns Entrissenen oft der Fall ist.

Drei Jahre nach dieser Frankfurter Begegnung im Mai 1805 ging Arnim um des Wunderhorns willen wieder in den Süden, erst nach Heidelberg, dann im August nach Frankfurt. Der Krieg des nächsten Jahres brachte neue Trennung. Im Frühjahr 1807 trat Goethes Persönlichkeit in Bettinens Leben. Im August ging Clemens seine unglückliche zweite Ehe mit der jungen Busmann ein. Er, Arnim und Reichardt trafen sich mit Bettine im November zu Weimar bei Goethe. Der wiederhergestellte Friede machte die Fortarbeit am „Wunderhorn“ möglich. Während des Jahres 1808 war Arnim lange im Süden in der Nähe von Clemens und Bettine. Sie trennten sich am 17. September zu Aschaffenburg. Bettine ging mit Savignys nach Landshut, Arnim nach Berlin.

Im Sehen und Wiedersehen, im Schreiben und Sprechen miteinander, über Jahre und Erlebnisse hinweg, hatte ihr Bund sich bewährt. Vielleicht hat sie Clemens Schicksal gewarnt, sich vorzeitig und vorschnell zu vereinen, wie es auch Arnims besonnener Haltung entsprach. Erst als Savignys Berufung nach Berlin auch Bettine in den Norden verpflanzt hatte und sie in Achims Vaterstadt heimisch zu werden begann, schien die Zeit erfüllt zu sein. Spukhaft tauchte zwar noch einmal die Gestalt der unheilvollen Auguste Busmann als Schreckbild an Pistors Haustür auf. Sie wollte Clemens sprechen, wurde aber von der resoluten Hausfrau abgefertigt. Dennoch entging Clemens der Begegnung mit ihr nicht. Zu seinem Entsetzen sah er sie gleich darauf sich gegenüber im Schauspiel. Sie warf ihm ihr Taschentuch zu, er konnte sich nur durch Flucht retten. Aber Frau Brentano verschwand wieder, nachdem sie in Männertracht durch den Tiergarten reitend den Berlinern zur Genüge aufgefallen war.

„Am vierten Dezember“ (1810), schreibt Bettine aus Berlin an Goethe, „war kalt und schauerlich Wetter, es wechselte ab im Schneiden, Regnen und Eisen; da hielt ich Verlobung mit Arnim unter freiem Himmel um halbneun Uhr abends in einem Hofe, wo hohe Bäume standen, von denen der Wind den Regen auf uns herab schüttelte, es kam von ungefähr ...“ Arnim schrieb später: „Uns eint auf freier Straße ein freies Band.“ Am Weihnachtsabend wurden — wir sagten es schon — bei Pistors die Ringe im Rahmen einer Feier gewechselt, an der Savignys, Clemens, Albertis, La Roches und Zelter teilnahmen. Zunächst sah es so aus, als sollte die Verlobungszeit eine Weile dauern. Etwas lästig wurde von den beiden die räumliche Trennung im großen Berlin empfunden. Denn nach damaligen Anschauungen war es von Arnims Wohnung in der Mauerstraße bis zu ihrer am Monbijouplatz eine Reise, aber Arnim schrieb an sie: „Ich lauf doch zu Dir und wärs ans Ende der Welt. Und dann haben wir in der Nähe den geräumigen Schloßgarten von Monbijou, da können wir Ball schlagen und Erdbeeren pflücken ...“

Bereits im nächsten Frühjahr, am 11. März 1811, haben sich Achim und Bettine in aller Stille trauen lassen. Beide waren dem „Trouble“ einer feierlichen Hochzeit abgeneigt. Selbst Clemens und Savignys ahnten nicht, was bevorstand, als Achim eines Morgens die Seine beim Schwager abholte und mit ihr zur Kirche des Waisenhauses fuhr, zu dem greisen Pfarrer Schmidt, dessen Frau schon Arnims Eltern und Großeltern gekannt hatte. Da der Braut ein Myrtenkranz fehlte, lieh die freundliche Pfarrersfrau den ihrigen, den sie selbst vor fünfzig Jahren getragen — „es war ein zierliches Krönchen, grüne Seide kraus über Draht gesponnen“ —, darin Bettine „mit dem schwarz gescheitelten Haar einer Fürstin älterer Zeit“ glich. Nach der Trauung brachte Achim die junge Frau zurück zu Schwester und Schwager. Als nach fünf Tagen Bettine ihr Geheimnis nicht länger bei sich behalten mochte, glaubten der ernsthafte Savigny und seine Gattin erst, dies sei eine der üblichen Flunkereien von Bettine und tadelten sie sogar wegen solcher Späße, bis sie sich von der Wahrheit ihrer Erzählung überzeugten.

Arnim und Bettine zogen zunächst in das Palais Voss an der Wilhelmstraße, wo sie im Gartenhaus ihre Wohnung hatten. Der Schriftsteller und Holzschnitzer Friedrich Wilhelm Gubitz hat Bettine hier als Berliner Hausfrau erlebt: „Putzlos angetan, eine Brille vor den Augen, stand Bettine im Vorflur und plättete Wäsche ...“ So war der Alltag ihres Daseins. Selber schrieb sie an Goethe: „Ich lebe hier in einem Paradiese. Die Nachtigallen schmettern in den Kastanienbäumen vor meinem Schlafenster und der Mond, der nimmer so hell geschienen, weckt mich mit seinen vollen Strahlen.“ Sie widmet sich der Musik, Arnim seinen Geschäften, abends pflegen sie zusammen den Garten, recht wie „Philemon und Baucis“.

Im Jahre 1812 kam zu Berlin als erstes ihrer Kinder der kleine Johannes Freimund zur Welt. Ihm brachten zu Weihnachten die Brüder Grimm die Erstausgabe ihrer Märchen dar, zum Dank für Achims fördernde Mitwirkung bei ihrer Arbeit. Als fünfundzwanzig Jahre später ein Machtspruch des Königs von Hannover die Grimms aus Göttingen verjagte, ist es vor allem Bettines Vorgehen gewesen, das 1840 ihre Berufung nach Berlin bewirkt hat (vgl. Zeitschrift des Vereins f. d. Geschichte Berlins 1940, Heft 2).

Bettines weiteres Leben hat sich teils in der Mark, auf Arnims Gütern, teil in Berlin abgespielt. Sieben wohlgeartete Kinder waren ihr beschieden, vier Söhne: Freimund, Siegmund, Friedmund und Kühnemund; und drei Töchter: Armgard, Maximiliane oder Maxe (nach ihrer Großmutter La Roche genannt) und Gisela. Kühnemund ist jung verunglückt, die andern wurden groß. Bei aller Freiheit, die ihnen daheim gewährt wurde, haben die Kinder zu Vater und Mutter in Verehrung aufgeblüht. Freimund und Friedmund widmeten sich ihren Gütern, Siegmund wurde Diplomat. Er stand der Fürstin Bismarck nahe und kam, wenn er in Berlin war, täglich zu ihr zum Tee. Die Familie wohnte erst in der Dorotheenstraße 31 e — damals lebte Arnim noch —, dann Unter den Linden 21 beim Grafen Raczinsky, später Hinter dem neuen Packhof 2, wo jetzt die Nationalgalerie steht (nebenan in der Cantianstraße 4 waren die Olfers), seit 1845 in der neuerbauten Köthener Straße 9 gegenüber dem Potsdamer Bahnhof — wo es „eigentlich gar nicht mehr in Berlin“ war —, seit 1847 in den Zelten 5. Diese Wohnung kostete vierhundert Taler und umfaßte in der „Beletage“ zehn Zimmer und einen Saal, dazu ein Obergeschoß für die Dienerschaft. Eine Folge von Bildern des Märkischen Museums zeigt uns, wie es bei Bettine ausgesehen hat. Hier ist sie 1859, am 20. Januar, wenige Monate vor Alexander von Humboldt und fast dreißig Jahre nach Arnim, verstorben. Sie ruht neben ihm in Wiepersdorf.

Nach Arnims Hinscheiden (1831) war sie zur Schriftstellerin geworden. Vor allem hat sie Goethe — dessen letzter Besucher im März 1832 ihr Sohn Siegmund gewesen ist — in ihrem Briefbuch ein Denkmal gesetzt. Von Berlin aus wurde in Goethes Geist an die Jungen der Aufruf gerichtet, in Freiheit, d. h. „von Innen heraus zu wirken“. Ihre Freunde versammelte sie in ihrem Salon. Als ein

furchtloser und hinreißender Mensch, im Alter noch feurig wie in der Jugend, war sie eine Macht in Berlin. Als mit Friedrich Wilhelm IV. ein Schüler der Romantik den Thron bestieg, erkannte sie das Verpflichtende der geschichtlichen Stunde. Es war im Sinne von Clemens' volkhafter Art, wenn sie in Schriften und Briefen dem König vorhielt, wie es seine Aufgabe sei, unbeirrt durch „Staatsmenschen“, durch Frömmler oder Feudale, die den Anhauch des Lebens ihm fernhielten, auf die Stimme der Nation zu achten, und ohne Scheu zu befolgen, was ihr wartender Genius ihm zuraunte. Wenn er das erfüllte, hatte er die Millionen hinter sich. Solange und sofern er sich auf Höflinge und Reaktionäre stützte, stand Bettine auf Seiten der bürgerlichen Opposition und begrüßte zum Entsetzen ihrer aristokratischen Umgebung und selbst ihrer eigenen Kinder die Revolution von 1848. Doch war das nicht ihr letztes Wort. Sondern Friedrich Wilhelm sollte ein echter Volkskönig sein, wie das Mittelalter sie gekannt, wie Ludwig Uhland sie gefordert hat, und darum mußte er auch den Mut haben, der Wirklichkeit des Volkes ins Auge zu schauen. Darum ließ sie ihn Einblick tun in die traurigen, von oben her geduldeten Armutszustände des Berliner „Vogtlandes“, und so war diese Tochter des alten Hauses Brentano auch eine der ersten Vorkämpferinnen gesellschaftlicher Reform.

Bettines Töchter waren in Berlin und darüber hinaus wegen ihrer Schönheit und ihres Geistes berühmt. Unter dem Zauber, den sie auf Männer des höchsten Adels ausübten, hat Maxe selber am meisten zu leiden gehabt. Beinahe wäre sie die Gemahlin eines Hohenzollern geworden, sie war erst mit dem Prinzen Adalbert, der hernach die Tänzerin Therese Elssler heiratete, dann mit dem jung verstorbenen Prinzen Waldemar, dem „indischen Prinzen“, wie man ihn seiner Reisen wegen nannte, innig befreundet. Dann schien sie als Braut des Fürsten Lichnowsky einem märchenhaften Leben entgegenzugehen, aber auch dieser Bund zerschlug sich, und ebenso ging schließlich ein jahrelanges Verlöbniß mit Karl Grafen von der Groeben, einem Sohn des Generals, wegen des Widerstandes seiner adelstolzen Mutter auseinander, der der Stammbaum der Arnims und Brentanos nicht genügte. Schließlich fand Maxe ein kurzes, aber reiches Glück an der Seite Eduards, Grafen von Oriola, so daß sich nun das Blut portugiesischer Könige, von denen die Oriola sich herleitete, mit ihrem deutsch-italienisch-französischen vermischte. Graf Oriola hat zeitweise die blauen Bonner Husaren geführt und ist vorzeitig in Breslau als Generalleutnant gestorben. Als alte Frau hat Maxe ihre Erinnerungen geschrieben. Aus ihnen strahlt uns der alte Glanz des Hauses Brentano in Frankfurt und die heitere Fülle des geistig-gesellschaftlichen Berliner Lebens vor 1848 entgegen. Wir erfahren daraus, daß sie auch einmal dem damals noch jungen Ranke einen Korb gegeben hat. In den Tagen des Biedermeier standen die schönen jungen Mädchen der Bettine im Mittelpunkt der Berliner Gesellschaft. Sie waren es, die im Verein mit Freundinnen und Freunden, in dem heiteren Kreise des „Kaffeter“, dichtend, singend, tanzend, spielend und malend, Berlin noch einmal in den farbigen Glanz der ausgehenden Romantik tauchten, bevor sie für immer erlosch.

Bettines älteste Tochter, Armgard, heiratete Albert Grafen Flemming aus dem in Buckow angesessenen Hause; er war zeitweise Gesandter in Karlsruhe. Ihre Töchter sind Irene Forbes-Mosse und Elisabeth Freifrau von Heyking, so daß hier das poetische Wirken des Arnim-Brentanoschen Stammes bis in unsere Tage hineinreicht. In erster Ehe war Elisabeth Gräfin Flemming mit Stephan Gans Edlem Herrn zu Putlitz, aus einem der ältesten Häuser der Prignitz, dem Sohn des Lustspieldichters Gustav zu Putlitz auf Retzin, vermählt. Ihr einziges Kind aus dieser Verbindung, Stefanie, ist die Gattin des früheren Ministers Hans von Raumer.

In der jüngsten Tochter Gisela, die ebenso liebenswürdig wie unausstehlich sein konnte, ist die kapriziöse Art der Brentanos wohl am stärksten zutage getreten. Um sie bewarben sich Herman Grimm, der Sohn Wilhelms, der Biograph Raffaels und Goethes, und Joseph Joachim, der be-



E. L. Grimm: Bettina Brentano

rühmte Geiger. Sie wählte Herman Grimm, ihren Freund seit Kindertagen, so daß sich hier der alte Bund zwischen den Arnims und Grimms erneut befestigte. Herman Grimm hat als viel gefeierter, doch auch nicht unangefochtener Professor der Kunstgeschichte in Berlin am Matthäikirchplatz gelebt. Gisela starb 1889 in Florenz. Unter den Kindern der Bettine ist sie vor allen mit Dichtungen hervorgetreten. Sie hat den Krieg und die Reichsgründung von 1870/71 als Nachwirkungen der Romantik aufgefaßt und dargestellt. Weil die Arnim, Brentano, Grimm und andere den Volksgeist durch Erhaltung, Erneuerung und freie Gestaltung von Liedern, Märchen, Sagen erweckt und frisch gehalten hatten, war er nun fähig, den Traum der älteren Generation zu verwirklichen und ein Reich zu gründen. Am 2. September 1870 haben bei Sedan Clemens und Achim im Geiste mitgekämpft und mitgesiegt über einen, der wieder Napoleon hieß.

## XVIII.

Mit ein paar Worten greifen wir noch auf Clemens zurück. Er hat sich darüber gefreut, daß Achim und Bettine, der Freund und die Schwester, einander gefunden hatten und daß er es gewesen war, der zu dieser Verbindung ebenso wie zu der zwischen Savigny und Gunda den ersten Anstoß gegeben hatte. Aber sein Leben wurde nun anders, ärmer. Er verlor Arnim, er, der doch eines Haltes so bedürftig war. Sie lebten nicht mehr Wand an Wand wie früher und speisten zusammen. Arnim gehörte seiner jungen Frau. Jetzt — so schreibt er selbst — knüpfte das Interesse für Bettine an Kleinigkeiten eine Wichtigkeit und spaltete seine Gedanken zu tausenderlei kleinen Besorgungen. Clemens hatte die Empfindung, daß seine besten Freunde, wie er später gesagt hat, ihn stehen ließen, Savigny ebenso wie Arnim, jeder mit seiner Familie und den Aufgaben seines Berufes beschäftigt. Aus Prag hat er am 10. Dezember 1811 in einem Brief den Hilferuf eines Verlassenen an Arnim gerichtet, er möge ihn, den „armen Ausschößling“, in seinen Familienkreis aufnehmen, so daß er wieder mit ihm wohnen könne; er habe, so schreibt er, nur diesen einzigen Wunsch auf der Welt, „von dessen Erfüllung ich allein die Rettung für meine ganze Person auf Erden erwarte“. Es ist begreiflich, daß eine Natur wie

Arnim diesen Wunsch freundlich zuredend ablehnte. Er war selber zu sehr für ein stilles gleichmäßiges Leben, als daß er geneigt gewesen wäre, sich einen Geist der Unruhe ins Haus zu laden.

So band ihn der Freund nicht mehr so fest an die Stadt. Berlin hieß für ihn soviel wie Arnim. Sonst scheint er sich nicht lauter Freunde hier erworben zu haben. Sein überlegenes Kunsturteil machte sich mitunter in verletzender Weise geltend, so gegenüber dem guten Fouqué, der ihm das freilich nicht nachtrug und ihn als Mensch gewann. Als Clemens herkam, hatte ihn als den Meister des „Wunderhorns“ unter den Jüngeren Adelbert von Chamisso freudig begrüßt. Er schreibt an Varnhagen, „der gefeierte Brentano erfülle in Berlin die Bühne und vor ihm komme keiner zu Wort und nichts zur Sprache“. Aber Chamisso zog sich, von Clemens als Sonderling bespöttelt, bald zurück. Schleiermacher, dessen Art selber nicht eben duldsam war, hat von Clemens nie etwas wissen wollen. Es sieht so aus, als sei es nach zwei Jahren Berlin für Clemens Zeit gewesen, eine Weile zu verschwinden, weil er da und dort Ärgernis erregt hatte. Schinkel war es, mit dem er, wie schon gesagt, im Juli 1811 die Stadt verließ.

Als er nach drei Jahren wiederkam, wartete seiner hier die größte, die entscheidende Begegnung seines und nicht nur seines Lebens mit einem Menschen der Mark. Diesmal war es eine Frau, die Dichterin Luise Hensel, Tochter eines lutherischen Pfarrers aus Linum, dem „märkischen Newcastle“, wegen seines Torfreichtums von Fontane so getauft, im Rhinluch, die Schwester des Malers Wilhelm Hensel.

Die Welt hat sich verändert. Napoleon war besiegt und verbannt. Vom äußeren Druck waren die Deutschen frei. Aber das Reich, von dem die Romantiker geträumt hatten, war und ist nicht gekommen, jenes Reich, das sie aus Kräften des eigenen, am Mittelalter genährten Geistes im Anschluß an Preußen, unter der Führung eines Volkskönigs, aufbauen wollten, festgegründet auf dem Boden des Landes, und doch gewoben aus Strahlen eines höheren Lichtes, wie es aus Clemens und Achims Poesien, aus Schinkels Entwürfen, aus Runge und Beethovens Fantasien leuchtete und klang. Wohl sind die Romantiker als dichterischer Führer beim Kampf gegen den Feind vorangegangen und haben die Deutschen gelehrt, sich für die freie Seele der Nation, für deren reine und schöne Auswirkungen, für Frauen und Feste, für Lied und Landschaft zu opfern. Sie sind damals und auch schon früher mehr im Ganzen aufgegangen und untergetaucht als in der Sorge für das „persönliche Lebenswerk“. So gerade auch Clemens in seinem liebenden Dienst am Volk, dessen magische Schätze er zum Licht hob. Wie in dieser jüngeren Romantik etwas Dynamisches und Musikalisches liegt, so hat sie sich zum großen Teil ausgebraut in dem Sturm der Befreiung, der ihre geschichtliche Tat ist. Ja sie ist erobernd eingegangen in das Herz fremder Nationen, der Romanen, Slawen, Ungarn, Finnen usw. und hat ihnen geholfen, in sich die verschütteten Quellen des volklichen Geistes neu zu entdecken, der sich dann politisch geformt nicht selten gegen die selbstlosen deutschen Geber und deren Volksgenossen wandte.

Aber in den Deutschen ist seit 1812 noch etwas anderes erwacht. Der Niedergang der glänzenden Grande armée im Eis und Schnee des unendlichen Rußlands wirkte als ein sichtbares Eingreifen Gottes in die Geschichte, der den übermütigen Empereur schlug, wie er Pharao vernichtet hatte. In vielen Herzen erstand wieder das Bild des streitbaren Herrn der Bibel, der einst die Kämpfe der Niederländer und Engländer gesegnet hatte: „Er läßt von den Schlechten die Guten nicht knechten.“ Und dies Bild trat in den Sorgen der folgenden Kriegsjahre in vielen noch deutlicher hervor. Zu diesem Gott und seiner Hilfe gab es nur den einen Weg über Christus. Die etwas unbestimmte Gottesvorstellung, wie sie sich im Anschluß an Herder, Goethe, Schleiermacher, Fichte usw. gebildet hatte und die ihn ohne dogmatische Bindung im farbigen Abglanz von Natur und Geschichte verehrte, verblaßte daneben. Nicht wenige ließen die Bücher der Dichter und Denker liegen und lasen statt dessen die Bibel. Was jene gesagt hatten, blieb in der Sphäre des subjektiven, oft er-

schütternden und doch wieder vorbeirauschenden Erlebnisses oder — wie bei Goethe — in der einer zwar fest gegründeten Weltansicht, die aber doch in Tagen höchster persönlicher Gefahr keine rechte Hilfe bot. In „höchsten Nöten“ blickt der Mensch zum Kreuz. Einmal war das Göttliche Fleisch, d. h. Gestalt geworden in Christus und seiner Kirche. Hier war objektive Wahrheit jenseits alles Wahnens und Suchens und auch ohne den peinlichen Erdenrest, der so mancher poetischen und philosophischen Prophetie anhaftete. Als Hüterin des Glaubens mußte die Kirche wieder in die Mitte des Lebens rücken, Gesellschaft und Geist beherrschen. Nur dann waren wir gegen eine Wiederkehr der Vernunft Herrschaft der Französischen Revolution und ihrer deutschen Nachbeter geschützt.

Christus war es, der so an die Stelle des romantischen Bildes der Königin Luise trat, jene Christus-Gestalt, die seit Luthers Tagen mit dem Geist Brandenburg-Preußens in eigentümlicher Weise verbunden war — wie das besonders Ranke empfunden und ausgesprochen hat — und so dem Staat seine Mission, der Nation ihren Sinn gegeben hatte. So gesehen hatte auch Preußen seine Verheißung; so gesehen blieb der Krieg gegen Napoleon ein heiliger, war der Sieg über ihn ein Triumph der christlichen Freiheit. Auch bei den katholischen Mächten, die mit uns gekämpft hatten, empfand man ähnlich. Vor allem die Russen hatten sich als Streiter für den orthodoxen Glauben gefühlt. Als Symbol der neuen, Europa umfassenden Frömmigkeit stiftete Zar Alexander I. 1815 unter dem Einfluß der Baronin Juliane Krüdener, einer baltischen und also lutherischen Pietistin, die „Heilige Allianz“ der Großmächte zur Abwehr des Geistes der Finsternis, als dessen Besieger er in erster Linie galt. Die Preußen, seine Verbündeten und guten Freunde, gingen mit ihm, wenn auch Friedrich Wilhelm III. alles andere als ein Schwärmer war. Bald kam die Zeit, wo der „deutsche Geist“ als etwas Revolutionäres beargwöhnt wurde.

In Berlin wurden diese christlichen Gedanken damals vor allem gepflegt in den Kreisen der sogenannten „Erweckten“, zu denen Adlige und Bürgerliche zählten. Aus ihnen sind später manche Freunde und Ratgeber Friedrich Wilhelms IV. hervorgegangen. Von ihrem Geist wurde der junge Bismarck in Pommern erschütternd berührt, Glieder dieser Bewegung haben als konservative „Kreuzzeitungspartei“ das Freidenkertum der Liberalen von 1848 und weiterhin bekämpft. In Fontanes Leben und Werk tauchen überall diese pietistisch gefärbten Gestalten der niederdeutschen Oberschicht auf, vom Pastor Schultz in Bethanien, seinem Gönner, der die Welt mit „Bibelkapiteln“ regieren wollte, bis zur Gräfin Holk in „Unwiederbringlich“.

## XIX.

Es wirkt zunächst überraschend und war doch kein Zufall, daß Clemens, als er im November 1814 über Wiepersdorf nach Berlin kam, in diesen pietistischen Kreis geriet und unter frommen Protestanten heimisch wurde. Da waren vor allem seine guten Freunde, die vier Brüder von Gerlach, Söhne des Oberbürgermeisters, der liebenswürdige und humorvolle Leopold (geb. 1790), der spätere Generaladjutant und einflußreiche Ratgeber Friedrich Wilhelms IV. im Sinne der Reaktion, dem er als treuer Diener auch im Tode (10. Januar 1861) gefolgt ist; neben ihm der starre Parteimann und nachmalige Presseführer der Konservativen Ernst Ludwig, Appellationsgerichtspräsident zu Magdeburg, den uns unter anderem Wilhelm von Kugelgen als „alten Prachtmann“ geschildert hat (1795—1877). Auch Ludwig von Gerlach war ein guter Bekannter von Luise Hensel. Der dritte Bruder Otto (1801—1849) betreute, vom Gedanken der Inneren Mission geleitet, jahrelang die proletarische Gemeinde von St. Elisabeth in der Invalidenstraße; er wurde von da aus an den Dom versetzt. Nahe stand Clemens auch Adolf von Thadden-Trieglaff, uns aus Bismarcks Leben bekannt. Sein Gutshaus in Hinterpommern war ein Mittelpunkt der Erwecktenbewegung. Im gleichen Sinne wirkte später als Oberpräsident in Pommern Ernst von Senfft-Pilsach, gleichfalls mit Friedrich Wilhelm IV. vertraut. Auch Gustav von Below ging nach Pommern. Ferner gehörte in diesen Kreis Ludwig Gustav



von Thile, 1841 Kabinetts-Minister; als Politiker hörte er auf die „Stimme Gottes“; er war der Oheim des späteren Staatssekretärs Hermann von Thile. Dann die beiden Grafen Stolberg, der katholische Christian, ein Sohn des Dichters Friedrich Leopold und Neffe von Goethes „Gustgen“, dessen Tod bei Ligny 1815 Clemens dichterisch gefeiert hat, und der protestantische Anton, nachmals Minister, ein Freund des Prinzen von Preußen; ferner Carl von Röder, Adjutant des Kronprinzen, dessen Name uns bei der „Deutschen Gesellschaft“ schon begegnet war; August Wilhelm Goetze, Jurist, später Vizepräsident des Obertribunals, den Clemens besonders gern hatte; Carl Wilhelm von Lancizolle, ein Schüler Savignys, später Professor in Göttingen; endlich der freier und humaner denkende August von Bethmann-Hollweg, ein Vetter von Clemens' zweiter Frau, Professor der Rechte und 1859 Kultusminister; sein Freund wieder war der Professor und Domprediger Strauß, der erste pietistische Hofgeistliche, als Gatte einer von der Heydt ein Mann von gesellschaftlichem Rang.

In diesem Kreise um Clemens, in dem er bald wieder eine führende Rolle spielte, setzten sich zunächst die Strebungen der „Deutschen Gesellschaft“ von 1811 fort. Man war patriotisch und feudal, stand nach wie vor in Front gegen Frankreich und verwarf daheim jedes Fortschreiten im liberalen Sinne, weil es im Volke nur den teuflischen Geist der Empörung stärken konnte. Man lehnte ihn auch da und gerade da ab, wo er sich im nationalen Gewand zeigte. Wenn Clemens 1815 gegen Theodor Schmalz, den berüchtigten Spitzel der Reaktion, den bekannten Verfolger der „Demagogen“, öffentlich auftrat und schrieb, so tat er es, wie Gunda schreibt, „nicht aus entgegengesetzter Meinung, sondern des Pikanten halber“. Selber hat er über die Maskerade der altdeutschen Röcke gespottet, was ihm freilich eine Rüge vom Turnvater Jahn eintrug. Er sei jetzt, schrieb Jahn, der Reaktionäre „Vormaul“, der Herren von 1806, „so die Tage von Jena und Auerstedt verspielen halben“ und wolle „auch zum Papst bekehren“. Der Bibelglaube, der wie eine Welle durch Europa ging, gab dieser konservativen Gruppe erneuten Schwung. Hier wurde der „Typus des politisch-konservativen Pietismus“, die „königstreue Frömmigkeit“ geboren. So sind die Zusammenhänge zwischen der „Deutschen Gesellschaft“ von 1811 und der Kreuzzeitungspartei von 1849 ersichtlich. Zwischen beiden vermittelte die sogenannte „Maikäferei“, eine Schöpfung von Clemens Brentano.

Der „Deutschen Gesellschaft“ ist es vergönnt gewesen, am Friedrichstage 1814, gerade als die Preußen in Frankreich einrückten, den Sieg zu feiern, den sie selber mit zu erringen geholfen hatte. Zu diesem Tage, ihrem dritten Stiftungsfest, dichtete Arnim als Vorsitzender die bezeichnenden Verse:

„Keiner läßt von Frankreichs Wahn  
Sich jetzt mehr betören,  
Daß auf künstlich neuer Bahn  
Große Völker steigen an  
Wie in Springbrunn's Röhren.  
Wie von selbst erfüllt sich auch,  
Wo umsonst wir sinnen,  
Nicht durch list'ger Worte Rauch,  
Durch der Menschen frommen Brauch  
Wächst ein Volk tiefinnen.“

Hier triumphiert die Romantik des Vorkriegs über den französisch - rheinbündisch - berlinischen Rationalismus. Vielleicht ist die „Deutsche Gesellschaft“ bald hernach eingeschlafen. Jedenfalls stiftete Clemens 1816 offenbar nach ihrem Vorbild die „Maikäferei“, wo man auch wöchentlich einmal, winters drinnen, sommers im Tiergarten, zum Speisen und Sprechen sich traf. Der Name war hergeleitet von dem Wirt der Gesellschaft an der Schloßfreiheit, der Mai hieß. Anfangs wird der geistig-politische Ton hier ähnlich wie in der Tischgesellschaft gewesen sein: romantisch, volkhaft, überlieferungstreu, franzosenfeindlich und christlich. Man suchte noch nach dem Heil der Seele. Mehr und mehr gaben die Erweckten den Ton an. Manche traten aus der „Maikäferei“ aus, weil sie ihnen zu weltlich war. Das Biblische drängte sich in den Vorder-



Luise Hensel.

grund. Man besuchte nicht mehr das Theater, tanzte nicht, ließ in der „Maikäferei“ Evangelien lesen und Choräle singen. Auch der ritterliche Fouqué, der Erneuerer der nordischen Nibelungensage, war bibelgläubig. Wenn die gebildeten Berliner und auch viele aus dem Volk nach wie vor zu Schleiermacher strömten, der Glauben und Wissen vereinte, hielten die frommen Offiziere und Juristen der „Maikäferei“ sich an den Pfarrer Hermes von der Spittelkirche oder an Jänicke von Bethlehem. Auch Savigny ging von Schleiermacher zu Hermes über. Nach langer Entfremdung hatte ihn die Not der Kriegszeit zur kirchlichen Gemeinschaft zurückgeführt. Er ging 1814 zuerst wieder zum Abendmahl, angezogen durch die Predigt des ehrwürdigen alten Hermes. Denselben Schritt hat etwas später sein Schwager Clemens getan. Nur Bettine blieb bei Schleiermacher und ließ ihre Kinder bei seinem Schüler Hoßbach einsegnen. Viele Juristen wurden durch Savigny der neuen Frömmigkeit zugeführt. An der Universität wirkten Neander und Tholuck in gleichem Geiste. Große Erweckungen geschahen in Berlin infolge von Straußens Predigten. Bei vielen Angelegenheiten des Lebens fragte man die Bibel um Rat und verwarf jede Kritik an ihr.

Durch den Umgang mit diesem pietistischen Kreise wurde Clemens der religiösen Wende seines Lebens zugeführt, die letzten Endes ihren Ursprung in seiner ihn nach Berlin ziehenden Freundschaft mit Arnim hat. Seine Freunde waren fast alle Protestanten. Unter den Berliner Katholiken stand ihm Gneisenau — dem freilich seine konfessionelle Zugehörigkeit nicht klar war — besonders nahe. Er sagt von ihm: „Ich habe nie einen solchen Ernst, eine solche Kraft mit so ungemeiner Sittenreinheit, Einfalt und Kindlichkeit vereint gesehen.“ Clemens empfand diesem Manne gegenüber ähnlich wie Steffens, Arnim und Kleist. Und in dieser Berliner Bewegung war etwas, was auf die magischen Urgründe des Christentums überhaupt zurückgriff. Daher konnten altprotestantische Menschen wie Thadden und Lancizolle 1816 nach Oberbayern fahren, um mit der ähnlich gerichteten „apostolischen“ Bewegung der Katholiken dort Fühlung zu nehmen, wo es auch Erweckungen, Zeichen und Wunder gab. Manchem schien das Weltgericht nahe zu sein. Zu den bayerischen



„Mystikern“ gehörte zeitweise auch der Mediziner Johann Nepomuk von Ringseis in München (1785—1880), Clemens und Savignys Freund von Landshut her, der 1814/15 zu ihnen nach Berlin kam und mit vielen Protestanten verkehrte. Wie so die Bekenntnisse sich im erneuerten Zeichen des Kreuzes vertrugen, so ist auch der Name der stigmatisierten, visionär begabten Augustinernonne Anna Katharina Emmerick (1774—1824) in Dülmen zuerst in diesem Berliner Kreise an Clemens Ohr gedrungen. Ludwig von Gerlach hat sie 1815 besucht und ihm von ihr erzählt. Auch Christian Stolberg wußte von ihr durch einen Brief seines Vaters, der bereits 1813 bei ihr gewesen war. Als Clemens, mit den Freunden an der Tafel sitzend, von dieser Nonne erfuhr, soll er erschüttert ausgerufen haben: „Wie können wir hier sitzen, essen, trinken und reden, wenn solche Dinge geschehen?“

Clemens war bis dahin ein religiöser Mensch im Geiste der Romantik gewesen. Er sah den reinen Strahl des Göttlichen überall, aber in der Trübung durch den Erdenstaub, die ihn in bunten Farben erglänzen ließ. Das Unendliche und Ewige gewann in Raum und Zeit Gestalt. Im Leben der Nation wie in dem des Einzelnen, in Geschichte und Natur offenbarte sich Gott. Das Erlebnis des Meeres und der Musik, der Geliebten, des Kindes rief die Gefühle des „Frommseins“ wach. Aber bei alledem blieb das Göttliche in Verbindung mit der Materie, die ihm Gestalt gab, aber dem Mitschwingen des Dämonischen Raum ließ. Wessen Sinn offen war für das Walten des Göttlichen, dem begegneten, den bedrohten auch die abgefallenen Engel. Wenigstens bei Clemens war es so. Er sah in der Frau die Heilige und die Hexe zugleich; er erschaute Geister, Feen, Elfen zwischen Himmel und Erde. In Auguste Busmann schien der Böse verkörpert gewesen zu sein.

Wem die Dämonen begegneten, der konnte den Kampf mit den Wichten und Gesichtern wie einer ihresgleichen aufnehmen. Das war der Weg der Titanen der Weltgeschichte, die dabei scheitern konnten. Zu diesem Weg hat sich von den Geschwistern Brentano Bettine mit Leidenschaft bekannt. „Selbst Gott werden“, hat sie gesagt, „nur das ist Religion.“ Sie nimmt damit die Lehre vom Übermenschen vorweg. Goethe andererseits ist dieser Mächte im reiferen Alter ledig geworden, indem er über die irdische Atmosphäre gleichsam des gebrochenen Lichts zu den Urgründen und Urbildern vorstieß, den „Müttern“, die in letzter Einsamkeit thronen. Clemens ist einen ähnlichen und doch ganz anderen Weg gegangen. Platonische Schau nahm ihn nicht ein, wohl aber die Gestalt Christi. Einmal hatte der Logos die Erde entsühnt. Wer sich daran hielt, war gegen jeden erneuten Ansturm der Dämonen gefeit. Clemens war die Furien in seiner Seele nicht losgeworden, die bei Goethe Volksdienst und Frauenminne im Verein mit kosmischem Denken schon früh beschwichtigt hatten. Clemens hegte das Verlangen nach Frieden, nach einer Heimat, die ihn mit Mutterarmen umschloß.

Bei allem geselligen Verkehr in Berlin war er einsam. Er beneidete die Gerlach, Thadden usw. um ihre Geborgenheit im Schoße ihrer Spittelkirche beim Pfarrer Hermes. Damals trug er sich mit dem Plan, den Glauben zu wechseln und in eine protestantische Berliner Familie einzutreten, weil da alles so fromm, still und traulich war und er hier einen Hafen der Seele zu finden hoffte. Doch kam ernstlich für ihn nur die Rückkehr zur katholischen Kirche in Frage, in der er erzogen war, mit der ihn Jugenderinnerungen verbanden und die mit ihrem Kult und ihrer Kunst Reich und Volk seines Mittelalters krönte. Clemens hat sich zwar protestantisch trauen lassen, doch im Herzen nie aufgehört, Katholik zu sein, und im „Rosenkranz“ als Hauptwerk seines Lebens ein Epos geschaffen, das sich um eine Schöpfung des Heiligen Dominikus dreht.

Dennoch widerstrebt es ihm, dem schöpferischen und kritischen Geiste, sich der Autorität der römischen Kirche, ihrer Lehre und ihrer Priester rückhaltlos zu unterwerfen. Schon deshalb nicht, weil er gemäß den Überlieferungen seines Geschlechts Ghibelline war. Die alten Kaiser, das alte Reich, die Nation, sie verehrte er mehr als die Päpste, von denen so mancher dem Reich in den Weg getreten war,

wie ihm denn gerade als geborenem Katholik das Unzulängliche, das die Kirche mit jeder anderen Einrichtung teilt, keineswegs verborgen war. Kam man nicht ohne Priester näher zu Gott, und hatte Clemens nicht die edelsten Menschen und Freunde, Träger seines geistigen Lebens, wie Goethe, Arnim, Schinkel, Savigny, Tieck, Hölderlin, die Gerlach und viele andere mehr unter Ketzern gefunden? Nach seiner Rückkehr zur Kirche hat Clemens sich freilich von diesen protestantischen Freunden allmählich entfernt, auch von Arnim. Als der Holzschneider und Schriftsteller Fr. W. Gubitz, mit dem er zusammenarbeitete, ihm gegenüber Sokrates einen „Christen“ nannte, warf er ihm das als Sünde vor. Wer nicht „den rechten, unterwürfigen Glauben“ habe, gehöre zu den ewig Verdammten. Gleichwohl hat Clemens auch dann nicht aufgehört, ein „christlich-deutscher“ Geist zu sein, dem neben und über dem Fürwahrhalten das mystische Erleben stand und der in sich des „Geistes der Weissagung“ mit Erhebung, aber auch mit Entsetzen inne wurde. Es lag in der religiösen Erregtheit der Zeit, die auch Berlin durchzitterte, wenn Clemens für 1829 die Wiederkunft des Heilands vorausgesagt, wenn er einmal, um den Leib abzutöten, sich der Speise völlig zu enthalten versucht hat. Er ging dann zu Anna Katharina Emmerick, weil in ihr, der Stigmatisierten, sich Christus selbst offenbarte. Nun erst bekam auch die Kunst in seinen Augen einen Sinn, wenn sie sich nämlich bemühte, der reine Spiegel des Göttlichen zu sein, soweit es uns in Erdschranken zugänglich ist. Aber es galt dann, eine neue Form zu finden, die, wie er an Eduard Steinle schrieb, den Schüler nicht der Schulen sondern Gottes offenbarte.

## XX.

Durch die Märkerin Luise Hensel ist Clemens in Berlin der Kirche wieder zugeführt worden. Er hat Luise zuerst am 16. September 1816 bei Staegemanns gesehen. Sie war, obwohl Pfarrerstochter, von früh auf der allzu derben Art Luthers abgeneigt und fühlte sich zur katholischen Seite hingezogen. Sie ist im Jahre 1818 übergetreten. Unter uns lebt sie noch als Dichterin des Liedes: „Müde bin ich, geh zur Ruh“, das am 3. Januar 1817, in der Zeit ihrer Freundschaft mit Clemens entstanden ist. Die Jahre mit Luise sind ihm in der Erinnerung als die schönste Zeit seines Lebens erschienen. Sie war ein junges, schönes, blühendes Mädchen, dessen Züge ihm die Gestalt seiner vielgeliebten, lang entrisenen Schwester Sophie heraufbeschworen. Sie war der Friede Gottes; daß es so etwas gäbe an Reinheit, Güte, Anmut, Milde, Freiheit und Zucht, hatte er vor dem nicht geahnt. Ihr hat er seine schönsten Briefe geschrieben, ihr seine tiefsten religiösen Gedichte gewidmet. Sie war der „Engel in der Wüste“ seines Lebens. Ein Wesen wie sie hatte er gesucht, das es ihn führe und leite, denn er war „ein Kind und ein Greis“.

Er war oft bei den Hensels. Luise wohnte mit ihrer Mutter an der Ecke der Markgrafen- und Lindenstraße, in einer „kleinen, von Lindenbäumen beschatteten Wohnung“ oder im Sommer in Schöneberg, „in einem Bauernhaus, zwischen Bäumen, Büschen und grünen Wiesen“. Er war da wie zu Hause. Und wie er immer gern aus dem Volksmund schöpfte, so hat er den Stoff zu seiner Erzählung „Vom braven Kasperl und schönen Annerl“ einem Bericht der Frau Pfarrer Hensel entnommen. Oft irrte er einsam durch die Straßen Berlins, stand vor ihrem erleuchteten Fenster. Clemens war damals wie immer sehr wohlthätig. Für sich selber brauchte er nicht viel. Wer ihm in der Friedrichstadt begegnete, sah einen dürftig gekleideten Mann, mit altem grauen Mantel und Rock, ohne Schirm. Luise als Frau mochte ihn in diesem Aufzug nicht gern und kaufte ihm einmal einen neuen Hut, den er aber als eine Eitelkeit dankend ablehnte. Er wohnte damals bei Savignys in der Oberwallstraße, später, wie es scheint, in einem Kämmerchen bei Pistoris.

Clemens suchte und liebte Luise, weil in ihrer Nähe alle Furien wichen. Doch sie lehnte seine Bewerbungen ab. Mit fraulichem Tiefblick erkannte sie: was er brauchte, war nicht die Geliebte sondern der Priester. Er wollte den Bund mit

ihr, sie war die schönste Lockung der Erde. In diesem Berliner Mädchen sah er so etwas wie eine Madonna oder Iphigenie. Sie wußte, daß auch in ihr ein Erdenrest war. Und vollends in ihm! Jetzt besaß sie die Macht, seinen dämonischen Zufällen zu begegnen, aber würde es immer so sein? Für die reine Einheit von Eros und Religion, wie Goethe sie der Ulrike von Levetzow gegenüber empfunden hat, war Clemens nicht der rechte Mann. So gab es für ihn nur eins, er mußte durch den Genuß des Abendmahls die magische Gemeinschaft mit Christus wieder herstellen, die ihn aus dem Sohn der Erde und Sünde zum Kinde Gottes erhob. Dazu war es nötig, daß er dem Priester beichtete und dieser ihn von seinen Sünden lossprach. Schon im Februar 1817 wandte sich Clemens an den Stiftsprobst Ambrosius Tauber von Sankt Hedwig, der ihm mit Verständnis entgegenkam und den reuigen Dichter durch Spendung der Hostie wieder in den Schoß der Kirche aufnahm. Clemens soll danach unbeschreiblich selig gewesen sein. Was er tat, entsprach einem höchstpersönlichen und zugleich allgemeinem Bedürfnis. Sein Schwager Savigny hatte, wie wir sahen, drei Jahre zuvor innerhalb seines Bekenntnisses denselben Schritt zurück zur kirchlichen Gemeinschaft getan.

Clemens ist hiernach unserer Stadt noch eine Weile treu geblieben. Ja sie war ihm nun besonders ans Herz gewachsen. Denn hier lebte ja Luise, hier hatte er die rettende Wende erlebt. Als etwas später sein Bruder Christian, der ähnlich gerichtet war, von einem Besuch bei der Emmerick in Dülmen nach Berlin kam und ihn einlud, auch dorthin zu fahren, lehnte er zunächst ab. Später ging er doch zu ihr und wurde nun in der Nähe der Nonne bis zu ihrem Ende durch einen schöpferischen Gedanken festgehalten, der seiner Natur entsprach. In ihm und auch in Bettine war die Lust am Dienen, die Freude daran, Zeugnisse unmittelbaren Lebens zu sammeln und bekanntzugeben. Bettine hat den Heroen ihrer Jugend Goethe, Clemens und der Günderröde Denkmäler gesetzt, indem sie ihren Briefwechsel mit ihnen herausgab, an den überlieferten Texten weiter webend und dichtend, bis sie im Glanz des Erlebnisses stärker leuchteten. Clemens hat den echten Quellen des Volksgestes nachgespürt, Liedern, Märchen, Sagen, Chroniken, Parabeln, Spielen, Erzählungen, Bildern usw. Auch er hat aus tiefem Verständnis an den alten Fassungen weitergesponnen. Was er gab, sollte nicht für ihn zeugen, sondern für Deutschland. Er spendete gern und reichlich anderen aus seinen Sammlungen, wenn der alte heilige Schatz nur ans Licht trat und die Herzen bewegte. Ihm wäre es ein Leichtes gewesen, große Bücher über das Mittelalter zu schreiben, aber er wollte nicht. Als Görres auf Grund von Clemens' Sammlungen sein berühmtes Werk über die Volkssagen herausgab, war für Achim und Clemens darin zu viel „Raisonnement“, der Autor selber kam

zu sehr zu Wort. Die Quellen sollten sprechen und aus ihnen unverfälscht durch moderne Zutaten der alte Geist. Dieser Grundsatz hat Philologie und Geschichtsforschung eines Jahrhunderts beherrscht und gilt noch heute. Ihm verdanken die Monumenta Germaniae und die vielen anderen Sammlungen alter Quellen ihr Entstehen. Johann Friedrich Boehmer in Frankfurt, auch ein Mensch des entsagenden Dienstes am deutschen Altertum, der Schöpfer des Regestenwerkes, war Clemens' Freund.

In Berlin hat Clemens Abschied genommen von den geliebten Denkmälern alter und neuer Poesie und Historie, die er sich gesammelt hatte. Als er 1819 nach Dülmen ging, ließ er seine gewaltige und berühmte Bibliothek versteigern. Am liebsten hätte er sie als Ganzes der Universität verkauft, deren Ursprünge er mit so regem Anteil begleitet hat. Der gedruckte Katalog umfaßt einhundertsechzehn Seiten und trägt die Überschrift: „Verzeichnis einer sehr reichen Sammlung von Handschriften und alten Drucken, zur Geschichte der deutschen, französischen, spanischen, holländischen und englischen romantischen Dichtkunst gehörig.“ Freilich ganz ohne Bücher konnte Clemens nie leben und so hat er sich später doch wieder eine Bücherei zusammengekauft.

Kam in den alten Liedern und Märchen der Geist der Nation zur Sprache, so offenbarte sich in dem, was die Nonne von Dülmen sagte, die Welt der Passion. Hier erhielt Clemens unmittelbare Zeugnisse des Lebens Jesu, die nicht verlorengehen durften. Und so hat er dem Geiste gelauscht, der aus der Entrückten sprach und jahrelang, neben ihrem Bette sitzend, ihre Visionen aufgezeichnet, auch hieran nach seiner Weise weiterdichtend. Wir lesen dies Buch noch heute mit Anteil, weil dort Menschen, Szenen, Landschaften in und um Jerusalem mit bildhafter Anschaulichkeit gesehen werden, wie von einem, der die Tage der Passion miterlebt hat. So daß wir hier eine aus einfühlendem Nacherleben erflossene Leidensgeschichte Christi haben, die den mageren Bericht der Evangelien an ausmalender Ausführlichkeit sehr übertrifft und gerade darum der fantastischen Sehnsucht von Clemens Genüge tat. So entstand eines der berühmtesten Erbauungsbücher der katholischen Welt. War Clemens' Name einst durch das „Wunderhorn“ an alle deutschen Herzen geklungen, so eroberte er sich mit diesem Spätwerk, das in viele fremde Sprachen übersetzt wurde, die Welt. Der Rest seines Lebens verlief in den alten Landschaften seines Glaubens, am Rhein und in München. Er verschied am 28. Juli 1842 zu Aschaffenburg, von seinem Bruder Christian in den letzten Tagen liebevoll betreut, und hat hier seine letzte Ruhestätte gefunden. Nun wurde ihm Erfüllung, was so lange Sehnsucht gewesen war, er sah das Göttliche nicht mehr nur im Spiegel des Irdischen, einem Rätsel gleich, sondern von Angesicht zu Angesicht.

## Bücherschau

**Karl H. Marschallack: Burgenprobleme zwischen Elbe und Oder.** In: Frühe Burgen und Städte. Akademie-Verlag, Berlin 1954. S. 29—43. 4°.

Verfasser geht auf die vor- und frühgeschichtlichen Wehranlagen im Raum nördlich der Sudeten ein. Sie gehen auf zwei Zeitabschnitte zurück: auf die jüngere Bronze- und frühe Eisenzeit (1000—500 vor 0) und auf die Zeit der slawischen Besiedlung (8.—12. Jahrhundert nach 0). Auf Grund der Scherbenfunde hatte bereits Rudolf Virchow (1872) slawische und vorslawische „Burgwälle“ unterschieden. Eine erste Zusammenstellung der Anlagen im mittel- und ostdeutschen Raum entstammt der Feder Robert Behlas (1886). Verfasser übernahm bei der Aufnahme aller vor- und frühgeschichtlichen Wall- und Wehranlagen östlich von Elbe und Saale in den Jahren 1929 bis 1931 das Gebiet der Mark Brandenburg. Er ist somit wie kein anderer berufen, die Probleme darzulegen, die sich bei der brandenburgischen Burgen- und Stadtkernforschung ergeben.

Nach einer Aufzählung der bisher durchgeführten wissenschaftlichen Burgengrabungen (Carl Schuchhardt, Alfred Götze, Wilhelm Unverzagt) befaßt er sich zunächst mit den Burgen aus vorslawischer Zeit, die der Lausitzer Kultur zugehören. Verfasser ist der Meinung, daß „gerade diese (die Burgen. I. Sch.) eines der auffallendsten Merkmale der Lausitzer Kultur darstellen“. Sie bedecken das gesamte von dieser Kultur eingenommene Gebiet. Angelegt wurden sie während der jüngeren Bronzezeit (Montelius Periode V), ihr Ende fanden sie am Schluß der frühen Eisenzeit (Montelius Periode VI). Ihre Nordgrenze verläuft von der Elbe zur Oder in Richtung Südwest—Nordost. Sie deckt sich „ungefähr mit der Nordgrenze der Lausitzer Kultur“, für deren ethnische Träger Verfasser im Anschluß an Kossinna die Illyrer anspricht. Verfasser sieht in den sieben Anlagen, die die Burgenkette bilden (sechs davon haben Lausitzer Keramik geliefert), „die markanteste Grenzlinie gegenüber dem nordisch-germanischen Kreise“ (S. 33). Allerdings konzipiert er auf der folgenden Seite, es könnte bei

etwaiger gleicher Wallkonstruktion und Zeitgleichheit der Burgen im nordisch-germanischen Gebiet wie im Gebiet der Lausitzer Kultur (planmäßige Ausgrabungen müßten auf diese Fragen Antwort geben) „der Burgenbau bei der Lausitzer Kultur kaum noch als eine diesem Kulturkreis eigene Erscheinung herausgestellt werden“. Weiter bemerkt er: „Es würde in diesem Falle eine mächtige Stütze der Theorie vom ungermanischen Charakter der Lausitzer Kultur fallen müssen“ (S. 34).

Slawische Burgwälle sind überall da vorhanden, wo Slawen überhaupt das Land zwischen Ostsee und Sudeten besiedelten. In dicht besiedelten Gebieten ballen sich die slawischen Fundstellen zusammen; die Burgwälle als auffällige Bodendenkmäler „bilden also gewissermaßen das Rückgrat des slawischen Denkmälerbestandes“. Nach ihrem äußeren Aufbau gliedert Verfasser die Burgen in Ring- und Abschnittswälle, nach ihrem Verwendungszweck in Herrnsitze, militärische Anlagen und Volksburgen. Zu den Herrnsitzen, die vorwiegend die kleinen in der Niederung gelegenen Ringwälle umfassen, gehören die Zantocher Schanze, der Pennigsberg bei Mittenwalde, der Räuberberg in Potsdam, die Schanze von Brohna/Oberlausitz, der Freesdorfer Borchelt (Lukau), der Burgwall von Fergitz (Krs. Templin). Sie waren keine Wehranlagen im Sinne militärischer Verwendung, sondern Burgwardmittelpunkte im slawischen Burgwardsystem. Einige davon haben sicher bei den deutsch-slawischen Auseinandersetzungen Ende des 10. Jahrhunderts eine Rolle gespielt, dienten zumindest als Fluchtburgen der Bevölkerung bei kriegerischen Durchzügen.

Zu den militärischen Anlagen, kleinen Wehrburgen, gehören Kliestow (Stadtkreis Frankfurt/Oder), die Wenzelsburg bei Neuzelle, die Höhenburgen von Deetz (Krs. Brandenburg) und Knoblauch (Krs. Nauen), der Grüne Berg bei Gehren (Krs. Luckau) und als charakteristischer Vertreter der Höhenburgen der Oberlausitz der Burgberg von Friedlanz (Krs. Lauban). Wie auf den Herrnsitzen ist auf den Wehrburgen bisher nur mittelslawische Keramik zutage getreten. Um die Jahrtausendwende gingen sie in Brandkatastrophen zugrunde.

Die großen slawischen Volksburgen des 9. bis 12. Jahrhunderts waren in erster Linie „Mittelpunkte der einzelnen Gauen und Residenzen der Gaufürsten“. Die heutige Dominsel von Brandenburg war die Gauburg der Heveller, Bautzen die des Gaus Milzane, Lebus die der Leubuzzen, Meißen die des Gaus Daleminzien, Liubusua, das Verfasser unter dem heutigen Lübben sucht, die des Gaus Lusici. Die deutschen Städtegründungen des 13. Jahrhunderts erfolgten z. T. in Anlehnung an die alten slawischen Gauburgen.

Verfasser geht abschließend auf die Bedeutung der slawischen Burgen in den Kämpfen des 10. und 11. Jahrhunderts ein. Während die Höhenbefestigungen von Deetz und Knoblauch im Havellande gegen das Vordringen der Deutschen angelegt wurden, sollten die von den Liutizen an der Oder errichteten Burgen (Otscher, Reitwein, Lebus, Kliestow und Lossow im Raume von Frankfurt und Küstrin; Freienwalde, Stolpe, Schöningen, Garz, Zehden, Raduhn und Wildenbruch im Gebiet der unteren Oder, von der Einmündung der Warthe bis zur Ostsee) den polnischen Ausdehnungsbestrebungen Einhalt gebieten. Die meisten dieser Burgen verödeten nach der Eroberung durch die Polen. Die von den Sorben gegen die Angriffe der Deutschen errichtete Burg Gehren (Jarina) ging offenbar 1010 bei einem Vorstoß Kaiser Heinrichs II. in Flammen auf. Über Liubusua, die größte Burg des Gaus Lusici, hat Verfasser in Heft 4, Jg. 1956, der „Märkischen Heimat“ ausführlich berichtet.

In der spätslawischen Periode spielten lediglich noch die großen Volks- und Gauburgen eine Rolle. Die kleineren militärischen Anlagen waren in den Kämpfen des 10. und 11. Jahrhunderts größtenteils zerstört worden; ein Wechsel in der Verwaltungsorganisation (Aufgaben der alten Burgwardverfassung, wie es Uhtenwoldt für Schlesien wahrscheinlich gemacht hat) erklärt, daß die kleinen Herrnsitze, die bisherigen Burgwardmittelpunkte, verlassen wurden. Dagegen gewannen die wenigen Volks- und Gauburgen als starke Machtzentren an Bedeutung.

Lothar Schott.

**Herbert Ludat:** Vorstufen und Entstehung des Städtewesens in Osteuropa. Zur Frage der vorkolonialen Wirtschaftszentren im slawisch-baltischen Raum. 56 S. Verlagsgesellschaft Rudolf Müller, Köln-Braunsfeld. 1955. 4,80 DM.

Als 1936 in den Veröffentlichungen des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg Herbert Ludat sein Buch „Die ostdeutschen Kietze“ erscheinen ließ, fand es bei allen Landesgeschichtlern stärkste Beachtung. Die echten Kietze wurden in die vorkoloniale Zeit datiert und bei den Burgen als Dienstsiedlungen festgestellt, die rechtlich nach der Kolonisation auch bei Gründung einer Stadt nach deutschem Recht weiter der Burg unterstanden. Daß sie an bedeutenderen Handelswegen den Charakter einer Wik-Siedlung annahmen — der Name Wik ist auch in den slawischen Sprachen verbreitet — weist auf die wirtschaftliche Bedeutung einiger dieser Kietze hin. Die Fülle des gebotenen Materials in der Angabe der echten und Pseudokietze und die umfangreichen Literaturnachweise gaben unseren Studienfahrten viel Neues zur ortsgeschichtlichen Betrachtung. 1937 brachte der Verfasser zu den Problemen bei uns Ergänzungen in seinem Vortrage „Die Auseinandersetzung zwischen Deutschtum und Slaventum auf dem Boden der mittelalterlichen Mark Brandenburg“ und 1939 einen Vorgriff auf ein Thema seines neuen Werkes in der Darstellung von „Polens geschichtlicher Stellung in Osteuropa“.

Die Studie, die Prof. Ludat jetzt über Vorstufen und Entstehung des Städtewesens in Osteuropa nach verschiedenen, vorlaufenden Einzeldarstellungen in Zeitschriften vorlegt, wendet sich neben Hinweisen auf altrussische, tschechische und pomeranische Städte im wesentlichen den westslawischen Problemen zu. Hier ist in der frühgeschichtlichen Forschung in den letzten Jahrzehnten viel durch Zusammenfassung der archäologischen und historischen Untersuchungen erarbeitet worden, was in der westlichen Forschung bisher wohl noch wenig beachtet wird. Die Ursache dürfte, wie die über 200 Quellennachweise des Verfassers zeigen, darin liegen, daß nur wenige unserer Forscher in der Lage sind, Zeitschriften und Bücher in slawischen Sprachen zu lesen, sie also auf gelegentliche, zusammenfassende Berichte in westlichen Sprachen angewiesen sind.

Die polnische historische Wissenschaft ringt um ein neues Geschichtsbild über die Anfänge des polnischen Staates, wobei das besondere Augenmerk auf die Vorläufer der wirtschaftlichen und politischen Zentren, eben der Städte, gerichtet ist. Wie in der deutschen Stadtkern- und Wikforschung viel gearbeitet wird, suchen die westslawischen Forscher nach den Vorstufen und Wurzeln der späteren Städte im Rahmen der historischen Zusammenhänge ihrer Landesgeschichte unter besonderer Beachtung der vor- und frühgeschichtlichen Grabungsergebnisse. Ein gerechtes Erkennen und das Auswerten dieser beiderseitigen Bemühungen könnte sich fruchtbar auf den Raum Europa auswirken. Gewiß ist das Licht der Überlieferung bei den westlichen Städten heller, und die östlichen Städte wurden als solche erst gewertet, wenn sie verhältnismäßig spät zu Kolonialstädten überformt oder umgebildet und mit deutschem Recht ausgestattet waren. Der Verfasser zitiert hierzu W. Schlesinger: „Wenn auch diese Vorformen städtischen Wesens später als deutsche Kolonialstädte überschichtet oder ausgeschaltet werden, kann man sie doch nicht ignorieren.“

Eingehend werden das Burg-Markt-Verhältnis und die frühgeschichtlichen Burgsiedlungen als Gewerbe- und Handelszentren behandelt, über die für einige Plätze Nachrichten seit dem 9. Jh. vorliegen, doch wird das Bild durch den Übergang der ursprünglichen Stammesherrschaften in die großräumigen Staatsordnungen verwischt. Besonders eindrucksvoll ist die Darstellung der Suburbien als Wirtschaftszentren im Lichte der Ausgrabungen, bei denen Anlagen des 7. bis 9. Jh's. u. a. in Schlesien, Groß- und Kleinpolen näher untersucht worden sind, wobei man feststellte, daß sie bedeutend weiter in die Vergangenheit zurückreichen, als man bisher angenommen hatte. Gnosen behandelt L. besonders eingehend, zu dessen Burganlage bereits im 8. Jh. ein Suburbium nachweisbar ist, wobei Burg und Suburbium durch Gräben und Fallisaden ge-

schützt waren. Die polnische Forschung datiert das Aufkommen der Burgen auf das 7. und 8. Jh. Seit dem 8. Jh. nimmt sie Handwerkersiedlungen bei den Burgen, seit Anfang des 9. Jh. den Beginn eines Fernhandels in überlokalen Burgmärkten an. Diese Forschungen sind nicht abgeschlossen und stehen noch auf schmaler Basis. Jedenfalls werden diese Vorburg-Siedlungen als „Keime“ späterer Märkte und Städte von der polnischen Forschung angesehen in ihrer wirtschaftlichen Funktion in Handwerk und Handel.

Wenn Oppeln, im Schrifttum kaum erwähnt, im 10. Jh. etwa 400 Häuser mit Werkstätten verschiedenster Handwerkszweige bis zu Goldarbeitern aufweist, und Beweise für Fernhandel auch zum Osten und nach den skandinavischen Ländern erbracht sind, kann man die polnische Evolutionstheorie verstehen, daß sich solche Orte zu Städten nach polnischem Recht bereits entwickelt hatten, bevor sie das westliche Stadtrecht mit der Selbstverwaltung im 13. Jh. erhielten. Gnesen hatte vor der Lokation und der Verleihung des deutschen Rechts auf dem Burgwall, im Suburbium und im Markt bereits fünf Kirchen! In Breslau, Krakau, Posen liegen die Dinge ähnlich, in Kalisch, Nakel, Ragosen sind auch die Kirchen älter als die deutschrechtliche Stadtgründung. Rund 60 frühmittelalterliche Burgen auf großpolnischem Gebiet stehen mit späteren Städten des 13. und 14. Jh. in unmittelbarer Verbindung und zeugen für die frühe militärische, politische und wirtschaftliche Bedeutung dieser Plätze.

Die Mark Brandenburg ist in dieser Arbeit nur am Rande erwähnt; auf die Arbeiten von Siedler (1924), Mahnkopf (1933) und Wittlinger (1932), in denen vorkoloniale Siedlungsformen untersucht wurden, verweist der Verfasser.

M. Henning.

**Elfriede Wiebel: Die Städte am Rande Berlins.** Forsch. z. deutschen Landeskunde Band 65. Remagen 1954. 65 S., 16 Tab., 12 Ktn. u. 12 Diagramme. 5,70 DM.

In ihrem „Beitrag zum Problem der Trabantenstädte“ behandelt Elfriede Wiebel die im Bereich des Berliner Vorortverkehrs liegenden Städte Potsdam, Werder, Teltow, Oranienburg, Bernau, Strausberg und Alt-Landsberg und untersucht den Einfluß Berlins, „wie er innerhalb der letzten 50 Jahre nehmend und gebend in das Leben der Städte eingegriffen hat, bis sich das heute vorhandene Abhängigkeitsverhältnis ergab“. Sie geht dabei von dem auf die Randstädte zustrebenden Wachstum Berlins aus und behandelt nach einem Rückblick auf die Entwicklung der einzelnen Städte die tägliche „Pendelwanderung“ der Arbeiter, bei denen sich Arbeits- und Wohngebiete nicht mehr decken. Eingehend untersucht sie die Wirtschaftsstruktur in den einzelnen Städten, die sich vielfach zu Nebenzentren der Berliner Industrie entwickelt haben. Aus dem Bevölkerungsbild glaubt die Vfn. nachweisen zu können, daß „weniger die Anlage von industriellen Werken allein die Gemeinden und Städte am Rande Berlins aufblühen ließ als der Verkehr, der diese Orte mit Berlin verband“. An einigen „zentralen Funktionen“ wie Markt, Zeitung, Eisenwarenhandel, Apotheke, Schule untersucht sie den eigenen Einflußbereich der Städte, wobei sie erfreulicherweise Spandau in ihre Betrachtung einbezieht, das wie Potsdam einen großen Einflußbereich als zentraler Mittelpunkt aufweist. Abschließend stellt die Vfn. fest, daß Berlin „den alten Randstädten in gleicher Weise die Form der Wohn- und Fabrikvororte aufgeprägt hat, der die übrigen auf dörflicher Grundlage entstandenen Vortortsiedlungen unterliegen. . . . Weniger in den zu Fabrikvororten gewordenen Städten Oranienburg und Teltow als in den vorwiegend Wohnort gebliebenen Städten Potsdam, Bernau, Strausberg und Alt-Landsberg hat eine Verarbeitung des Berliner Einflusses zu einer Einfügung seiner Wirkungen in das organisch bleibende Stadtganze geführt.“

Die hier vorliegende unveränderte Wiedergabe der durch Kriegseinwirkung im Satz vernichteten Erstauflage von 1945 stellt einen wertvollen Beitrag zur brandenburgischen Landeskunde dar. Durch den grundlegenden Wandel der Verhältnisse nach dem zweiten Weltkrieg in unserer gespaltenen Stadt wäre wohl eine Fortfüh-

rung bis in die Gegenwart kaum möglich gewesen. Um so dankbarer müssen wir der Bundesanstalt für Landeskunde sein, daß sie den sorgfältig gearbeiteten Band veröffentlicht hat, der durch eine Karte und über zwanzig Abbildungen anschaulich ergänzt wird. Leider ist die Vfn. auf die sprachliche Abhängigkeit der Randstädte von Berlin nicht eingegangen, obwohl sich dabei auch recht bemerkenswerte Erkenntnisse ergeben hätten.

Heinz Gebhardt.

**Alfred Mohrhenn: Lebendige Dichtung / Betrachtungen zur Literatur.** 9. Veröffentlichung der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung. Heidelberg/Darmstadt 1956. 118 S. 8°. DM 6,80.

Alfred Mohrhenn kam 1920 als Sechszwanzigjähriger nach Berlin und hat hier bis zu seinem plötzlichen Heimgang am 28. November 1955 als Studienrat und später als Dozent und Abteilungsleiter der Pädagogischen Hochschule gewirkt. Generationen der geistigen Elite Berlins haben es ihm zu danken, wenn sie die Liebe zur Dichtung in ihrem Herzen erweckt sahen und das Auge geöffnet für die intuitive Erfassung des deutschen Wortes, des Kunstwerkes unserer Dichter und das Ohr geschärft für das Tiefgründige in den Aussagen ihrer dichterischen Phantasie.

Die Mahnung, die der Freund dem Freunde am 50. Geburtstag zusprach:

„Schärfe Herz und Nerv wie Waffen,  
Denn die Zeit will untergehn“,

hat Alfred Mohrhenn in seiner stillen Studierstube am Königsweg in Zehlendorf sehr genau und lauterem Herzens erfüllt. Als ich ihn zuletzt im Berliner Bühnenklub sah, sprach er mit mir noch über Fragen einer literarischen Landeskunde für Brandenburg, über Theodor Fontanes und Ludwig Geigers, Heinrich Spieros und Mario Kramers Bemühungen dazu und über die besondere Schwierigkeit, so disparate Welten auf einen Nenner zu bringen. So ist es gebührend, daß die Heimatforschung seine Betrachtungen zur Literatur, die der innerlich so bescheidene Lehrmeister seit etwa 1940 niederschrieb und die nun die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung in Darmstadt als gültige moderne Beispiele für die besondere Form des künstlerischen Essays veröffentlichte, zum Anlaß nimmt, diesen Fabrikantensohn aus dem Bergischen Land als den Typus des begnadeten Wahlberliners in seiner schöpferischen Einprägsamkeit wieder zu erleben. Das Nachwort seines Freundes Hermann Kasack, des Präsidenten der Deutschen Akademie, vermittelt uns den tieferen Lebenszusammenhang der veröffentlichten Beiträge „Der Januskopf der Droste“, „Eduard Mörike“, „Novalis“, „Hamlet und die Ver zweiflung“, „Brief an Hans Carossa“, „Hermann Kasacks Welt des Todes“.

Hermann Fricke.

**Dr. Ottfried Neubecker, Wie finde ich ein Familienwappen?** Kleine Wappenkunde für jedermann. Mit 91 Abbildungen und 4 mehrfarbigen Kunstdrucktafeln. 120 Seiten. Falken-Verlag Erich Sicker, Berlin 1956. Preis kart. 6,40 DM.

Dr. Neubecker bietet in seiner bekannten, lebendigen Art eine Wappenkunde, die es dem Laien ermöglicht, sich in den Bildern und in der Sprache der Heraldik zurechtzufinden. Ein gut gegliedertes Inhaltsverzeichnis und ein Namen-Register erleichtern bei wiederholter Benutzung das Auffinden gesuchter Stellen und Wappen. Bisher stand uns die im Auftrage des Vereins Herold herausgegebene „Wappenfibel“ von Prof. Ad. M. Hildebrandt als kleines Nachschlagewerk zur Verfügung, das in alphabetischer Folge die Begriffe erläuterte (14 Auflagen 1887–1943!). Das Büchlein von Dr. Neubecker ist umfassender und vielseitiger, reicher bebildert und bietet nicht nur dem historisch Interessierten viele Anregungen. Die Arbeit will aber vor allem darauf hinweisen, wie man ein eigenes Familienwappen gestalten kann, welche Motive zur Bildauswahl vorhanden und wie Farbe und Bild zu verwenden sind. Nur der Herolds-Ausschuß der deutschen Wappenrolle in Berlin-Halensee

erteilt Wappenbriefe. Er trug seit 1922 gegen 5000 Wappen ein. Daneben schuf der Verein Herold eine Wappenbildkartei, in der rund 120 000 Wappenbilder erfaßt worden sind. Der Verfasser erläutert die Begriffe mit fleißigen Hinweisen auf die Bilder, von denen die 36 Wappen auf den 4 Bildtafeln und die in Schwarzdruck wiedergegebenen gezeichneten Wappen gut lesbar sind. Leider sind die Wiedergaben von Farbskizzen in Schwarzdruck unbefriedigend und oft so klein, daß man auch mit dem Vergrößerungsglas nicht viel erkennen kann (S. 43, 52, 61, 105, 107 u. a.). Dieser Mangel könnte bei einer weiteren Auflage des von uns freudig begrüßten Werkes abgestellt werden. M. Henning.

**Paul Ortwin Rave: Wilhelm von Humboldt und das Schloß zu Tegel.** 184 S. mit 42 Abb. Verlag Gebr. Mann GmbH, Berlin 1956. Halbt. 9,— DM.

In sehr guter Ausstattung bietet der Verlag Gebr. Mann eine 2. Auflage des 1950 bei Koehler & Amelang in Leipzig erschienenen Werkes. Text und Bildschmuck sind im wesentlichen unverändert; kleine Ergänzungen im Schrifttumsnachweis waren erforderlich, und für die neu hinzugefügte Abbildung der Marmortafel mit den drei Parzen ist der Riß einer Schmalseite des Schlosses fortgelassen worden.

Bei der Bedeutung, die Schloß Tegel mit Park und Grabstätte für die Bewohner und Besucher Berlins immer hatte, ist ein Hinweis auf die Neuauflage des Werkes gerechtfertigt. Während Dr. Joachim Seeger in Heft 150 der Folge Große Baudenkmäler „Schloß und Park Tegel“ (1955) auf wenigen Seiten so schildert, daß es den Freund der Kunst und der Stille zu vertiefter Betrachtung lockt, macht uns das Buch von Prof. Dr. Rave, seinem Titel entsprechend, mit dem Lebensweg Wilhelm von Humboldts und seiner Gattin Caroline bekannt, die sich in Schloß Tegel ein unvergleichbares Denkmal geschaffen haben. „Geist von Hellas in der Mark“ lautet der Untertitel des köstlichen dritten Kapitels „Paideia“, in dem

die Entwicklung des Weisen von Tegel in drei Kreisen dargestellt wird. Das gemeinsame Wirken und Sammeln des kunstbegeisterten Ehepaares, ihre Verbindung mit den hervorragenden Künstlern, Dichtern und Gelehrten im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts, ihre Auslandsaufenthalte und Reisen breitet Rave in enger Beziehung zu Tegel und seinen Schätzen aus. Der Schloßbau Schinkels und alle bedeutenden Stücke der darin aufgestellten Kunstwerke sind eingehend gewürdigt, wobei gute Abbildungen die Erinnerung unterstützen und ein Namensverzeichnis die Vielseitigkeit der Humboldtschen Beziehungen zeigt.

Auch diese geistgeweihte Stätte hat erhebliche Verluste an Kunstgut erlitten, so daß Frau von Heinz uns im August 1947 schrieb: „Hoffentlich enttäuscht Sie das leere Haus nicht zu sehr.“ Der anschließende Besuch war wirklich etwas schmerzlich, doch ist inzwischen vieles geschehen. Rave beschreibt die Reichtümer, wie wir sie einst sahen, wie eben die Humboldts sich ihr Haus schufen. Unter „Nachweisungen“ findet man — etwas verborgen — Angaben über die in Schloß Sophienhof i. Meckl. 1945 verbrannten Gemälde und Zeichnungen und über 3 Kunstwerke, die „z. Z. nicht vorhanden“ sind. Diese 3 berühmten Stücke sind der griechische Torso einer Charitin, das Marmorbild von Thorvaldsen „Spes“, von dem eine Wiedergabe der Grabstätte im Park ihren besonderen Charakter gibt, und das zarte Werk von Christian Rauch: Adelheid von Humboldt als Psyche (1810). — Aber vieles ist erhalten, so daß wir dem kenntnisreichen Führer Ortwin Rave gern folgen und uns von ihm erheben lassen, denn „Eine heitere Würde bestimmte den Charakter des Hauses und des Lebens in ihm, für das die Geselligkeit ihre Ansprüche an den Geist der Anmut stellte: Anmut und Würde, Hoheit und Grazie — das unsterbliche Paar der deutschen Klassik, beides die Kinder einer einzigen Grundidee, der Vorstellung vom Hohen Bilde des Menschen.“

M. Henning.

## Aus dem Leben der Vereinigung

Im Jahre 1955 begann mit der Verlegung der Bücherei und Vortragsabende in die Amerika-Gedenkbibliothek — Berliner Zentralbibliothek —, Am Blücherplatz, ein neues Kapitel unserer Geschichte. In den ersten Vereinsjahrzehnten war es möglich, die Bücherschränke in guten Gaststätten, zuletzt im Lehrervereinshaus, unterzubringen. Das brachte mit dem wachsenden Umfang der Sammlung manche Unbequemlichkeiten und Abhängigkeiten mit sich, so daß wir 1923 dankbar der Einladung des Landesdirektors Joachim von Winterfeldt-Menkin († 1945), des großen Förderers aller brandenburgischen kulturellen Dinge, folgten, die Bücherei im Landeshaus der Provinzialverwaltung, Matthäikirchstr. 20/21, aufzustellen und dort auch unsere Arbeitssitzungen und Vorträge abzuhalten. 16 Jahre fühlten wir uns „unter dem roten Adler wohl“. Mit diesem Wort hatte uns einst Herr von Winterfeldt begrüßt. Die Verlegung der Provinzialverwaltung 1939 nach Potsdam brachte zunächst große Schwierigkeiten. Herr Präsident Mengel, wieder ein bewährter Helfer in kulturellen Nöten, lud uns als Generaldirektor der brandenburgischen Feuersozietät ein, in dem schönen neuen Verwaltungsgebäude der Sozietät, Am Karlsbad 4, die Bibliothek aufzustellen. Dankbar zogen wir über die Potsdamer Brücke um, wieder in ein Haus, das den brandenburgischen Adler als Zeichen führte und das einen sehr schönen Vortragssaal hatte. Hier blieb die Bücherei von wesentlichen Kriegsschäden bewahrt, wuchs und forderte dauernd die Beschaffung neuer Schränke. Im Dezember 1954 wurde, wie im vorigen Jahrbuch berichtet, die Bücherei in die Amerika-Gedenkbibliothek verlegt, wo Regale eine übersichtlichere Aufstellung der Bücher gestatteten und Schränke das Archiv Nagel, die Karten und Arbeitsmaterialien aufnahmen.

1943 wurde der Saal der Feuersozietät unbenutzbar, doch stellte uns für die größeren Vortragsveranstaltungen das Staatl. Museum für deutsche Volkskunde den großen Saal im Prinzessinnenpalais, Unter den Linden 5, zur Verfügung, der 1944 leider ein Opfer des Bombenkrieges wurde. Wenn auch die Bibliothek gesichert blieb, so waren wir bei dem Mangel an geeigneten Sitzungs- und Vortragsräumen nach dem Kriege dauernd in Schwierigkeiten, bis uns freundlicherweise im Lesesaal der Stadtbücherei Schöneberg eine neue Vortragsstätte erschlossen wurde. Immerhin ließ bei der Trennung von Bibliothek und Tagungsraum die Benutzung der Sammlung nach, so daß wir dankbar sind, durch das Entgegenkommen des Herrn Direktors Dr. Fritz Moser in der Gedenkbibliothek wie einst im Landeshaus und in der Feuersozietät die Einheit beider Arbeitsgebiete wieder erreicht zu haben. Wir konnten hier mit der 501. Vortragsveranstaltung der Vereinigung beginnen und erfreuten uns im Berichtsjahr an folgenden Vorträgen:

**Univ.-Prof. Liselotte Richter:** Hans Christian Andersen (Große Europäer in Berlin)

**Werner Schmidt:** Adolf Menzel und Berlin (mit Lichtbildern)

**Dr. Hermann Kügler:** Volkskundliches aus Berlin (Der 1. Mai. Bockbierfest. Onkel Pelle. — „Wo ist Nauke?“)

**Dr. Gertrud Dorka:** Die Kunst der Altsteinzeit (mit Lichtbildern)

**Staatsarchivrat Dr. Berthold Schulze:** Polizeipräsident Karl von Hinkeldey

**Pfarrer Karl Manoury:** Die Hugenotten und die Mark Brandenburg



**Peter Rohrlach:** Der Handelsherr Sigismund Streit  
(mit Lichtbildern)

**August Butzke:** Johann Gregor Memhardt, Festungsbaumeister und Hofarchitekt des Großen Kurfürsten

**Dr. phil. Hans Saring:** Beyme und die Kabinettsregierung  
**Erich B. Zornemann:** Hermann Kügler

**Martin Henning:** Aus der Geschichte des Berliner Tiergartens I. Die Entwicklung des Parks bis 1800

**Baurat Bodo Küttler:** Das Haus der Staatsoper in Berlin und seine bauliche Entwicklung (mit Lichtbildern)

**Professor Emil Heinrich:** Frau von Staël, ein seltsamer Gast in Berlin.

Die 13 Vorträge wurden im Dezember durch eine **Weihnachtliche Sitzung** in Göbels Bier- und Weinstuben ergänzt, in der Fräulein Dora Pohlmann und Herr Martin Henning dem Fest einen Auftakt gaben. Auf die Vorträge wurden die Benutzer der Gedenkbibliothek durch Buch- und Bildauslagen in den Vitrinen des Vorraums hingewiesen, die Fräulein Agathe Meinecke sachkundig und einladend gestaltete. Der 5. **brandenburgische Kommerz** fand wieder im Remter der Pankgrafen unter der Leitung von Herrn Dr. Eberhard Faden statt und gab Raum zu heiterer Kritik und Selbstkritik.

**26 Wanderungen** und **10 Führungen** waren sorgfältig vorbereitet und wurden mit starker Beteiligung durchgeführt. Auf Einladung der „Natur- und Heimatfreunde“ in Potsdam konnten wir am Himmelfahrtstage Sanssouci und Bornstedt besuchen. Vorher besichtigten wir die Ruine des Stadtschlusses in Potsdam und ließen uns über die dortigen Grabungen von Herrn Richard Hoffmann berichten.

Mit den Potsdamer Natur- und Heimatfreunden unter Leitung des Herrn Prof. Pietsch machten wir im Herbst eine Flämingfahrt, die uns Treuenbrietzen, Niemege, Burg Raben, Wiesenburg und Belzig wiedersehen ließ. Über diese Studienfahrten berichteten wir in den Mitteilungsblättern 19 und 20.

Unseren Mitgliedern konnten wir vom „**Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte**“ den 6. Band überreichen und ihnen Programme, Berichte, Zeitschriftenaustausch und Änderungen in der Mitgliedschaft in den **Mitteilungsblättern 17 bis 19** bekanntgeben.

So war das Jahr 1955 erfolgreich und wir schauen dankbar zurück. Die Zahl der Mitglieder stieg weiter an, auch die Kassenverhältnisse waren nach dem Bericht in der **Hauptversammlung** in den bescheidenen Grenzen in Ordnung. In Trauer gedenken wir der Verstorbenen des Jahres, der Herren Dr. Hermann Kügler, Franz Rohrmoser und Willi Tettenborn.  
Martin Henning

#### **Zu unseren Bildern**

S. 24: Redekin. Aufnahme Hampel-Stendal 1956

S. 25: Gartenhaus Chamisso. Archiv Pomplun

S. 27: Gartenhaus Wollank. Aufnahme des Amts für Denkmalpflege, Berlin-Charlottenburg

S. 35, 37, 41, 44, 45: Nach Aufnahmen der Bildstelle des Hauptarchivs, Berlin-Dahlem

S. 43 und 50: Zeichnungen von K. Pomplun

S. 48: Helmerding. Archiv Dr. C. Meyer

S. 52: Wappen Brentano nach „Frankfurter Blätter für Familiengeschichte“ 2. Jg. (1909) S. 53

S. 76: Grimm, Bettina. Nach einem Kunstdruck der Bundesdruckerei

Tafel I: Lütke, Pichelswerder. Mit Genehmigung der Verwaltung der Staatl. Schlösser und Gärten, Berlin-Charlottenburg

#### **Druckberichtigung für Jahrbuch 1955**

S. 46, linke Spalte, 2. Abs. Z. 5 bitten wir zu streichen „anscheinend vorübergehend“. Ebda. Z. 6: des statt der. Ebda. 3. Abs. Z. 5: damals statt einmal.

S. 49, rechte Spalte, 1. Abs. Z. 12: schriftlose statt schriftliche.

# Personenverzeichnis

- v. Abercron, Horst, Bankdirektor 33
- Adalbert, Prinz v. Preußen (1811—73) 67
- Aegidi, Aug. Ernst (1795—1830), Mediziner 31 f.
- Alberti, Carl, Staatsrat 62, 65 f.
- Alberti, Jul. Gust. (1723—72), Pfr. in Hamburg 65
- Alberti, Maria (1767—1810), Malerin 65
- Alberti, Mine geb. Hensler 65
- Albrecht, Prinz v. Preußen (1809—72) 56
- Alexander I., Kaiser von Rußland (1777—1825) 42 f., 68
- Alexis, Willibald (1798—1871) 5 f., 10, 60, 62
- Allinger, Gustav, Landschaftsarchitekt 34
- Allonchery, Louis, Geh. Kabinettssekretär 37, 43
- z. Altenstein, Karl Frhr. vom Stein (1770—1840) prß. Min. 31, 43 ff.
- Angely, Louis (1788—1835), Lustspieldichter 49
- Arndt, Ernst Moritz (1769—1860), 9, 31, 55
- v. Arnim, Achim (1781—1831) 10, 53, 55, 57, 59, 61 ff.
- v. Arnim, Bettina (1788—1859) 52, 56, 59, 64, 66 ff.
- v. Arnim, Freimund (1812—63) 66
- v. Arnim, Kühnemund (1817—35) 66
- v. Arnim, Siegmund (1813—90) 66
- v. Arnim-Boitzenburg, Friedr. Wilh. Abrah. Graf, prß. Gesandter 62
- August, Prinz v. Preußen (1779—1843) 30
- Avellis (Fa. Siegheim & A.) 49
- Baedeckers** BERLIN 1954 34
- Bäuerle, Adolf (1784—1859), Wiener Lustspieldichter 49
- de Balzac, Honoré (1799—1850) 47
- Bandelow, Thomas, Prenzl. Einw. 15
- Basdorf, Hans-Herbert (1913—53), Schriftsteller 31
- v. Bassewitz, Magnus Friedr., Oberpräsident 45
- Bauer, David (Königsberg Nm.) 36
- Beckedorff, Ludolph, Hofrat 62
- Becker, Kuno, Architekt 33
- van Beethoven, Ludw. (1770—1827) 55 f., 63, 68
- v. Below, Gust. 68
- Benedek, Wilh. Christian (1778 bis 1860), Bankier 32
- Benz, Rich. (\* 1884), Literaturhist. 59
- Berdrow, Hermann, Schriftst. 27, 31
- v. Berg, Karoline 62
- Berghaus, Heinr. (1797—1884), Geograph 32
- Bernhard, Erbprinz v. Meiningen 33
- v. Bethmann-Hollweg, Moritz August (1795—1877), Jurist, prß. Kultusmin. 69
- v. Bethmann-Hollweg, Theobald (1856—1921), Reichskanzler 30
- Beyme, Anna Christiane (\* 1835) geb. Frentzell, verw. v. Schultze 36, 45
- Beyme, Charlotte Eleonora geb. Bauer 36
- Beyme, Charlotte Ernestine (\* 1821) geb. Meyer, verw. Schlechten-dal 36, 45
- Beyme, Franz Friedr., Direktor d. preuß. Holzkompagnie 36, 45
- Beyme, Gottfr. Wilh. (\* 1770), Regimentschirurg 36
- Beyme, Friedrich 45
- Beyme, Ernst Friedrich 45
- Beyme, Julius Theod. Gust. 45
- Beyme, Karl Ernst (\* 1794) 36
- v. Beyme, Karl Friedr. (1755—1838), Staatsmin. u. Großkanzler 35 ff.
- v. Bismarck, Otto (1815—1898) 9, 37, 66, 68
- v. Bismarck, Wilhelmine Luise geb. Mencken (1790—1839) 37
- Blum, Hans (1841—1910), Schriftsteller 51
- Blöchl, Fam. 32
- v. Blomberg, Hugo (1820—71), Maler u. Dichter 23
- Boehmer, Joh. Friedr. (1795—1865), Stadtbibl. in Frankfurt a. M. 71
- Boerner, Jul. Theod. Ferd., Rentier 33
- Bohm, Berl. Architekt 50
- Boisserée, Brüder, Kunstsammler 58
- Borgmann, Dekorationsmaler 48
- v. Borgstede, Albr. Aug. Heinr. (1757—1824), Geh. Kriegsrat 38
- Bormann, Karl (1802—82), Berliner Schulrat 21 ff.
- Borstein, Theod., Wirt 31
- Bouché, Peter Friedr. (1785—1856), Kunstgärtner 47 ff.
- Boumann, Johann (1706—1776), Baumeister 28
- v. Boyen, Leop. Herm. Ludw. (1771 bis 1848), Feldmarschall 38, 45
- Bratring, Friedr. Wilh. Aug. (1772 bis 1829) 26
- v. Braunschweig, Herzog Ferdinand, Gen.-Feldmarschall 39 f.
- Brendel, Pdm. Zimmermeister 28
- Brentano, Antonia geb. Edle von Birkenstock (1780—1869) 55 f.
- Brentano, Christian (1784—1851) 71
- Brentano, Clemens (1778—1842) 10, 52 ff.
- Brentano, Franz (1765—1844) 56
- Brown, engl. Arzt 27
- Brühl, Karl Friedr. Graf (1772—1832) 62
- v. Bülow, Dietr. Heinr. 39
- v. Bülow, Major 62
- Burnot, (\* 1817), Berl. Maier 28
- Busmann, Auguste gesch. Brentano, verh. Ehrmann (1791—1832) 66, 70
- Busse, Pirschjäger 30
- Busse & Co., A. G. 33
- v. Carmer, Joh.-Heinr. Graf (1721 bis 1801), Großkanzler 43
- Černý, Adolf 12
- v. Chamisso, Adelbert (1781—1838) 23, 26, 29, 68
- v. Chasot, Louis Aug. Friedr. Adolf Graf (1763—1813) 62
- v. Clausewitz, Karl (1780—1831), General 36, 39, 61
- v. Cocceji, Samuel (1679—1755) Großkanzler 44
- Conradi, A., Komponist 47
- Contessa, Wilh. (1777—1825), Dichter 23
- Cornelsen, Fam. 36
- Coulon, Jean, Geh. Kabinettssekr. 37, 43
- Creutz, Kabinettssekr. 35
- Damerow, Augustin, Prenzl. Tuchmacher 14
- Dannenbergh, Jurgin, Prenzl. Einwohner 15
- Dante (1265—1321), ital. Dichter 58
- Daru, Graf 42
- Daubner (\* 1877), Oberinspektor 32 f.
- Daum, Gottfried Adolf (1679—1743), Großkaufmann 25
- Dehio, Ludw. (\* 1888), Staatsarchivdirektor 40
- Dehmel, Richard (1863—1920) 6
- Dehne, Berl. Miniaturenmalers 29
- Delkeskamp, Friedr. Wilh. (1794 bis 1872), Kupferstecher 29
- Devrient, Ludw. (1784—1832), Schauspielers 23
- De Wette, Wilh. Martin Leberecht (1780—1849), Theologe 31
- Dietrich, Frau d. Theologen 25
- Dobeke, Marie 32
- z. Dohna-Schlobitten, Friedr. Ferd. Alex. Burggraf (1771—1831), Innenmin. 43 f.
- Dohna, Graf 62
- Doppelfeld, Otto (\* 1907), Vorgeschied. 11
- Dressel, Joh. Christ. (1751—1824), Pfarrer 27
- Dürer, Albrecht (1471—1528) 58
- Dutitte, Marie Anne geb. George (1748—1827) 32
- v. Eckardstein, Julius Frhr. (\* 1844) 27
- Eggers, Friedr. (1819—72), Prof. a. d. Akad. d. Künste 19 ff.
- Eggers, Karl (1826—1900), Senator in Rostock 23 f.
- Ehrmann, Auguste geb. Busmann, s. d.
- v. Eichendorff, Josef Frhr. (1778 bis 1857) 6, 61
- Eichhorn, Joh. Albr. Friedr. (1779 bis 1856), preuß. Kultusmin. 62
- Eickost, Jochim, Prenzl. Einw. 15
- Elsner, Stecher 46
- Elßler, Fanny (1810—84), Tänzerin 32
- Elßler, Therese (1808—78), Tänzerin 67
- Emmerich, Anna Katharina (1774 bis 1824), Augustinerin 70 f.
- Empich, Justizrat 27
- Ephraim, Veitel Heine (\* 1775), Münzpächter 25
- Eschenbach, Georg, Heimatschriftsteller 31
- Evers-Milner, Helge, Schriftst. 64
- Fahlisch, Paul 12
- Fichte, Johann Gottlieb (1762—1814) 53, 57, 62 f., 68
- Finck(en), Johan, Prenzl. Einw. 15
- Flemming, Albert Graf (1813—84) 67
- Flemming, Armgard geb. v. Arnim (1821—80) 66 f.
- Foerster, Friedr. Christian (1791 bis 1868), Schriftst. 31 f.
- Fontane, Emilie (1798—1869) 6, 20
- Fontane, Th. (1819—98), 5 f., 10, 19 ff., 58, 60, 62, 68, 73
- Forbes-Mosse, Irene (1864—1947), Schriftstellerin 67
- Forst, Joh. Hubert Anton (\* 1756), Miniaturenmalers 28 f.
- Fouqué, Friedr. Baron de la Motte (1777—1843) 10, 23, 68 f.
- Franz, Friedr. Christian (um 1800), Geograph 11
- Fricke, Hermann (\* 1895) 19 ff., 73
- Friederike, Prinzess. v. Meckl.-Streitz 54
- Friedrich, Caspar David (1774 bis 1840), Malers 58 ff., 63
- Friedrich I. (1125/26—90), dt. Kaiser 23, 55, 61
- Friedrich II., Kurf. (1413—70) 5
- Friedrich, Prinz d. Niederlande 31
- Friedrich II. (1712—86), Kg. 9, 12, 27, 35, 37, 55 ff., 60 ff.
- Friedrich Wilhelm d. Gr. Kurf. (1620—88) 60
- Friedrich Wilhelm I. (1688—1740) 12, 15 f., 35 ff., 55
- Friedrich Wilhelm II. (1744—1797) 25, 27 f., 64
- Friedrich Wilhelm III. (1770—1840) 31, 36 ff., 42, 53, 55, 57, 61 f., 64, 68
- Friedrich Wilhelm IV. (1795—1861) 67 f.
- Friedrich Wilhelm Ludwig v. Preußen 26
- Fritzsche, Hans, Heimatschriftst. 12
- v. Fronhöfer geb. v. Holzendorff 43
- Fuchs, Friedr., Literaturhistoriker 56
- v. Gaza-Radlitz, Peter Boguslaus, Landrat 57
- Gädike, Joh. Christian (\* 1763), Buchhändler 46
- Geiger, Ludw. (1848—1919), Literaturhistoriker 73
- Genelli, Friedr., Malers 55, 62
- Gentz, Friedr. (1764—1832), Kriegsrat 39
- Gentz, Heinrich (1766—1841) 46
- Gerhardt, Paul (1807—76) 10
- v. Gerlach, Ernst Ludw. (1795—1877), Appellationsgerichtspräsid. 69 f.
- v. Gerlach, Leopold (1790—1861) Generaladjutant 61, 69
- v. Gerlach, Otto (1801—49) Pfr. 69
- v. Gerlach-Parsow, Charlotte Wilhelmine geb. Beyme (1792—1870) 36, 43
- v. Gerlach-Parsow, Karl (\* 1860), Landrat 36
- Gerlach, Phil. (1679—1748), Oberbaudirektor 25
- Gilly, David (1748—1808), Baumeister 28, 55, 59
- Gilly, Friedr. (1771—1800), Baumeister 28, 59
- Gladowski, Kunstgärtner 25
- Glaßbrenner, Ad. (1810—76) 32
- v. Gneisenau, Aug. Graf Neithardt (1760—1831) 46, 60, 62, 69
- Görres, Guido (1805—52) 59
- v. Görres, Josef (1776—1848) 56 ff., 64, 71
- Göschen, Joh. Friedr. Ludw. (1778 bis 1837), Jurist 62
- Goethe 10, 54 f., 57, 59 f., 62 f., 65 ff., 70
- Gothe, Susanne (1836—86), Soubrette 48
- Götze, Alfred, Vorgesichtsforscher 11, 71
- Götze, Aug. Wilh., Jurist 69
- v. d. Goltz, Aug. Friedr. Ferd. Graf (1765—1832), preuß. Staatsmann 41, 43 f.
- Gravius, Kriegsrat 25
- Gregor, Jos. (\* 1888) österr. Theaterwissenschaftler 51
- Grimm, Gisela geb. v. Arnim (1827 bis 1889) 66 f.
- Grimm, Herman (1828—1901), Kunsthistoriker 67
- Grimm, Jakob (1785—1863) 10, 66
- Grimm, Ludw. Emil (1790—1863), Malers 66
- Grimm, Wilhelm (1786—1859) 57, 65 f.
- v. d. Groeben, Karl Graf 67
- v. Grolman, Heinrich Dietrich (1740 bis 1840), Geh. Justizrat 36
- v. Grolman, Karl Wilh. Georg (1777 bis 1843), General 36
- Gropius, Karl Wilh. (1793—1870), Dekorationsmalers 28
- Gropius, Paul (1821—88), Dekorationsmalers 28, 33
- Grotius, Hugo (1583—1645), Rechtsgelehrter 36
- Grove, kgl. Förster 29, 31 f.
- Grünwald, Matthias (\* 1528), Malers 58

- Gubitz, Friedr. Wilh. (1786—1870), Holzschneider, Schriftsteller 60, 66, 70
- v. Gündorode, Karoline (1780—1806) 66, 71
- Gundlach, Wilh., Charl. Ortshistoriker 27
- Haake, Student 31
- Haase-Faulenorth, Bertold Adolf 28 f.
- Hach, Arno, Schriftsteller 33
- Hackert, Phil. (1737—1807), Maler 28
- v. Hagen, Graf 26
- Hake, Geschl. 8
- Haneberg, G., Lehrer 12
- v. Hardenberg, Karl Aug. (1750 bis 1822) 9, 36 ff., 43 f., 46, 53, 56 f., 59, 63 f.
- Harrowby, Lord, engl. Gesandter 40
- Hasse, Joh. Christian (1779—1830), Jurist 31
- v. Haugwitz, Christ. Aug. Heinr. Kurt Graf (1752—1831), preuß. Min. 35 ff.
- Haupt, Leopold, Volkskundler 11
- v. Hedemann, Aug. (1785—1859) 61
- Hegel, Georg Wilh. Friedr. (1770 bis 1831) 31 f., 55, 61
- Heiligendorff, Wolfg., Vorgesch.-Forscher 11
- Heinrich II., Kaiser 72
- Heinrich, Prinz v. Preußen (1726 bis 1802) 60
- Heinsdorff, Louis, Theaterdir. 50
- v. Heinz, Marie-Agnes 74
- Heinzelmann, Karl Ludw. (1799 bis 1881), Gründer d. Berliner Elysiums, später Bahnhofswirt in Eberswalde 49
- Helmerding, Karl (1822—99), Schauspieler 48 f.
- Hennes, Aloys, Musikpädagogie 33
- Henning, Franz (1858—1938) 28
- Henning, Martin 33 f., 73 ff.
- Hensel, Luise (1798—1876) 68 ff.
- Hensel, Wilh. (1794—1861), Maler 68
- Hensler, Peter Wilh. (1742—79), Jurist 65
- Henssler, Alma 33
- Henssler, Friedr., Berl. Baumeister 33
- Herder, Joh. Gotfr. (1744—1803) 68
- Hermes, Pfr. a. d. Spittelkirche 69 f.
- Hermes, Student 31 f.
- Herold, Konr. Ferd. Bernh., Gastwirt u. Rentier 30, 33
- v. Hertzberg, Ewald Friedr. Graf (1725—95), Min. 37
- Hesekiel, George (1819—74) Schriftsteller 5
- v. Heyden, Aug. (1827—97) Maler 20, 23 f.
- v. d. Heydt, Fam. 69
- v. Heyking, Elis. geb. Gräfin Flemming (1861—1925) 67
- Heyse, Paul (1830—1914) 19, 21, 23
- Hildebrand, Ad. M., Genealogie 73
- Hintze, Joh. Heinrich (1800—62?) Architektur- u. Landschaftsmaler 29
- Hintze, Otto (1861—1940) Historiker 46
- Hippe, Prenzl. Mühlenmeister 17
- v. Hippel, Theod. Gotth. (†1843) Reg.-Präs. 45
- Hirschmann, Lothar 49
- Hitzig, Jul. Eduard (1780—1849) Jurist 23
- Hölderlin, Friedr. (1770—1842) 59, 70
- Hoffmann, E. Th. A. (1776—1822) 23, 62
- Hoffmann, Richard, Vorgesichtsforscher 75
- Hofmann, Albert, Verleger 49 f.
- v. Holtei, Karl (1798—1880) 49
- Hoppe, Willy (†1884) 5 ff.
- Horn, Gastwirt 32
- Hosemann, Theodor (1807—75) 20
- Hoßbach, Wilh. (1784—1846) Konsistorialrat 69
- Huber, Johann, Prenzl. Subrektor 14 f.
- v. Hülsen, Botho (1815—86) 23, 32
- Hufeland, Chr. W. (1762—1836) Med. 46, 54
- v. Humboldt, Adelheid (1800—36) 74
- v. Humboldt, Alex. (1769—1859) 38, 62 f., 66
- v. Humboldt, Caroline (1766—1829) 74
- v. Humboldt, Wilh. (1767—1835) 38, 45, 52, 61 f., 65, 74
- Iffland, Aug. Wilh. (1759—1814) 59 f.
- Jänicke, Johann, Pred. der Böhm. Gem. 69
- Jahn, Friedr. Ludw. (1778—1852) 31, 69
- Joachim, Joseph (1831—1907) Kapellmeister 67
- Kalisch, David (1820—72) 47 f.
- v. Kameke, Graf, Geh. Oberfinanzrat 26 f., 30, 43
- Karl d. Große 39
- Kasack, Hermann (†1896), Schriftst. 73
- v. Katte-Wust, Frau 24
- v. Katte, Hans Herm. (1704—30) 10, 23
- Keilhack, Konr. (†1858) Geologe 12
- Keller, Gottfr. (1819—90) 60
- Kienappel, Jürgen, Prenzl. Tuchmacher 14
- Kiewitz, Werner 29
- v. Kircheisen, Friedr. Leopold, Justizmin. 37, 43 ff.
- Klein, Peter 34
- v. Kleist, Heinr. (1777—1811) 53 ff., 59 ff., 69
- v. Kleist, Oberst 40 f.
- v. Klewitz, Geh. Oberfinanzrat 43
- Klinckebil, Achim, Prenzl. Bürger 18
- v. Knobelsdorff, Georg Wenzeslaus (1699—1753) 9, 28
- Kobel, Wächter 33
- v. Köckritz, Karl Leopold (1744 bis 1821) Generallt. 35 ff., 40 ff.
- Köhler, F. 12
- Königsmarck, Adolf, Graf 64
- Körner, Theod. (1791—1813) 55
- Kohlrausch, Fam. 32
- Kolbe, Karl Wilh. (1757—1835) Radierer u. Schriftsteller 29
- Kopisch, Aug. (1799—1853) 62
- Koreff, Joh. Friedr. (1783—1851) Arzt 23
- Kossak, Ernst Ludw. (1814—80) Schriftst. 23, 62
- Kossinna, Gustav (1858—1931) Vorgesichtsforscher 71
- v. Kotzebue, Aug. (1761—1819) 31, 60
- Krammer, Mario 52 ff., 73
- Krausch, Dieter 12
- Krüdener, Juliane geb. v. Vietinghoff (1760—1824) 68
- Krüger, Andreas Ludw. (1733 bis —1805?) Architekt, Radierer 28
- Kublick, H. 12 f.
- Küchler, Gerhard 34
- v. Kügelgen, Gerhard (1772—1820) Maler 55
- v. Kügelgen, Wilh. (1802—67) Maler 62, 68
- Kugler, Franz Theodor (1808—58) Kunsthistoriker 20 f.
- Kunth, Gottl. Johann Christ. (1757 bis 1829) Staatsrat 38
- Kunze, M., Schriftst. 12
- v. Laer, Ferd., Graphiker 29
- v. Lancizolle, Karl Wilh. (1796 bis 1871) Jurist 69
- Langer, Anton (1824—1879) österr. Schriftst. 47 f., 51
- Langhans, Karl Gotthard (1733 bis 1808) Baumeister 29
- Larisch, Graf 62
- v. LaRoche, Karl (1766—1839) Oberberggrat 62, 66
- v. LaRoche, Maximiliane (1756 bis 1793) 66
- L'Arronge, Adolf (1839—1908) Schriftst. 48
- Late(n), Heinr., Prenzl. Einw. 15
- Lazarus, Moritz (1824—1903) Prof. a. d. Kadettenanstalt 21, 23
- Lebschäe, Karl August (1800—77) Maler u. Graphiker 29
- Le Geay, J., Baumeister 25
- Lehmann, Max (1845—1928) Historiker 46
- Lehmann, Rud. (†1891) 11 ff.
- Leidolph, Robert 33
- Leistikow, Walter (1865—1908) Maler 6
- Lenau, Nikolaus (1802—50) 19
- Lenz, Max (1850—1932) Historiker 31, 46
- Leopold I., Fürst v. Dessau (1676 bis 1747) 60
- v. Lepel, Bernh. (1818—85) 19 ff.
- Lessmann 25
- v. Levetzow, Ulrike (1804—99) 71
- Levy, Samson, Prenzl. Schutzjude 18
- v. Lichnowsky, Felix, Fürst (1814 bis 1848) 62, 67
- v. Lichtenau, Gräfin (1753—1820) 27 f., 37, 39, 46
- Lichtenstein, Martin Heinr. (1780 bis 1857) Zoologe 62
- Liebermann, Max (1847—1934) 29
- Lietzken, Baltzer, Prenzl. Wollenweber 15
- Lindenberg, Paul (1859—1943) Schriftst. 31
- Litfaß, Ernst (1816—74) Buchdrucker 51
- Lombard, Joh. Wilh. (1767—1812) Geh. Kabinettsrat 35, 37, 38 ff., 45
- Louis Ferdinand, Prinz v. Pr. (1772 bis 1806) 26, 30, 37
- Lucae, Richard (1829—77) Baumeister 19, 23 f.
- Lucchesini, Girolamo Marchese (1751 bis 1825) pr. Gesandter 40 f.
- Ludat, Herbert (†1910) Historiker 72 f.
- Ludolf, Hofrat 25
- Lübke, Wilh. (1826—93) Kunsthist. 19 f., 23 f.
- Lütke, Peter Ludw. (1759—1831) 28
- Luisse, Kgn. v. Pr. (1776—1810) 29, 31, 37 f., 40, 44, 54 f., 59, 61 f., 68
- Luther, Martin (1483—1546) 69 f.
- Mahnkopf, J. 73
- Mai, Berl. Gastwirt 69
- Mackowsky, Hans (†1938) Schriftst. 64
- Maria Ludowika, Kais. v. Österr. 55
- v. Marshall, Samuel (1683—1749) Kabinettssekretär 35
- Marschall, Karl H. (†1904) Vorgesichtsforscher 11, 13, 71 f.
- v. d. Marwitz, Friedr. Aug. Ludw. (1777—1837) 9, 56
- Massmann, Hans Ferd. (1797—1874) Prof. 31 f.
- Matschenz, Guido 12
- Mechow, M. 12
- Meinhart 29
- Meisner, Heinr. Otto (†1890) Archivar 35
- Mendke(n), Anastasius Ludw. (1752 bis 1801) Geh. Kabinettsrat 37 f.
- Mengel, Peter Friedrich (†1884) 74
- v. Menzel, Ad. (1815—1905) 21 ff., 62
- Menzel, Rich. 64
- v. Merkel, Wilh. (1803—61) 19 ff.
- v. Metternich, Klemens, Fürst (1773 bis 1859) 39
- Meyer, Curt 47 ff.
- Meyer, Salomon, Bürgermeister von Kolberg 36
- Meyerbeer, Giacomo (1791—1864) 32
- Meyerheim, Paul (1842—1915) Maler 64
- v. Minutoli, Heinr. Frhr. (1804 bis 1860) Polizeipräsident 46
- v. Möllendorff, Major 62
- v. Moellendorff, Wichard Joachim Heinr. Graf (1724—1816) pr. Feldmarschall 39
- Mohnhaupt 33
- Monke, Otto, Schriftst. 27, 30
- Mohrhenn, Alfred (†1955) Lit.-Hist. 73
- Morin, Friedr. 32
- Moser, Fritz, Bibliotheksdirektor 74
- Mudke, Ernst 11
- Müller, Ad., Komponist 51
- Müller, Adam (1779—1829) Schriftsteller 53, 55 ff., 61 ff.
- Müller, Ewald 12
- v. Müller, Johannes (1752—1809) Historiker 55, 61
- Müller, Sophie geb. v. Taylor, gesch. Gaza-Raditz 57
- Mueller, E., Maler 25, 27
- Mueller, Leop. Ludw., Maler 25
- Muhle, Gerhard 49, 51
- Nagler, Karl Ferd. Friedr. (1770 bis 1846) Generalpostmeister 43
- Nalli-Rutenberg, Agathe (†1919) 32
- Napoleon I. (1769—1821) 35, 39 f., 42 ff., 56, 60 f., 64, 68
- Napoleon III. (1808—1873) 67
- Neander, Joh. Aug. Wilh. (1789 bis 1850) Theologe 69
- Nesselrode, Karl Robert, Graf (1780—1862), russ. Außenminister 62
- Nestroy, Joh. (1801—62) österr. Posendichter 49
- Nettelbeck, Joach. (1738—1824) 60
- Neubecker, Ottfried (†1908) Heraldiker 73
- Neuhaus 33
- Niebuhr, Barthold Georg (1776 bis 1831) Historiker 63 f.
- Niethe, Johann Friedr. Lud. Wilh., Geh. Kabinettssekretär 37, 43
- Nicolai, Friedr. (1733—1811) Schriftsteller u. Verleger 25
- Nikolaus, Mstr., Prenzl. Schneider 16
- Novalis (1772—1801) 54
- Nowack, Otto, Theaterdirektor 49 f.
- Olfers, Fam. 66
- Oppler, Ernst (1867—1927) Maler u. Radierer 29
- v. Oriola, Eduard, Graf (†1862) General 67
- v. Oriola, Maximiliane geb. v. Arnim (1818—94) 66 f.
- Otto, Christian 27
- Otto v. Bayern, Prinz, Kg. v. Griechenland (1815—67) 29
- Pätzold, Alfred, Prof. 11 f.
- Parthey, Lili verh. Klein (1800 bis 1829) 32
- Passarge, H. 13
- Paul, Jean (1763—1825) 27, 54
- Peesch, Reinh. (†1909) 14
- v. Pennavaire, Oberstleutnant 25
- Peschke, Walter (†1952) Oberbaudirektor 33
- Peters, Wolfg. 51
- v. Pfuel, Ernst Heinr. (1779—1866) pr. General, Min.-Präs. 61
- Pietsch, Albert, Potsd. Biologe 75
- Pietsch, Ludw. (1824—1911) Schriftsteller 21
- Pistor, Charlotte (1776—1858) 58, 65

- Pistor, Heinr. (1778—1847) Geh. Postrat 62, 64ff., 70
- v. Platen, Aug. Graf (1796—1835) 55
- Pniower, Otto (1859—1932) Kunsthistoriker 10
- Poesch, S. 12
- Pomplun, Kurt (\*1910) 26, 46
- Ponsard, François (1814—67) franz. Dramatiker 47
- Prutze, Achim, Hans, Heine, Klaus, Prenzl. Wollenweber 14, 18
- Prutze, Margarete 18
- zu Puttlitz, Gustav Gans Edler (1821 bis 1890) Schriftsteller 64, 67
- zu Putzlitz, Stephan Gans Edler, Nationalökon. 67
- Raabe, Herm., Bibliothekar 51
- Raczinsky, Graf 66
- v. Radziwill, Anton Heinr. Fürst (1775—1833) 62, 65
- Raeder, A. 49ff.
- Raimund, Ferd. (1790—1836) Wiener Possendichter 49
- v. Ranke, Leopold (1795—1886) Historiker 38, 67f.
- Rauch, Christ. (1777—1857) Bildhauer 56, 74
- v. Raumer, Hans (\*1870) Min. 67
- v. Raumer, Stefanie geb. zu Puttlitz 67
- v. Raumer, Karl (1783—1865) Geologe 65
- v. Raumer, Friederike geb. Reichardt 65
- Rave, Paul Ortwin (\*1893) 74
- v. d. Redk, Frhr., Chef d. Obertribunals 37
- Redlich, Friedr. 13
- Reichard, M. 32
- Reichardt, Joh. Friedr. (1752—1814) Komponist 53, 56, 62, 66
- Reichardt, Johanna verw. Hensler geb. Alberti 65
- Reimer, Georg Andr. (1776—1842) Berl. Verleger 59, 62
- Reilstab, Ludw. (1799—1860) Schriftsteller 62
- Reusche, Theod., Schausp. 48
- Reventlow, Gräfin 37
- Ribow, Jochim, Prenzl. Einw. 15
- Richter, Zimmermeister 49
- Ritz, Fam. 37, 39
- v. Ringseis, Johann Nepomuk (1785 bis 1880) Mediziner 70
- v. Rochow, Friedr. Eberh. (1734 bis 1805) 9
- Rodenberg, Julius (1831—1914) Schriftst. 23, 26
- v. Röder, Ferd. 61
- v. Röder, Wilh. 61
- v. Röder, Karl 69
- Rohdich 25
- v. Rohr, Geschl. 8
- Rohrmoser, Franz (1878—1955) 33
- Roquette, Otto (1824—96) Dichter, Prof. in Darmstadt 19, 23f.
- Rosenthal, Alfred, Theaterdir. 49
- Rudolph, M. 12
- Rudorff, Adolf Friedr. (1803—73) Jurist 64
- Rudorff, Betty geb. Pistor 64
- Rudorff, Ernst (1840—1916) Musiker 64
- v. Rüchel, General 41
- Rückert, Friedr. (1788—1866) 55, 60
- Runge, Phil. Otto (1777—1810) Maler 58f., 63, 68
- Sabin, Hausbesitzer 49
- Sachs, Hans (1494—1576) 55
- v. Sack, Joh. Aug. (1764—1831) Geh. Oberfinanzrat 43
- Sailer, Joseph Michael (1751—1832) Theologe 52f.
- de Saint-Marsan, Antoine-Marie-Philippe Asinari, Marquis (1761 bis 1842) franz. Gesandter in Berlin 44
- Saller, K. 12
- Sameitzki, Gottfr., kgl. Buchhalter 25
- Sand, Karl Ludw. (1795—1820) Student 31
- Saring, Hans (\*1887) 35ff.
- v. Savigny, Friedr. Karl (1779 bis 1861) 52f., 56f., 62ff., 66f., 69f.
- v. Savigny, Kunigunde geb. Brenzano (1780—1863) 52, 64, 67, 69
- Scamoni, Alexis (\*1911) Forstwissenschaftler 12
- Shadow, Joh. Gottfr. (1764—1850) Bildh. 54f., 61
- v. Scharnhorst, Gerh. Joh. David (1755—1813) General 9, 31, 40, 44f., 62
- Schellberg, Wilh. (1880—1937) Literaturhist. 56
- v. Schelling, Friedr. Wilh. Jos. (1775 bis 1854) 53, 65
- Scheper, Hinnerk, Konservator 33
- Schicklers Gartenhaus 25
- v. Schill, Ferd. (1776—1809) 60
- Schiller 46, 54, 62
- v. Schinkel, Karl Friedr. (1781 bis 1841) Baumstr. 9f., 28, 43, 57, 59, 62, 68, 70, 74
- Schirmer, W., Graphiker 29
- v. Schlegel, Aug. Wilh. (1767—1845) Dichter u. Sprachwiss. 53
- v. Schlegel, Friedr. (1772—1829) Dichter u. Literaturwiss. 55, 62
- Schleiermacher, Friedr. (1768—1834) 31, 53, 57, 62f., 68f.
- Schmaler, Joh. Ernst 11
- Schmalz, Theod. (1760—1831) Jurist 69
- Schmidt, Pfr. am Waisenhaus 66
- Schmidt, F. A., Radierer 29
- Schmidt, Andreas, Prenzl. Tuchmacher 14f.
- Schmidt v. Werneuchen, Friedr. Wilh. (1764—1838) 10, 27
- Schmidt, Grundstückspekulant 49f.
- Schmitz, Herm. (1882—1945) Dir. d. Staatl. Kunstabl. 29
- Schneider, Louis (1805—78) Hofrat 49
- Schöps, Dorothea Charl. geb. Blisse 43
- Schramm, Anna (1833—1916) Soubrrette 48
- Schroder, Georg, Prenzl. Einw. 15
- v. Schrötter, Leopold Frhr., Kanzler 38, 41, 43f.
- Schubert, G. H. 53, 63
- Schuchhardt, Karl (1859—1943) Vorgesch.-Forscher 71
- v. Schuckmann, Kaspar Friedr. (1755 bis 1834) Geh. Oberfinanz-, Kriegs- u. Domänenrat 38, 53
- v. Schulenburg, Willibald (\*1934) Volkskundler 11f.
- v. d. Schulenburg-Kehnert (1742 bis 1815) Min. 37, 39
- Schultz, Ferd. (1811—75) Pfr. in Bethanien 68
- Schwartz, Emil 14ff.
- Schwela, Gotthold 13
- Schwerin, Wilh. Graf 30
- Schwerin, Sophie Gräfin geb. Gräfin Dönhoff (1785—1863) 30
- Seckt, Johann Samuel (1744—1819) Prenzl. Chronist 17
- Seeger, Joachim, Kunsthist. 74
- v. Senfft-Pilsach, Ernst, Oberpräsident v. Pomm. 68
- v. Seydlitz, Friedr. Wilh. (1721 bis 1773) General 8
- Siedler 73
- Sieghelm & Avelis 49
- Soiger, Friedr. (\*1877) Geologe 12
- Sommer, W. 30f.
- Spielberg, Justizrat 27
- Spiro, Heinr. (1876—1947) Lit.-Hist. 73
- Splitgerber, David (1683—1764) Kaufmann 25
- Spranger, Eduard (\*1882) Prof. 29
- Spranger, Eduard 29f.
- Springer, Robert Gustav Moritz (1816—85) Schriftst. 50f.
- v. Stadler, Toni (1850—1917) 29
- Stademann, Ferd. (1791—1872) Zeichner 29
- v. Staegemann, Fam. 70
- v. Staegemann, Friedr. Aug. (1763 bis 1840) Staatsrat 62
- Starcke, I. F., Drucker 21
- Starke, Herbert, Journalist 33
- Steffens, Hanne geb. Reichardt 65
- Steffens, Heinr. (1773—1845) Prof. 53, 63, 65, 69
- Steifensand, Xaver (1809—76) Reproduktionsstecher 34
- Steig, Reinhold (\*1857) Literaturhist. 60
- v. Steigentesch, Aug. Ernst, Frhr. (1774—1826), österr. Dichter
- v. u. zu Stein, Karl Frhr. (1757 bis 1831) 9, 36ff., 40ff., 56, 61f., 64
- Steinle, Eduard (1810—86) Maler 59, 70
- Stengel, Walter (\*1882) Museumsdir. 33
- Sternau, Ludw. (1885—1938) Schriftsteller 28, 30ff.
- Steudener, Maria, Prenzl. Einw. 15
- Stölzel, Adolf (1831—1919) Jurist 43
- Stolberg, Anton, Min. 69
- Stolberg, Christ. (1748—1821) 69f.
- Stolberg, Friedr. Leopold (1750 bis 1819) 69
- Storm, Theod. (1817—88) 21
- Straube, Jul., Kartenverleger 50
- Strauß, Gerh. Friedr. Abrah. (1786 bis 1863) Domprediger 69
- Strewe, Theaterdir. 50
- Strubel 12
- v. Struensee, Karl Gustav (1735 bis 1804) Min. 38
- Taglioni, Filippo (1777—1871) Tänzer 32
- Taglioni, Maria (1804—84) Tänzerin 32
- Talleyrand, Charles Maurice, Herzog v. (1754—1838) 40
- Tauber, Ambrosius, Stiftsprobst 71
- v. Thadden-Trieglaff, Aug. 68ff.
- Thietmar, Bischof v. Merseburg 13
- v. Thile, Ludw. Gustav (1781—1852) Min. 69
- v. Thile, Herm. 69
- Tholuck, Friedr. Aug. Gottreu (1799 bis 1877) Theologe 69
- v. Thurn u. Taxis, Therese 44
- Tieck, Amalie geb. Alberti 65
- Tieck, Ludw. (1773—1853) 62, 65, 70
- v. Tiedemann, Hauptm. 62
- Titz, Ed., Theaterbaumeister 48ff.
- Torge, Paul (\*1938) 28f., 32f.
- Trewendt, Eduard, Bresl. Verleger 21
- Uhland, Ludw. (1782—1862) 67
- Uhtenwoldt 72
- Ulmann, Heinrich, Historiker 45
- Unverzagt, Wilh. (\*1892) Vorgesch.-Forscher 71
- Varnhagen v. Ense, Karl Aug. (1785 bis 1858) Diplomat, Schriftst. 23, 62, 64, 68
- Veckenstedt, Edm., Lehrer 11
- Villitz, Christ. d. J., Prenzl. Einw. 15
- Villaume, Karl, Geh. Kabinettssekretär 37, 43
- Virchow, Rud. (1821—1902) Med. 11, 71
- Vockeroth, Kabinettsrat 35
- Vogel, Henriette geb. Keber (1780 bis 1811) 62
- Vogel, Louis, Rendant 62
- Vogt, Zimmermeister 48
- Voigt, Christoph (1863— nach 1946) 26, 28, 33
- v. Voß, Aug. Ernst Graf, Vortragender Rat beim Kronprinzen 62
- v. Voß, Otto Karl Friedr. (1755 bis 1823) Min. 41
- Waagen, Gustav Friedr. (1794—1868) Galeriedir. 65
- Waagen, Vater d. Vorigen, Hamb. Maler 65
- Waldemar, Prinz (1817—49) 67
- Wallich, Paul, Bankier 21
- Wallner, Agnes 51
- Wallner, Franz (1810—76) Theaterdirektor 47f.
- Walter-Storbeck, E. 12
- Wauer, Hugo (1783—1857) Schausp., Schriftst. 49f.
- Wedekind d. Gr. (\*807) 33
- Weineck, F. 11
- Weiß, Ferd. Friedr. Wilh. (1814—78) Maler 26
- Wendler, Oskar 28
- Werner, Lithograph 29
- Wiesner, G., Lehrer 12
- v. Wildenbruch, Ernst (1845—1909) 5, 7
- Wilhelm II., Kaiser (1859—1941) 33
- Wilhelm v. Köln 58
- Wilmersdorff, Geschl. 8
- v. Winterfeldt-Menkin (1865—1945) Landesdir. d. Prov. Brandenburg 74
- z. Wittgenstein, Wilh. Fürst (1770 bis 1851) Obersthofmeister 40, 43f.
- Wittlinger 73
- Wollanks Weinberg 25
- Wollrabe, Amalie verehel. Gräfin Scharfeneck, Schausp. 48
- v. Wrangel, Friedr. Heinr. Ernst Graf (1784—1877) Gen.-Feldmarschall 43
- v. Zaborsky 13
- Zarncke, Friedr. (1825—91) Prof. in Leipz. 20
- v. Zastrow, Generalmajor 38, 41ff.
- v. Zedlitz, L., Frhr. 32, 35
- Zelter, Karl Friedr. (1758—1832) Komponist 54f., 61f., 65f.
- v. Zieten, Hans Joachim (1699 bis 1786) General 9
- Zöllner, Karl (1821—97) Jurist 10, 21, 23f.

# Ortsverzeichnis

Aland, Fl. 6	Biebersdorf (Lübben) 13	Küstrin 5, 8	Rheinsberg 8, 60
Alt-Landsberg 73	Brandenburg 7 f., 72	Kydullen 42	Rhinluch 6, 8
Arnswalde Nm. 5	Bredowsche Forst b. Nauen 6	Kyritz 30	Rörike 5
Auerstedt 38, 54, 69	Breslau 21, 73	Landshut 52, 65 f., 78	Rostock 21
<b>Baasee</b> 6	Brona (Oberlaus.) 72	Lebus 61, 72	Ruppin 6
Bäke, Fl. 43	Buckow 67	Lehnin (Brandenburg) 7	<b>Scharmützelsee</b> 6
Barzlin b. Ragow (Calau) 11, 13	Burg (Spreewald) 11 f.	Leibchel (Lübben) 12	Schleipzig (Lübben) 12
Basel (1795) 36	Burglehn b. Lübben 11, 13	Leibsch (Lübben) 12	Schönbrunn (Vertrag) 39
Batzlin b. Lübbenau 11, 13	Byhlen (Lübben) 11	Leipzig 16	Schönhausen (Elbe) 24
Bautzen 72	Calau (Kreis) 11	Liebenstein b. Hohenfinow 30	Schöningen 72
Beeskow 6, 8	Chorin, Kloster 7	Linum 68	Schorfheide 6
Bellin 8	Cottbus (Kreis) 11	Lossow b. Frankft. 72	Schwielochsee 12
Belzig 7	Deetz (Brandenburg) 72	Luckau 72	Schwielowsee 6
Berlin:	Drage, Fl. 6	Lübben 11 ff., 72	Seddin (Perleberg) 7
Akademie 37	Dresden 29, 58	Lübbenau (Calau) 11 ff.	Seelübbe 15
Bauten:	Drossen 5	Lübeck 40	Soldin 7, 36
Bauakademie 9	<b>Eberswalde</b> 49	Lunéville (Frieden) 36	Sophienhof i. Mecklenbg. 74
Forum Fridericianum 53	Eilang, Fl. 5	<b>Magdeburg</b> 41	Spree, Fl. 5, 60
Friedrichsw. Kirche 9	Elbe, Fl. 6, 9, 41, 71	Meißen 72	Spreemündung 8
Monbijou 66	<b>Fehrbellin</b> (Neuruppin) 8	Meilen (Perleberg) 7	Spreewald 11 ff.
Nikolaikirche 8	Fergitz (Templin) 72	Mittenwalde 72	Spreewaldbahn 11
Pfaueninsel 27	Fläming 6	Mohrinsee Nm. 6	Spreewaldmuseum 12
Singakademie 65	Frankfurt (Main) 66, 71	<b>Nakel</b> 73	Steinkirchen 11
Tierpark 29	Freienwalde 72	Neuzelle 72	Stendal 17
Universität 49, 53, 60	Friedersdorf (Seelow) 9	Netze 6, 8	Stepenitz 5
Charlottenburg 56	Friedland 45	Neumark 5 ff.	Sternberg Land 7
Dahlem 8, 36, 45	<b>Garz a. O.</b> 72	Neuruppin 9	Stettin 18, 37
Friedrichsfelde 29	Gehren (Luckau) 72	Niederlausitz 11 ff.	Stolpe a. O. 7, 72
Gesundbrunnen 25	Glin 8	Nieplitz, Fl. 5	Storkow 6
Grunewald 6, 8	Gnesen 72 f.	Nuthe, Fl. 6	Straupitz (Lübben) 13
Lichtenberg 29	Gröditsch (Lübben) 12	<b>Oder</b> , Fl. 5, 8 f., 71	Strausberg 73
Marienfelde 7	<b>Halle</b> 36, 65	Oderbruch 6	<b>Teltow</b> 6, 73
Müggelsee 6	Hannover 36, 39 f., 66	Otscher 72	Tilsit 42, 44
Pichelsberg 25 ff.	Hanseberger Forst (Nm.) 6	Oppeln 73	Treppendorf (Lübben) 11
Ruhleben 36	Havel, Fl. 5, 8	Oranienburg 73	<b>Warthe</b> , Fl. 5 f., 8
Schmargendorf 36	Havelland 5 f.	<b>Panke</b> , Fl. 5	Warthebruch 6
Schöneberg 26	Havelländ. Luch 6, 8	Parsow (Pomm.) 36, 45	Weichsel, Fl. 8, 44
Spandau 7 f., 26, 73	Havelberg 7	Pasewalk 18	Weimar 36, 41, 60, 62, 66
Steglitz 36, 43, 45 f.	Heidelberg 62, 66	Pillau 38	Weise, Fl. 5
Tegel 8, 74	Hohenfinow 30	Plane, Fl. 5	Werbellinsee 5
Tempelhof 7, 44	Jena 41, 54, 60 ff., 69	Perleberg 8	Werder 6, 73
Vereine, Stiftungen:	<b>Kalisch</b> 73	Posen 73	Weselitz 15
Herold 73	Karlsbad (Beschlüsse) 45	Potsdam 8, 43, 54, 72 f., 75	Wien 47 f.
Landesgesch. Vgg. 5	Klein-Machnow (Potsdam) 8	Prenzlau 8, 14 ff.	Wiepersdorf 66, 68
Liedertafel 61, 65	Kliestow (Frankfurt/O.) 72	Pretschen (Lübben) 12	Wildenbruch a. O. 72
Schillerstiftung 20, 23	Knoblauch (Nauen) 72	Priedlanz (Lauban) 72	Wuhle, Fl. 5
Tunnel über der Spree 19 ff.	Königsberg Nm. 5, 7, 36	Prignitz 6, 67	Wust 10, 24
Tischgesellschaft 57, 61, 64, 69	Körbelitz (Burg) 36	<b>Raduhn</b> 72	Wustrau 8
Vogtland 67	Krakau 73	Ragosen 73	<b>Zantoch</b> 7, 72
Wannsee 57, 62	Krausnick (Lübben) 12	Rauensche Berge 6	Zauche 6
Zeitschriften:	Kremmen (Oranienburg) 6	Redekin 24	Zehden 72
Abenblätter 57	Krossen (Luckau) 9	Reitwein 72	Ziebingen 65
Kladderadatsch 47, 49		Retzin 67	Zielenzig 7
Preuß. Correspondent 64			Zorndorf 8
Bernau 73			
Bertikow (Prenzlau) 15			





# Veröffentlichungen der Landesgeschichtlichen Vereinigung

## Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte

Herausgegeben im Auftrage der Landesgeschichtlichen Vereinigung für die Mark Brandenburg e. V.  
von Martin Henning und Dr. Heinz Gebhardt  
Din A 4, zweispaltig, kartoniert und bebildert, mit Register

- 1950** Stadtrat W. May: Zum Geleit / H. Lucke: Theodor Fontane — ein Vermächtnis / Dr. H. Fricke: Fontanes Bild berlinisch-brandenburgischer Dichtung / Dr. E. Faden: Berlin Hauptstadt — seit wann und wodurch? / A. Ludewig: Die Askanierhofburg Spandau / Dr. J. Seeger: Gemälde im Jagdschloß Grunewald / G. Michel: Auf dem Wege zu einer Grabstättenbildkartei für Berlin und die Mark Brandenburg / B. Stephan: Der Hermsdorfer Milow, seine Familie und seine Zeit / Univ.-Prof. Dr. W. Hoppe: Luther und die Mark Brandenburg / Dr. E. Schwartz: Die Kolandbruderschaft in Prenzlau / Der Neuruppiner Kaland (Urkunde von 1391) / H. Methling: Schiffahrt auf der Ucker / M. Henning: Vom Wanderbericht zum Jahrbuch / Bücherschau
- 1951** Dr. G. Stein: Berlins Stadtmauer / E. B. Zornemann: Berlin im Leben und Werk Wilhelm Raabes / G. Schacht, geb. Mengel: Meine Erinnerungen an Theodor Fontane / Dr. M. Krammer: Aus Theodor Fontanes Jugendland / Dr. H. Fricke: Dobbartin. Eine erhalten gebliebene Fontanestätte / Dr. B. Schulze: Der Anteil der Zisterzienser an der ostdeutschen Kolonisation, besonders in Brandenburg / Univ.-Prof. Dr. W. Hoppe: Biesenthal, Zur askanischen Besitzergreifung des Barnim / H. Methling: Das Wunderblut zu Wilsnack / Dr. E. Schwartz: Beiträge zur Geschichte der Reformation in der Mark Brandenburg. I. Das Ausscheiden der nördlichen Uckermark aus der Diözese des Bistums Kammin. II. Der Prozeß des Prenzlauer Kalands gegen Dorothea Sander (1337 — 1343) / M. Krügel: Buckow in vor- und frühgeschichtlicher Zeit / Dr. G. Klünder: Die Zauche und ihre Pfarreien bis 1600 / Prof. Dr. H. Mitgau: Alt-Fankfurter Studententrachten / Bücherschau
- 1952** Dr. B. Schulze: 200 Jahre staatlicher Verwaltungsbezirk Berlin / Dr. H. Fricke: Louis Vogel, Kleists Freund im alten Landeshause der Kurmark / E. B. Zornemann: Brückenbauer zwischen Stadt und Land — Dem Berliner Heinrich Sohnrey zum Gedächtnis / Beiträge zur Baugeschichte Dahlems.: I. Dipl.-Ing. U. Stroschein, Das Gutshaus, II. Dr. H. E. Pappenheim: Das Rätsel der Dahlemer Dorfaue / Dr. H. Kügler: Gräberts Berliner Volkstheater. Mit einem Anhang: Wer war Pietsch? / Dr. G. Stein: Burg Liebenwalde i. d. Mark / H. Hahn Karl Ernst Albrecht Kunth. Zur Lebensgeschichte des Berliner Geologen / M. Krügel: Buckow als Mediatstadt. Ein Beitrag zur 700-Jahrfeier 1953 / Bücherschau / M. Henning: Aus dem Leben unserer Vereinigung
- 1953** Dr. J. Schmidt: Die steinerne Chronik am Rathaus von Berlin / F. Raede: Das „Graue Kloster“ / Dr. H. Fricke: JEAN PAULS Berliner Abenteurer / Dr. C. Meyer: Aus den Akten der alten preussischen Theaterzensur / Dr. H. Kügler: Fischerstechen und Holloren / Dr. H. E. Pappenheim: Karten und Vermessungswesen im Schaffen Theodor Fontanes / Dr. G. Stein: Zur Baugeschichte der askanischen Burg Spandau / Dr. E. Schwartz: Die Gilden der Gewandschneider, der Krämer und der Höker in Prenzlau / Prof. Lic. Dr. W. Delius: Peter Gustav Schweitzer, Oberprediger zu Kremen / M. Krügel: Buckow, Kämpfe um die Selbstverwaltung / Dr. R. Lehmann: Niederlausitzer Ständevertreter im preussischen Hauptquartier im Dezember 1762 / Bücherschau / M. Henning: Aus dem Leben der Vereinigung
- 1954** Dr. E. Koeber: Willy Hoppe als märkische Historiker (mit Anhang „Veröffentlichungen von Univ.-Prof. Dr. Willy Hoppe“) / Dr. H. Fricke: Fontanes Historik / A. Ludewig: Markt und Kaufhaus im mittelalterlichen Spandau / Dr. E. Faden: Der Berliner Tumult von 1615 / Dr. R. Lehmann: Lübbenau im Revolutionsjahr 1848 / Dr. C. Meyer: Das Theater Franz Wallners (1855-1867) / W. Eulert: Julius Schoppe — ein Maler des Biedermeier / Dr. H. Kügler: Der Maler Gottlob Samuel Rösel und Goethe / Univ.-Prof. Dr. F. Solger: Die Entstehung der Buckower Landschaft / Dr. O. Korn: Wabrenze — Lorenzfeld. Zur Wüstungskunde der Altmark / Dr. E. Schwartz: Der Handelsstand in Prenzlau vom Dreißigjährigen Kriege bis zur Einführung der Gewerbefreiheit / Dr. H. E. Pappenheim: Geographie als Rüstzeug Theodor Fontanes / M. Henning: Das festliche Jahr
- 1955** Univ.-Prof. Dr. F. Solger: Heimatliche Geschichtsforschung und Volksbildung / Univ.-Prof. Dr. Dr. L. Richter: Kierkegaard in Berlin / A. Ludewig: Die Ausgrabungen in der Nicolaikirche zu Berlin / Dr. H. Branig: Aus den späteren Lebensjahren der Gräfin von Lichtenau / Dr. M. Krammer: Clemens Brentano und Berlin. Bilder aus dem Leben der Romantik / Dr. P. Klein: Ein Menzelbrief aus dem Nachlaß von Linda Kögel / Prof. Dr. A. Suhle: Die Münzprägung in Brandenburg von den Anfängen bis zum Tode Ottos I. / Dr. R. Lehmann: Tagebuchaufzeichnungen der Frau von Thielau auf Neu-Döbern vom 13. Mai bis zum 3. Juni 1813 / Dr. G. Stein: Zur Datierung des Bergfrieds der Burg Stolpe a. d. Oder. — Der Bergfried im märkischen Bereich / E. B. Zornemann u. Dr. E. Faden: Dr. Hermann Kügler — Dr. Hermann Küglers Schriften zur brandenburgisch-berlinischen Volkskunde / Veröffentlichungen von Univ.-Prof. Dr. Willy Hoppe (Nachtrag) / Dr. H. Fricke: Bibliographie der dichterischen Werke von Martin Anton Niendorf / Bücherschau / M. Henning: Aus dem Leben der Vereinigung

**Schriften 1** W. Wohlberedt, Grabstätten bekannter und berühmter Persönlichkeiten in Groß-Berlin und Potsdam mit Umgebung. IV. Teil

**Schriften 2** W. Wohlberedt, Grabstätten bekannter und berühmter Persönlichkeiten in Groß-Berlin und Potsdam mit Umgebung I. Teil (Neudruck!)

**Mitteilungsblatt.** Erscheint dreimal im Jahr mit je 12 Seiten Umfang

**Märkischer Wandergruß.** Beiträge zur Landesgeschichte.

Herausgegeben von Dr. Heinz Gebhardt (1951)

Wertvolle Arbeiten von E. Dux, Dr. E. Faden, Dr. M. Krammer, M. Krügel, Dr. H. Kügler, A. Ludewig, H. Methling, W. Schmidt, Dr. B. Schulze, Prof. Dr. F. Solger, B. Stephan.

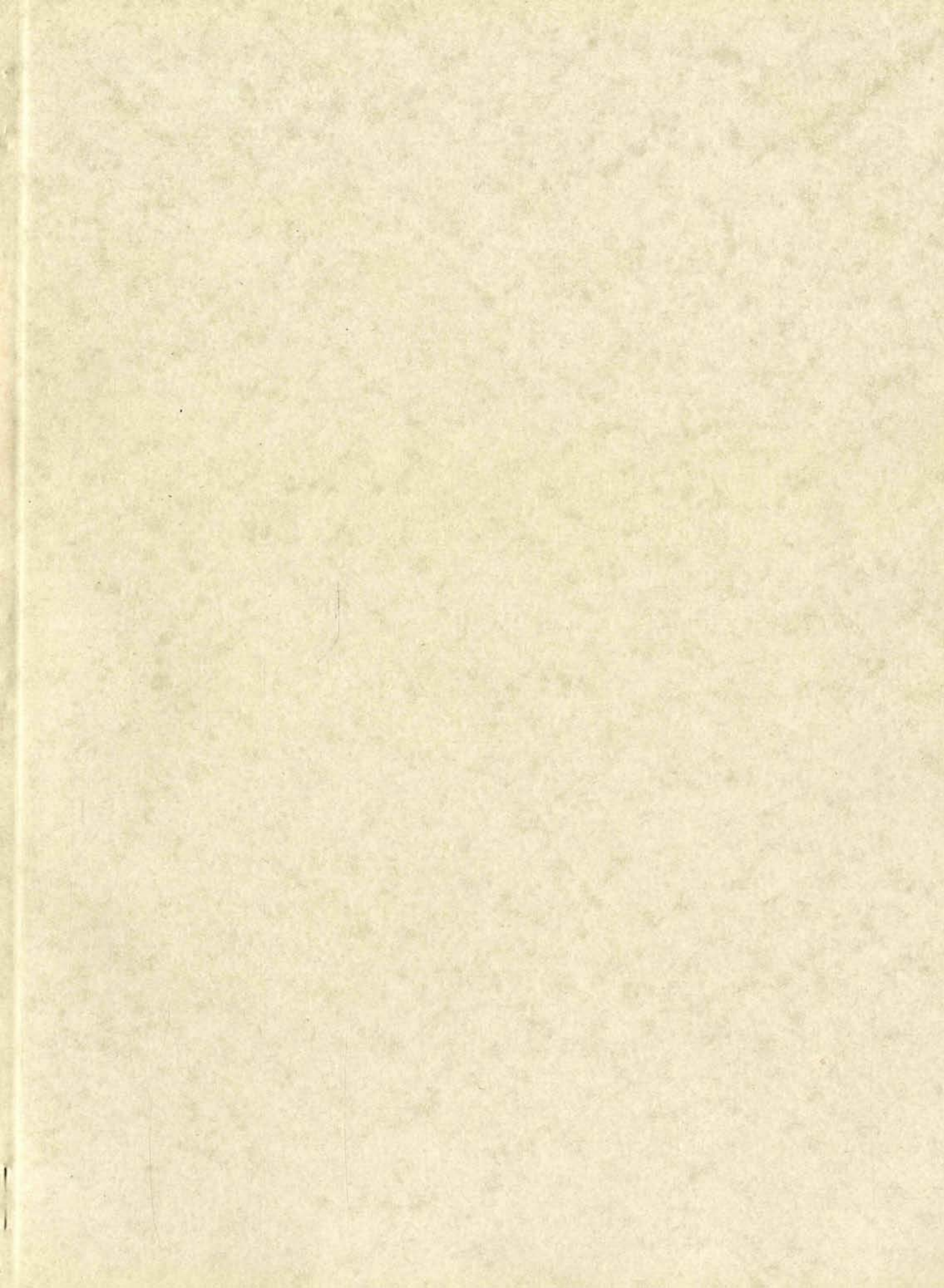
**Fast vergriffen!**

Auslieferung: Fontane-Buchhandlung Dora Pohlmann, Berlin-Neukölln, Hermannstr. 54

Es kosten die Jahrbücher je 4,50 DM  
der Märkische Wandergruß 3,— DM  
Schriften 1 2,75 DM  
Schriften 2 4,— DM



KARL SALOMO  
Berlin-Neukölln  
800 Expl./Febr. 1957



[www.books2ebooks.eu](http://www.books2ebooks.eu)